BOERNE.

ANTHOLOGIE.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

National-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Neunter Band.

Ludwig Börne.



BÖRNE

National-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Neunter Band.

Ludwig Börne.

Mit der Biographie und dem Portrait des Verfassers.

Hildburghausen und New-York.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

Ludwig Börne's

Aphorismen

und

Fragmente.

Mit einer Auswahl seiner Pariser Briefe.

Fragmente.

Wahrheiten.

Ein französischer Minister, selbst wenn er in Amtssachen einem Bürger schreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre zu verbleiben." Der König selbst, in seinen Ordonnanzen, nennt auch den letzten seiner Unterthanen Herr, selbst wenn er ihn straft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen. Aber jeder Amtssekretär, im kleinsten deutschen Städtchen, dekretirt: „Hat sich der Johann Christoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsstube einzufinden, um die ihm gnädigst bewilligte Gratifikation, gegen Bescheinigung, in Empfang zu nehmen." Der Deutsche ist nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach Oben, und gebraucht nach Unten die Krallen. Er führt über seine Courtoisie italienische Buchhalterei; hat er eine Schmeichelei in's Soll gesetzt, schreibt er schnell eine Grobheit in's Haben. Jeder Regierungs-Kanzelist, jeder Bube von Polizei-

Commissär hält sich für einen Statthalter Gottes auf Erden, und ist von Gottes Gnaden ein Grobian.

Wer lange leben will, der bleibe in Deutschland, besuche im Sommer die Bäder, und lese im Winter die Protokolle der Ständeversammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier schnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist, Herz und Sinn suchen und finden sich — keine Mauer einer traurigen Psychologie hält sie getrennt. Wenn man in Deutschland das Leben destilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Wasser verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft.

Die Freiheit, für die man kämpft, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt; die Freiheit, die man hat, ist eine Gattin, die uns unbestritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt, weil sein Herz still und friedlich ist? Laßt sie ihm untreu scheinen, wie wird seine Brust pochen; laßt sie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet sehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den schönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner

Einen an seine Freiheit tasten, und Ihr werdet sehen, wie er die Feder wegwirft und nach dem Schwerte greift, wie ein katalonischer Jüngling!

Die Geheimnisse der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt; denn die freie Luft zerrisse das überfeine Gespinnst. Und das Erzeugniß so vieler Tage, so vieler Hände, so vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windstoß hebt den Schleier auf und eine einzige Minute zerstört die Täuschung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euern Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus, und kleidet den Bürger wie den König.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den neuen obwaltenden Verhältnissen bedenklich gefunden würde, so möge der Druck derselben zwar von der Censur verboten werden, aber die Regierung sollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfassers an sich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren sogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren, bis die Zeit komme, wo die Bekanntmachung derselben zum allgemeinen Besten ersprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichste Folge des Preßdruckes, nämlich die Beschränkung des menschlichen Geistes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von solchen, dem Umlaufe ent-

zogenen Werken bilde sich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geistigen Hungersnoth Rettung bringe.

Es ist leicht, den Haß, schwer, die Liebe, am schwersten, Gleichgültigkeit zu verbergen.

Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Reinige dich!

Die Geschichte lehrt uns Tugend, aber die Natur predigt unaufhörlich das Laster.

Das Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ocean des Lebens im Gleichgewicht erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

Der Eigensinn einer Frau ist auf eine ganz wunderliche Art befestigt. Der Graben ist hinter dem Walle, und hat man die steilsten Einwendungen erstiegen, und glaubt, jetzt wäre Alles geschehen, entdeckt man erst, daß das Schwerste noch zu thun sey.

Ein konstitutioneller Thron ist ein Armsessel, ein absoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürsten sind, ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach, dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfassung sorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit, als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfassung bewilligt, die ihr Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiser der Franzosen.

Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen.

Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht Jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenschaft der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren seyn muß: so ist es die Dummheit. Es gibt für jeden Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er

den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht sehen. Ueber enge felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

Mit Cicero begann jene bis auf unsere Tage herabgehende Zeit, wo sich das Licht von der Wärme, die Einsicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geist vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil sie nur den einen, oder nur den andern besaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einsichtslos die Kraft zum Bösen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geistreicher Staatsmann, wenn er sprach oder schrieb, war unwissend und verblendet, wenn er handeln sollte. Er hatte den Muth des Geistes, aber nicht den Muth des Charakters, und er verstand nicht, daß zur Heilung einer schlechten Zeit, wo sie je möglich ist, man zu guten Zwecken sich schlechter Mittel bedienen müsse. Octavius war der Mann seiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Ministerialismus. Er zuerst übte die Kunst, die Freiheit des Volkes, statt, wie es früher wohl geschah, zu morden, zu rauben oder zu stehlen, zu übervortheilen, und durch jüdische Schlauheit sich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Cicero's, einst einen seiner Neffen besuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's lesend, das er bei'm Eintreten des Cäsars schnell zu verbergen suchte. Augustus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und sagte zu seinem Neffen, indem er es zurückgab: „Das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, der sein Vaterland sehr liebte." Das ist ganz der stolz-gutmüthige Ton eines

modernen Staatsmannes, der einen unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht schaden kann, nach seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Im Kampfe zwischen Adel und Bürgerschaft hat der Adel, er mag angreifen, oder sich vertheidigen, den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind streitet, der in der Ebene steht.

Die Vorsehung ist auch weltklug und heult mit den Wölfen, wie der schlaueste Mensch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft sie die Maske ab.

Die deutschen Blätter, die politischen sowohl, als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten, als spielen und singen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel

und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen seyn, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September Demoiselle Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O, es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurück versetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen, und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiter zieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustechen. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete man sie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt jene Vorläufer Unruhestifter, Verführer, Schwärmer, und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter, mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr, als sie gebraucht und verlangt.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich, mein Bester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habsüchtige Verschnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und, was nicht zu leugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften, die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diocletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat, es sey nichts schwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Palast eingeschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm diese Leute vorreden, besetzt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz, der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent wird, wie Diocletian sagt, verrathen und verkauft."

Vor der Revolution war es am französischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, so oft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtiget wurde. Eine ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn die Spanier und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemonteser, wenn die Russen sich unartig betragen, bekommen die armen

deutschen Kinder Ohrfeigen. Es ist gar zu betrübt, wir müssen machen, daß wir groß werden.

Ein redlicher Mann will zwar nur Recht behalten, wenn er Recht hat; doch das Recht haben soll er mit seinem Gewissen und vor Gott ausmachen, aber mit Menschen soll er um das Recht behalten streiten. Diejenigen plebejischen Sachwalter erscheinen mir daher sehr abgeschmackt, die, statt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten sprechen.

Die Staatsbaumeister glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man blos die Schornsteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwissenheit das Uebel vergrößert.

Herr von Hornthal hat in der bayerischen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die bestehenden strengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verschwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konstitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung ge-

heimnißvoll verfährt, so ist dies das Traurigste nicht — das Traurigste wäre, wenn sie das Bedürfniß fühlte, so zu verfahren. Wenn bestehende und bekannte Gesetze in gegebenen Fällen nach voraus bestimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verschwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die sich selten auf den theoretischen Werth der Gesetze verstehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich sie sind? Wozu jener Hokus Pokus und aller sonstiger Schnickschnack, dem man in dem Treiben der Beamten so oft begegnet? Ernst soll der Gesetzgeber, streng der Richter, aber der Verwaltungsbeamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug seyn. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünstlerisch verfährt und die Schärfe des wundärztlichen Messers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlassen kann, von demjenigen unterscheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt, und sich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutschen Amtsstube riecht Alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, so geschieht von zwei Dingen eins. Entweder man ist unerfahren, und dann fühlt man sich das Herz wie zugeschnürt über diese ängstliche Stille, diese Grämlichkeit der Beamten und ihr geisterartig hohles und gefühlloses Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man nur allzugenau weiß, daß diese finstern Götter so unerbittlich nicht sind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräsentativen Verfassungen ein ewiger Frühling herrsche. Aber sie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen

schmilzt, während er sich in unbeschränkten Monarchieen zu Gletschern und Lawinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volks zeugen von Stärke.

Denkt euch: ein Arzt untersagte seinem Kranken jede anhaltende Bewegung, sie könnte ihm tödtlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgsam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte sagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen, den Kranken seinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jetzt denkt euch: ein Volk sey krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat sich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbessern, die Staats-Aerzte dasselbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? . . . Ist Bewegung schädlich, so ist es jede, sie richte sich vorwärts, oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das Volk an dem Orte, wo man es eingeholt, in's Bett zu legen und die Krise abzuwarten.

Die Macht, als sie selbst noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinsen ihres Vermögens und war

glänzend genug. Jetzt aber, weil alle Bedürfnisse der Menschheit so kostspielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf Leibrenten gestellt. Daher scheint es, als hätten ihre Mittel sich vermehrt. Das die erste Hälfte des Geheimnisses. Die andere Hälfte ist: früher wurde durch Hebel regiert, jetzt geschieht es durch Menschenkraft und so weiter. Der Leser wird gebeten, den Spuren dieses Gedankens nachzugehen.

Es wäre nichts leichter, als die alte Zeit wieder herzustellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern sagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu streuen.

Welche Staatsverfassung ist die beste? „Diejenige, die am besten verwaltet wird." Diese Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Besitz, und über deren zeitigen Besitz das ewige Recht daran vergessen zu machen. Man könnte eben so gut, nämlich eben so falsch, auf die Frage: Welches Geschöpf ist das vollkommenste in der Reihe der lebendigen Wesen? erwiedern: das gesündeste, — woraus folgen würde, daß ein gesunder Pudel höher stände, als ein kranker Mensch. Dieses ist aber in dem Grade unwahr, daß sogar ein kranker Weiser mehr als ein gesunder

Narr ist; denn der Weise kann gesund, der Narr kann aber nie weise werden.

Bei jeder Ministerialherrschaft (in der Kanzleisprache absolute Monarchie genannt) ist es Grundsatz und muß es Grundsatz seyn, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu untersuchen und zu bestrafen. Eine Regierung solcher Art steht dem Volke stets kriegerisch gegenüber; und wie ein General im Feldlager den Ausschweifungen der Soldaten, wenn sie nicht den Dienst betreffen, nachsieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, so finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihre Vergehen. Nur die Insubordination der Beamten wird bestraft. Man nehme jeden beliebigen Staat, wo keine Volksrepräsentation Statt findet, und gehe einen Zeitraum durch so lange als man will, und dann berechne man, wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt bestraft worden sind, und ob sie nicht immer, wenn sie ja Absetzung oder eine Strafe betroffen, sich diese wegen Subordinationsvergehen zugezogen hatten.

Wenn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Gesetze als bloße Befehle anzusehen, denen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern weil man sie fürchtet.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernst, wenn ich das sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen akademischen Lehrer (so lange nur kriminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiseste Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die Bessern unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jetzt ist es besser. Man soll zittern vor ihr; denn der Geist sey König der Welt, und das Recht sein Schwert.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?“ fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre Majesté!“ antwortete dieser mit tiefer Verbeugung. . . So schmeichelt man noch heute den Fürsten, sie könnten die Stunde bestimmen, in welcher die Zeit in's Kindbett kommen soll.

Die Fürsten hätten sich und ihren Völkern viel Unheil ersparen können, wenn sie die Hofnarren nicht abgeschafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr sprechen darf, handelt sie.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schicksal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenschaften der Menschen benutzt, um seine Zwecke zu erreichen. Dieses ist so klar geworden, daß man sich freuen muß, wenn der Unverstand oder der böse Wille einflußreicher Menschen hervortritt; denn das ist ein untrügliches Zeichen, daß das Wünschenswerthe sich seiner Erfüllung naht.

Wenn es wahr ist, daß der Bandwurm sich erneuert, so lange der Kopf besteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwischen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euern Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — seyd nicht länger der Kopf des Bandwurms.

Gewisse Leute leben, als wüßten sie, daß sie am andern Morgen gehängt werden. Auch sind sie wirklich verurtheilt; nur daß die Tage des Schicksals keine Sonnentage sind. Darum wollen wir ihrer letzten Mahlzeit, so theuer sie uns auch zu ste-

hen kommt, mit Vergnügen zusehen, ihr Appetit sey unser Trost.

Deutsche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt: Er habe die Ehre gehabt, mit dem König von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige, unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der civilisirten Nation in Europa von ihren Gästen!“ rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu seyn wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maß der Ehrfurcht, das ein freies, unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beobachtet werden, was ist tadelnswerther, die Verkürzung, oder Ueberschreitung jenes Maßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehten, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungsschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt, mit dem König zu speisen; bei'm Himmel! alle deutschen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preußen, die wären eine „civilisirte Nation,“ weil sie 1806, am Abend des Einzugs Napoleons in Berlin, die Stadt auf's Prächtigste erleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmährchen belächeln!) Also die Deutschen wären „civilisirter,“ als die Franzosen, weil sie, wenn 'es dem König von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, sie

mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchst Dieselben jede Nacht zu schlafen, um wie viel Uhr in's Bett zu steigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa zu Allerhöchst Deren Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht, als seinen eigenen bezeigt, verräth hiedurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es gibt deutsche Blätter, die nie von dem Vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mittheilen; aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verstorbenen Königin von England uns Monate lang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es gibt deutsche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt, und wie viel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputirtenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstill schweigen. Es gibt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Constantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet; aber den Rauch in ihrem eigenen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmieget und windet sich, als wäre es der Hofmarschall Kalb bei allen Fürsten Europens. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

Der heilige Bund. — Der Fürst von Leyen hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlornen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen, als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes, auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches, besorgtes Herz läßt sich dennoch von der Furcht überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine schmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürsten, die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten, als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetschern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt, oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns gegen die Versprechungen irdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexander's loderte und das die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geschehen, daß die stille, reine Quelle seines frommen Herzens zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäischen Höfe durchfließt, wo auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Straße, die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden so viele Regierungen zum Beitritt des heiligen Bundes zugelassen? Alexander's einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grundsätze, von welchen der Fürst von Leyen Ersatz für seine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündnisses sich verpflichteten? Die himmlische kann es nicht seyn, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört, um zu schaffen, nimmt, um zu geben, raubt, um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag, als den Besitz zu heiligen und das Bestehende zu schonen, ist's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber diese Gerechtigkeit, wenn sie weiter, als über die Verhältnisse der Einzelnen, wenn sie über die der Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender, als die schnödeste Willkühr. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit, und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker an vergängliche Fürstengeschlechter fest. — Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der gemeinschaftliches Eigenthum aller europäischen Regierungen ist und den jeder Berechtigte, sobald ihn dürstet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüstet, anfüllen wird.

„Alles für, Nichts durch das Volk" — sagen die Schlauen. Das heißt, in's Aufrichtige übersetzt: Nicht am Gelde und Gute ist uns gelegen, sondern nur daran, daß wir herrschen. Wer aber ist der gefährlichste Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Mensch, der nur nach Reichthum

und sinnlichen Genüssen strebt, denn dieser läßt sich abfinden, und hat die Macht sich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Palästen gebettelt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist der Herrschsüchtige; denn selbst das Gute thut er nur mit Willkühr. Nicht Mirabeau, ein Lüstling und ein bestechlicher Mensch, sondern Robespierre, der den Reichthum verachtete, ward der Tyrann seines Vaterlandes.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag seyn und dann hören die Schreier von selbst auf.

Die Natur der Dinge und was schön sey, oder mißgestaltet, malt euch jeder Batzenspiegel nicht minder treu zurück, als das hohe, stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemaches. Die Weltgeschichte pulsirt in Täglichkeiten. Darum, wer emsig ist und frohen Muthes, zu forschen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern.

Beschränkten Menschen ist es eigen, daß sie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreise ihrer Fassungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geistes oft irre macht. Sie sind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

Die Fürsten sehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichste Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, so werden sie von der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen eitler, thörichter und pflichtvergessener Pfuscher an.

Alle Ansprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz sind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missethäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die Zuversicht, daß Recht geübt werde, ist Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an seine Gerechtigkeit; nur an

Gott glaubt man, die Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das constitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich unterrichtende Beispiele finden — es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erst kaufen und bezahlen müssen.

Man sollte die Ministerstellen erblich machen, damit diejenigen, welche sie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familieninteresse fänden, und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil sähen. Schlimme Fürsten haben, an die Zukunft denkend, manche böse That unterlassen; einen eigensüchtigen Minister hält Nichts zurück. Zu wissen aber ist, daß die politischen Trennungen und inneren Kämpfe, die jetzt stattfinden, nichts Anderes sind, als ein Streit zwischen Volksfreiheit und Ministerialgewalt.

In der bürgerlichen Gesellschaft gibt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geschmä-

lert, dann zieht es sein Kapital mit Recht zurück und sucht sich einen sicherern Schuldner.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

Wenn der Fürst glaubt, das Volk sey ein Kutschpferd, das, mit Gebiß und Scheuleder versehen, der Staatskarosse, in welcher nur er sitzt, vorgespannt werden müsse — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe: dann irren beide.

Es ist Wahrheit: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft, oder ein Schuldner der Menschheit eingesteckt, dann werden zuvörderst die Prozeßkosten, Defensionsgebühren und Spor-

teln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privat-Entschädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt.

Jene schöne Zeit, da noch — wenn selten ein schadenfroher Geist über Völker und Länder zog — Nichts bebte, als die Erde und man Menschen mehr fürchtete, als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder seines Lebens ist gesprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, ist Nichts, als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die, in ungemessener Thätigkeit sich abhaspelnd, dem Stillstande und dem Tode zuläuft.

Den Füchsen hat man die Freiheit in engen Flaschen, den Störchen in flachen Schüsseln vorgesetzt. Die schlauen Füchse werden sich zu helfen wissen, sie werden der Flasche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen sich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an, sich den Schnabel putzen zu lassen! . . Aufgabe zur Uebung des Verstandes: Wo sind die Füchse und wo sind die Störche?

Ihr möget immerhin in Hübner's synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sey,

als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn Teut. So ehrliche, gute Häute, als wir, hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall, und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und allen Kriegen gedient.

Ist die Erde eine hohe Schule, dann sitzt der Deutsche auf dem Lehrstuhle der Logik; er schleicht von Satz zu Satz und kommt nicht zum Schlusse, und schließt er, so beschließt er Nichts, und hat er beschlossen, und er wäre reif zum Handeln, so kehrt er um, denn das halbe Jahr ist vorüber, neue Füchse suchen ursprüngliche Belehrung, das Heft wird zurück geblättert, und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit solchem fröhlichen Muthe übernehmen sie die Mühen des Sisyphus, daß sie zu beneiden sind, statt zu beweinen; man möchte seyn wie sie. Als die französische Revolution ihre logische Kette zerriß, da wurden sie ganz verdutzt, und breiteten sich, was damals noch zu entschuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räusperten sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geschaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz und griffen zur frischen Gegenwart. Abermals räusperten sie sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland fielen in's Wort; immer von Neuem angefangen, und so wird die

Welt untergehen, ehe sie zum siebenten Tag der Schöpfung kommen.

In Meinungskämpfen sey man dann am vorsichtigsten, wenn die Gegner sich uns nähern und uns beistimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, sobald die Höhe erreicht ist.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beschmutzten Welt.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinste zugleich; sie fordern Liebe, und auch, daß man artig gegen sie sey — eine Million in Scheidemünze.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es sie sich genommen, nicht da, wo man sie ihm gegeben: So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft seinen finstern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht, was er thut; dem sich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und gehet froh und besonnen nach Hause.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenschaaren, die, Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimath, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch eurer Viele nach langen Leiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo eure Söhne ungeneckt eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt Keiner fröhlichen Muthes das Land, das ihn geboren, und Niemand vermag ohne Schmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber ermannet euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde unter euern Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht auf-

geben will, wird es ihm noch dienen müssen. Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daseyns in den verschiedenen Welttheilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Uebermuth seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kalten zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und sinkt endlich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

Man bauet selten seine Meinung auf festem Grunde, man baut sie in die Luft, gibt dem Zimmerwerke schwache Stützen, und erst, wenn man mit dem Dache fertig ist, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urtheile geht oft ein Vorurtheil her.

Napoleon war der hohe Priester der Revolution, und als er so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde, und seine Macht ging unter.

Wie habe ich mich auf meinen Reisen bemüht, etwas zu finden, das lächerlicher wäre, als die deutsche Censur! Aber

ich habe vergebens gesucht. Wenn wir durchaus nicht reden wollten, sollten uns die deutschen Staatsmänner auf die Folter spannen, uns zum Reden zu zwingen. Jede freie Zeitung würde Preußen ein Regiment ersparen. Auch wissen sie das sehr wohl, nur meinen sie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geist in kleine Riechfläschchen und verstopfen diese gut, und wandelt sie eine Ohnmacht an, greifen sie nach dem Spiritus. Es ist gar nicht zu sagen, welchen Hochmuth die deutschen Staatsmänner gegen die Schriftsteller zeigen, sobald diese von etwas Gegenwärtigem, Lebendigem, Baarem reden. Die Wahrheit dürfen wir besitzen, aber das Münzrecht derselben behalten sie sich vor. Ich will nicht behaupten, daß sie uns so sehr verachten, uns nicht für hängenswerth zu halten; aber sie verachten uns ziemlich, beschauen uns von hinten und vorn, lachen über unser düsteres, led̈ernes, fremdartiges Ansehen, wünschen spöttisch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus dem dunkeln Schacht gebolt. Das freie Wort belästigt sie wie eine Mücke. Die Unglückseligen! Darum zählen sie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind so viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländische Macht. Es wird ihnen so bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; sie wissen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß den Dicken der Schlag droht. Sie wissen nicht, daß es in unsern Tagen nur das Herz ist, welches siegt, welches erobert.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine be-

grabener Geschlechter und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geschick begünstigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachsen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel und werden unsterblich. Göthe und Napoleon gehören zu den Einen; Voltaire, Rousseau, Washington, Lafayette zu den Andern.

Es ist nichts angenehmer, als aus einem Uebel, das uns begegnet, Vortheil ziehen — und man kann das immer. Dieses ist in einem andern, als dem gewöhnlichen, aber in einem schönern Sinne, eine Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, sollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; sie sind unsere Herren, für sie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte ist mehr, als der Greis auf dem Throne. Schon darum muß man suchen Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrscheinlich an Höfen gedient.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah' geleg'nen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde, noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sey; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, Jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Noth, die Wagen rollen nicht minder schnell, Keiner verliert und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegen stürzen darf ... So auch gehen Gedanken und Reden, wie früher, ihren gewohnten Weg, nur leisern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

Würde einst das Menschengeschlecht so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarung dieser höllischen Religion enthielte, schon vorlängst fertig und gedruckt — in Llориente's Geschichte der spanischen Inquisition. Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, dreihundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklichern, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich ver-

rathen; welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es gibt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort Inquisition dafür. Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen), die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Auto-da-fe's, was Füseladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das heilige Offizium bediente? Treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie frei gesprochen, wenn ihnen ein General-Inquisitor nahe steht. Wer dieses Werk Lloriente's kennt, und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menschen es nur tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug, sich zu erhalten, und keine neue listig genug, sich einzuschleichen.

Revolution heißt eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung, so lange diese Umgestaltung noch im Werden, noch nicht vollendet ist. In diesem Sinne ist Deutschland auch im Revolutionszustande, und die von der Bundesakte zugesagten ständi-

schen Verfassungen sind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es ist, die Ludwig XVIII. bewilligte — sie wurden nicht **gegeben**, sondern **nachgegeben**.

So gewaltige Dinge auch geschehen sind seit dreißig Jahren, so war der Schauplatz dieser Geschichten doch nur erst ein Fechtboden, nur Rappierstreiche sind bis jetzt gefallen, **der Ernstkampf soll noch folgen**.

Die sogenannte „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte," wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward, ist die Chronik eines Tollhauses, von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so gutmüthig, zu bekennen, daß viel besser, als sie selbst, jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande gewesen wäre, die Geschichte Europa's zu schreiben. Und jetzt lese man die Werke solcher Kammerdienerseelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer stand, suchten sie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger Miene in die Tiefe und sagten: das thäten die Kieselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrocks hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie bald eine

fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster, bald ein paar Handschuhe alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hofleben der Tarquinier so geheim gewesen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen, als die neuern Geschichtschreiber: dann hätte auch er mit dem Stolze eines historischen Kolumbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lukretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unsern jetzigen Repräsentativ-Staaten sind zwar die Kabinette weniger verschlossen, als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr, als jemals. Man durchwandle die Milchstraße der deutschen Zeitungen, man lese darin die Mittheilungen der Pariser Privat-Korrespondenzen, welchen, wie den Weisen aus dem Morgenlande, Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die, wie das thierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient — davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit, da, wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren .... Hätte man Benjamin Constant im Staatsrathe gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberceremonienmeister wieder gegeben, so sähe man sie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“

Kann man so etwas schreiben und auf Bestimmung hoffen? kann man so etwas lesen und gelassen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volks von diesen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeisterstab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eigenen Vortheil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer, schmutziger Weg führt aus dem Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

Derselbe Politiker sagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europa's überschauen, so finden wir eine große Aehnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Christenthum im Gegensatze zum Heidenthum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend auftrat, so jetzt die sogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion, als die ihrer Chimärenpolitik . . .!“ Unser staatsweiser Mann hat zu scharf

geladen, die Büchse ist ihm in der Hand geplatzt und hat ihn selbst verwundet! Ja freilich ist es so; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde damals die Christuslehre verspottet und verfolgt — aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom ist nicht mehr und das Christenthum besteht noch in seiner Kraft. Das römische Reich ist nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde; so lange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb sie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet, als ein Tröster der Leidenden, als ein Krankenwärter der siechenden Menschheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „sogenannten liberalen Ideen" unserer Zeit wirken freilich, wie das Christenthum bei seiner Entstehung, **negativ** und **zerstörend**; aber wie kann das anders seyn? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. **Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verweste Körper einscharren.**

Die französische Revolution wird nach und nach in alle europäischen Sprachen übersetzt werden, und es ist nicht rathsam, dieses zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt, französisch zu lernen, um das Original zu verstehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Uebersetzung verbessert werden. —

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke gestattete, sollten nichts als eine Probe seyn, obwohl die Ketten noch gut anliegen. So geschieht es, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

Es gibt politische Schriftsteller in Deutschland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einsicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken sie nicht, was sie sich vorbedacht, und was zu wünschen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil sie, ängstlich, mißverstanden zu werden, unverständlich sind. Denn sie ahnen es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutschen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit sey. Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute, wenn sie mit Franzosen sprechen, die ihre eigene Muttersprache ausländisch radebrechen, weil sie glauben, sich so deutlicher zu machen.

Es ist eine lächerliche Unbesonnenheit, daß die Anwalte der Aristokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräusch bemerklich machen: Der Friede in Europa würde, der verbrecherischen Hoffnung der Liberalen zum Trotze, erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könnte. Also hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu sichern. Aber sind solche Geständnisse nicht deutliche Winke, jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

Unglücklicher Weise hat die sittliche Blindheit viel Aehnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird schwer gehoben, man muß den Staar erst reif werden lassen. Aber darüber vergehet ein großer Theil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverständliche Welt. Was er früher begriffen hätte, sah er nicht, und was er jetzt sieht, begreift er nicht.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es gibt auch eine politische Apoplexie.

Eine unbeschränkte Herrschaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Besitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten. Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle bei Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte, und dabei lachend ausrief: wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt! *)

Das Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ocean des Lebens im Gleichgewicht erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

---

*) Trifft euer jüngst geschmiedetes Schriftlein auf den Kopf, ihr Herren in F.

Frankreich ist das Zifferblatt Europens; hier sieht man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst schlagen hören, um die Stunde zu erfahren — man verhört sich aber leichter, als man sich versieht.

Namen, nichts als Namen! Das ist die ewige Verblendung der Aristokratie. Sie verstehen sich nur auf Menschen, nicht auf die Menschheit, und verwechseln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereignisse, meinen sie, entsprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verstopfen brauchte, um den Geschichten ein Ende zu machen. Von den Schleusen des Himmels haben sie keine Ahnung, und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden sie sagen: Das ist eine Intrigue, und hingehen, ihrer Quelle nachzuspüren.

Jede Revolution endet, wie sie angefangen; wer daher nur versteht, die wesentlichen Erscheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterscheiden, kann sicher vorher sagen, wie sich die Geschichte dieses oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich stille stehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzosen eine constitutionelle Monarchie — und sie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königthum umstürzen, noch die Ultras, welche die Konstitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und sie anbellen, rennt man schreiend und die Zähne fletschend hinter den Freigesinnten her, die doch nur die Räder sind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geist aber, der sicher und bequem in der Kutsche sitzt, erreichen sie, ja sie gewahren ihn nicht!

Es wird noch dahin kommen, daß man in politischen Schriften sich nur der Vokale wird bedienen dürfen: A, e, i, o, u, — nichts Allgemeineres als das. Diphthonge haben schon viel Unbescheidenes, und man wird sie blos in den seltenen Fällen verstatten, wo es Noth thut, das Volk zu begeistern — so etwa in Befreiungskriegen. —

Lord Londonderry, der sich auf dem Festlande seinen Doktorhut geholt — denselben, den er gegen das Federmesser vertrödelte, mit dem er sich die Gurgel abschnitt, sagte einst, da er dem Parlament die Gewaltbill gegen das aufrührerische Irland vorlegte (wie man nun immer bereit ist, Zahnschmerzen durch Ausreißen der Zähne zu stillen): „Uebrigens kann ich die Kammer versichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretischen Grundsätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpesten, in gar keiner Verbindung stehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entspringt, wären diese auch eingebildet, mit jenen schlechten Lehren nicht verwechseln, die zu Allem führen, nur zur Freiheit nicht. . . . .“

Das heißt: Als Beklagter, wegen einer Schuld und deren Zinsen, die Schuld der Zinsen eingestehen, und die des Kapitals ableugnen! Woher die Zinsen?

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sey in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Philadelphia's und Pinetti's auch die aufgeklärtesten Menschen in Erstaunen setzten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taschenspielerstreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, diese politischen Schwarzkünstler, haben nichts von ihrer Zuversicht verloren, und sie behandeln uns noch immerdar wie dummes Volk. Sie beschwören Geister, verwandeln Könige in Buben, escamotiren Brieftaschen — und damit glauben sie uns Furcht und Ehrfurcht einzuflößen. Wir Andern haben das auch gelernt, wir wissen einen Hohlspiegel zu gebrauchen,

können die Volte schlagen, und haben unsere Gevattersleute so gut, wie sie. In der dunkeln Kammer der hohen Polizei wird jetzt manchmal lustige Wirthschaft getrieben. Einst hatten sich drei Schelme zusammengethan, einen Freund zu necken und zu ängstigen. Sie umgaben sich mit weißen Tüchern, traten in sein Schlafzimmer, und hielten da einen schauerlichen Gespenstertanz. Aber der Freund war noch schelmischer, als sie. Er wickelte sich unbemerkt in sein Betttuch, sprang leise aus dem Bette und mischte sich in den Tanz der Geister, so daß diese mit entsetzlichem Geheule davon liefen. Die Herren Schwarzkünstler sind zwar sehr verschieden, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verschiedenen Ländern auch solche Streiche begegnet sind.

Ja, keusch, kalt und blaß wie der Mond ist das deutsche Volk; keusch, weil kalt, kalt, weil blaß, und blaß, weil blutleer. Doktor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Mondes Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo gibt es aber ein Brennglas, groß genug, sich über die Köpfe von dreißig Millionen Menschen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein solches. Napoleon sagte damals, die Deutschen hätten das Fieber, und wir spotteten des Spötters; jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung an den Puls, man lese die deutschen Zeitblätter! Wasser, Essig, oder eine fade Tisane überall. Wer Geist hat, gibt ihn; doch kann man den ganzen Tag über den Zeitungen sitzen, man ist am Abend so dumm, als man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wülstige Fülle, es müßte denn einmal das Schicksal selbst

mitarbeiten und etwas Knallendes geschehen lassen, oder es müßte ein geistreiches Wort aus Frankreich herüber geschrieben werden. Die armen Zeitungsschreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geschieht, das sehen und hören sie nicht. Sie schiffen ohne Kompaß auf dem Weltmeere der Geschichte, und selbst die Besten unter ihnen, wie Görres, verstehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten, und wissen sich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken, oder über die Weitschweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel aus Frankfurt, dessen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollständig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. November bestimmte Eröffnung des Bundestages bis zum 7. Dezember zu vertagen, wurde in der am 21. November gehaltenen Sitzung der Bundesversammlung durch Abstimmung beigetreten." Dieser kurze Bericht wird am genannten Orte zu hundert drei und fünfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt! Ich habe aus stylistischem Forschungstriebe drei Mal den Artikel gelesen, und konnte das Geheimniß seiner Abfassung nicht entdecken...... O, die armen Zeitungsschreiber! Was ihnen die Türken für Noth machen: Krieg, Friede — sie können diese Wörtchen nicht ausschreiben, mitten in der Sylbe kommt ein Widerruf und sie werden wie die Bälle hin und her geworfen. Es ist das wahre griechische Feuer, das ist beseelt, denn es brennt im Wasser fort. Sagt ihr etwa: die Censur hindert uns? Aber die Censur hindert doch Keinen, für die Fürstlichkeit zu sprechen, und geschieht das mit mehr Sinn und Geist? Man vergleiche gewisse Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder sagt ihr, die französischen Schriftsteller hat

die Revolution zur Redekunst gebildet? Ist denn die Revolution für euch nicht da gewesen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicetre gesessen oder ausgewandert gewesen seyn, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüth mangelt euch, das ist es; denn der Kopf ist nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — seht, mit welcher Begeisterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern spricht, die sich in Barcellona eingeschlossen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was sie auch getrieben, sie haben der Menschheit genutzt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris streckt seine Arme nach ihnen aus, und festlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden sich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den sich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbst die Akademie, diese ängstliche Schnürbrust des französischen Geistes, hat zu ihrem Dichterpreise die Hochherzigkeit jener Aerzte gewählt. Was wäre in einem solchen Falle in Deutschland geschehen? Man hätte im Lande herumgebettelt und so viel gesammelt, den hinterlassenen Waisen der Aerzte einige Bretzeln zu kaufen. — In die stille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen und zündete, und da beschlossen sie, ihrem Mitbürger G ö t h e ein Denkmal zu setzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Bunde, ja, bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schikken. Ich weiß nicht, ob es geschehen ist, aber das weiß ich: Göthe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer Väter schämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen ist. Geht, ihr müßt anders werden, so taugt ihr nichts.

Die meisten sogenannten edeln Menschen haben nur Krämertugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armuth und bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber ist ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker, als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterfluth, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im stillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter schelten — sie hat doch geduftet und den Menschen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch keinen erquickt, den Sturm lästern, der es geschüttelt? Soll die Luft still stehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein, wahrlich, der Löwe, welcher starb und auch nur einen Esel schonend übrig ließ, der seine Leiche mit Füßen tritt — das war kein grausamer Löwe!

Bei den Pferde-Wettrennen in England gewährt die Regierung demjenigen, dessen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preise werden durch ein Jury zugesprochen, welche aus Pferdebesitzern gebildet und von der Regierung ganz unabhängig sind. Man sieht, daß es in England die Pferde besser haben, als in Deutschland die Menschen.

So Noth that es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

Löwen und Despoten sehen schärfer in der Dunkelheit, als bei Tage.

In einer gewissen Beziehung kann man freilich mit Grund sagen, daß die Gelehrten und Philosophen die französische Revolution befördert haben, so betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen seyn muß, und daß die Schriftsteller allein es sind (wo nämlich keine Volksvertretung stattfindet), durch welche die öffentliche Meinung sich ausspricht. Doch den Philosophen darum einen verbrecherischen Theil an den Uebelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuschreiben zu wollen, ist eben so ungerecht als lächerlich. Sie sind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, sie sind ihr vielmehr selbst unterworfen und verhalten sich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, sondern nur der Sinn seyn. Die Philosophen, welche die Gesinnung des Volkes aussprachen und verriethen, noch ehe sich diese in Thaten offenbarte, waren vielmehr heilsam und haben den Jammer der Zeit sehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen sind, breitet sich die öffentliche Meinung von selbst aus, die Schriftsteller und Redner aber führen sie durch Kanäle unschäd-

licher ab. Man irrt sich, wenn man den Rednern geschehenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, sie hätten Leidenschaften aufgeregt; sie haben sie vielmehr unschädlicher gemacht, indem sie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, dessen begleitenden Donner wir vernehmen, ist schon unbeschädigt an uns vorübergegangen. In Revolutionen sind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verschuldet, sondern nur die versteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demselben nicht geschlagen, sondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verlust berechnen — und das ist besser.

Die Freiheit der Presse hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn sie dieser ausweichen, stürzen sie sich in's Verderben. So hat schon tausend Mal der Blitz Diejenigen erschlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen suchten.

Erst vor wenigen Jahren hat die römische Kirche die Galileische Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politischen Ptolomäer noch von ihren verrosteten Schwertern erwarten, da sie sehen, daß selbst der blankeste Muth sich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unserer Tage über die bürgerliche Ordnung ist ganz der alte Streit zwischen dem Ptolomäischen und Kopernikanischen Planetensysteme. Es fragt sich, ob die

Erde stehe und um ihre Kleinheit sich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin sey? List, Drohung, Gewalt, Bestechung, Schmeichelei — Alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeschüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge knieend Abbitte zu thun; aber im Aufstehen wird sie sich ermuthigen und wie Galilei ausrufen: Und doch bewegt sie sich!

„Les corps (constitués) n'ont point d'ame" — sagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieses Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weitesten entgegen ging, sie am ehrerbietigsten empfing, sie am freundlichsten begleitete, ihnen am niederträchtigsten schmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am sorgfältigsten säuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tisch, den vollen Becher vorbereitete, und so dem Vaterlande und dem angestammten Fürsten zuerst und am offensten die schuldige Treue brach? Wer that dieses? Das thaten die Staatskörperschaften, die Regierungsbehörden, die fürstlichen Statthalter, die Bürgermeister, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwischen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hansestädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, sondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf sich ihm zuerst, wer pries am lautesten das Glück der neuen Herrschaft? Das thaten die gesetzgebenden Körper, die Senate, die Landesstellen und alle jene einzelnen Gewalthaber, die im Glück sich die Freunde der Fürsten, und bei trockenem Wetter sich die Dämme

nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie schützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unsern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von Manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürsten in Zweifel gezogen, bestritten, verletzt. Aber wenn dieses geschieht, wer anders hat das Uebel verschuldet, als die selbst, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt ist das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein Jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes, schaffendes, erhaltendes und richtendes Wesen im Staate geben müsse; aber das Volk hält sich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm sein Leben, sein Eigenthum, sein Gewerbe, seine Vergnügungen schützt, der ist sein Fürst. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die besiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüssen nicht gestört; wie kann da die Liebe zum angestammten Fürsten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeschwächt erhalten werden, müssen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflösen, damit das Volk in seinem Fürsten Alles verliere und nur durch seine Rückkehr wieder Alles gewinne.

„Wohl kein Mensch, der dieses Namens würdig ist, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünschen, daß sie von der Erde verschwinde. Aber dieses ist das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatischer Liberalismus mit Gewalt verrichtet.“ Daß

man nicht einmal so vorsichtig ist, dem altväterischen Adam ein modisches Kleid zu machen! Es ist wahr: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen — sie reden noch immer mit uns, wie sie früher geredet, und verschweigen noch jetzt, was sie immer verschwiegen. Sie wollen uns zu Horazischen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf- und abgehen und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er sein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Despotismus viele tausend Male herfährt. Wir sollen die reifen Früchte nicht brechen, sondern warten, bis sie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber sie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen nichts mehr auf ihre Wechselbriefe; die Zeit.... Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre leblosen Bilder zu zeigen.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath solcher Art, der, wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrecht stehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern, aus Zeiten einer knechtischen Unterthänigkeit, finden wir im deutschen Reiche aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von allerunterthänigsten, treugehorsamsten Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünsche und Klagen Allerhöchst Ihrer Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor und leichter noch

bannen sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust, müßte das Kettengeklirr gefesselter Zungen nicht unerträglich seyn, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundert Mal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchst Ihrer, wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam und die schönsten und nothwendigsten Gedanken, um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da, wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir — es ist nun einmal so — bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigstens im Umgange mit unsers Gleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immerfort: Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich, dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich Alles folgsam mitmachen und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir eben so ange-

legen seyn, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An dich will ich mich wenden, du taumelnder, unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen du deine irdische Nahrung und dein Himmelsbrod findest? Hat er dir nicht tausend Räthsel gelöst, die dich verwirrten, und Räthsel aufgegeben, welche dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab dir ihn, welcher litt, duldete wie du, und genas. Du suchtest einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete sie. Es gibt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzureinen Sauerstoff athmet; es gibt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann, Jüngling, wenn du bald Besänftigung, bald Stärkung suchtest, wenn du von der Erhebung, oder dem Falle des menschlichen Geistes dich erholen wolltest, lasest du die Bücher Jean Paul's. Denn an die Flügel hochherziger Menschen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des Alles ausgleichenden, mit dem Verwandtschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über Andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber, wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten durch jene Liebe, die Alles veredelt, alle Flecken reinigt und alles Dunkle erhellt. Dein Dichter, das fühlst du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt

des gewöhnlichen Treibens umgibt, er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit, die uns Alle bändigt,“ berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest du dich, dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst du, daß ihn eine Reise in deine Nähe geführt, daß er in deinem Wohnorte angekommen. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hättest du wenigstens den Muth. Nun setze dich hin, Kamerad, und beginne deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Doktor, insonders hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigst verzeihen . . .“ Jetzt vergieße dich, wenn du kannst, oder fahre aus der Haut, wie ich.

Loth's Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild für die Conservatoren der alten Zeiten, die auch stehen bleiben und zurück sehen.

Soll man die Menschheit beweinen, oder über die Menschen lachen? Jeder, wie er will: es ist Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am

Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist, was nützt: die Klarheit. Eins ist, was besteht: das Recht. Eins ist, was besänftigt: die Liebe.

Eis oder Wasser — dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den Einen nicht hassen und den Andern nicht lieben. Die zackigste, härteste Selbstsucht ist nichts, als gefrornes Mitleid, und die zärtlichste Theilnahme nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld, noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie und ihre Liebe ist gefahrvoller, als der Haß der Kleinen.

Man spricht von den Rechten der Regierungen, der Fürsten, der Krone; ja die Liberalen selbst sprechen davon, nur sagen sie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausschließliche Befugniß, die Einem auf eine Sache oder Handlung zu seinem Vortheile zustehet. Aber die ausschließlichen Befugnisse, die einer Regierung zustehen, hat sie sie denn zu ihrem Vortheile? Uebt sie sie nicht vielmehr zum Vortheile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vortheile des Volkes übt, ist eine Pflicht, kein Recht. Sie kann sich dieses sogenannten Rechtes nicht entäußern, also ist es kein Recht. Die schlimmsten Schmeichler der Fürsten, die wärm-

sten Vertheidiger der Legitimität, die strengsten, absolutesten können doch immer nur behaupten, zum Glück eines Volkes sey es nöthig, daß es monarchisch regiert werde; daß der Fürst unbeschränkte Gewalt habe; ist dieses aber, dann hat der Fürst nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrschsucht der Kleinen in der Herrschsucht der Großen etwas Wünschenswerthes fand, haben sie den Besitz der Herrschaft ein Recht genannt. Den besten edelsten Fürsten war das Regieren nur immer als eine schwere Pflicht erschienen.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben sieht, bestehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünsten, und so lange sie dauern, scheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandtheile, und so umgeben werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, gibt es kein besseres Mittel, als die Moral hinein zu jagen.

Sobald in einem Lande die Freiheit gegründet ist, sind deren wohlthätige Folgen so groß, daß sie unter den Völkern, welche sie genießen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen sie mit aller Macht ihrer geheimen Wünsche herbei, und begrüßen sie mit Jauchzen. Die Fürsten selbst ehren und fürchten sie. Wenn die Hand der erzürnten Götter schwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen

durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen sie das Volk zu Hülfe. Da sie Alles von ihm empfangen, haben sie ihm nichts zu geben, was ihm nicht schon gehörte; aber von so vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, ist die Freiheit das einzige, welches es bedauert; auch ist es immer die Freiheit, welche die Fürsten dem Volke zurückzugeben versprechen, sobald sie in der Gefahr um seinen Beistand flehen. Aber ist die Gefahr vorüber, dann richten die Minister der Könige Verordnungen und Proscriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht um die Erfüllung so heiliger und so neuer Versprechungen, die man noch nicht abzuleugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinaus zu schieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines so großen Unternehmens, daß seine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntnissen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorsichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um sich in der Wahl solcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen scheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald sind es die Staatsbedürfnisse, bald eingetretene Verhinderungen, und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geschäften nöthigen. Unterdessen vergehen Monate, vergehen Jahre, und statt der so feierlich versprochenen Freiheit haben die Schmiede des Despotismus zu der Kette, welche die Völker fesselt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Versprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen suchte, werden endlich ohne Scheu und Schaam zurückgenommen. Diejenigen, welche in den ersten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, sahen sich anfänglich sanft abgewiesen; dann sagten ihnen stille Winke, daß ein neuer Versuch lästig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beschworene Wort in Anspruch zu

nehmen, ward eine That der Empörung. Die unumschränkte Gewalt ging unterdessen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von Neuem zwischen Sklaverei und Aufruhr gesetzt, müssen entweder die alten Ketten der Dienstbarkeit noch einige Jahrhunderte länger schleppen, oder, sie selbst zerbrechend, sich unverdient Aufrührer schelten lassen.

Den Individualitäten die möglichst größte Freiheit der Entwickelung zu verschaffen, ohne daß sie sich wechselseitig hindern — das ist die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Ich bin die Welt, kann jeder Mensch, und mit größerem Rechte sagen, als Ludwig XIV. l'Etat c'est moi gesagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landstraße, man muß Feldwege öffnen. Bestaubt, gestoßen, gequetscht, steigen wir arme Fußgänger alle in's Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten, einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlassen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier ist das Uebel.

Die Regierung ist nur etwas Negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach demokratisch.

Der Gesammtwille des Volks ist der Fürst von Rechtswegen, jede andere Regierung ist nur eine faktische. Und wenn Sokraten und Platonen den Scepter führten, sie hätten kein Recht zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen, wie sie, denn verschieden sind die angebornen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten aufheben wollen, das ist die Tyrannei, der sich Lykurg, wie Philpp II., Robespierre, wie Ludwig XIV. schuldig gemacht.

Ist der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon, von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja, der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen sey, was Brutus gegen die Tarquinier, was Oktavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen sey, was vollendet mit einer Dornenkrone vergolten wird.

Il ne faut pas trop régner. Diese sechs Worte Montesquieu's lösen alle Räthsel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verdienst, alle Noth und alle Hülfe.

Wenn Göthe's Grundsatz wahr ist: der Held eines Romanes müsse sich sehr leidend verhalten, müsse sich Alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen — warum haben wir denn keine guten Romane, da wir doch Alle geborne Romanenhelden sind?

Die Völker können Doktoren seyn und sie sitzen noch immer in der Klasse der Quartaner. Doch ist es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundschaft, nachdem diese rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuschreiben. Die Völker dulden sie gerne, ja sie haben sie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menschen. Wir haben Alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, stürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Freude, als die ruhige und sichere Häuslichkeit. Aber sind wir älter, dickbauchig und träge geworden, ist die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur Einem mundet und die die Selbstsucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So sind die Völker auch! Nachdem sie die Bande strengen Gehorsams abgeworfen, nachdem sie das freie Leben versucht, nachdem sie in die Breite gewachsen, sind sie üppig, schlaff und faul geworden, und sind früher in die Haft zurückgekehrt, als sie sie einst verließen. Doch so soll es nicht seyn! Der Mensch soll lernen seine Kraft gebrauchen, er soll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Gesetze

hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir schlafen, schlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr, als die Missethäter eingeschüchtert. Zum Stehlen findet sich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute fast verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Lästerers zurückzuweisen, oder den Arm aufzuheben, um eine lüsterne Katze von ihrer Schüssel wegzujagen. Selbsthülfe ist verboten — sie klagen.

Kein Volk in Europa ist frei. Selbst in der englischen Staatsverfassung wird nicht, wie es sollte seyn, die Freiheit von der Herrschaft, sondern die Herrschaft wird von der Freiheit beschränkt; der Herrschaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich apanagirt. Auch das britische Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber sind die gültigsten Beweise für die Herrschaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten sprechen, und sieht sie das Wort Freiheit ängstlich meiden. Sie spricht von freien Institutionen; die Freiheit wird eine Einrichtung genannt, und doch ist nur die Herrschaft eine!

Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieser oder jener Hand sich befinde: die Macht selbst muß vermindert werden, in welcher Hand sie sich auch befinde. Aber

noch kein Herrscher hat sich die Macht, die er besaß, und wenn er sie auch noch so edel gebrauchte, freiwillig schwächen lassen. Die Herrschaft kann nur beschränkt werden, wenn sie Herrnlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieser Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Gesicht nicht abwenden, weil sie so traurig ist. Wir müssen als Männer der Gefahr fest in's Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Messer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das ist unsere Meinung, so haben wir die Lehren der Geschichte verstanden.

Graf Gneisenau. — „Bis zum sechs und vierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee.“ So beginnt seine Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen; in diesen Worten läge ihre Quelle.

Alle Regierungskunst, bis auf unsere Zeit, bestand darin, daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er sey sehr schwach und krank und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch allesammt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise eine gehörige Zahl Be=

amten angenommen, die er, wie billig, da sie blos zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse.

Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht, die äußern Einflüsse von ihm abzuhalten. Auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, für die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege; werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen und sie beherrschen lerne — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben, und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören, häuslich zu seyn, hören sie auf, Frauen zu seyn. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe, wenn sie straucheln, kein Mitleid, wenn sie fallen. Und sie fallen immer härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug, sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebevergessenes Weib, aus Mißgestalt in Mißgestalt, bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirthschaft einer Spionenherberge führt.

Der gesunde und lebensfrische Humor athmet frei und stöhnt nicht mit enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur

über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmuth, sondern, um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt, trennt er, um die Neigung zu verstärken; was sich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler und verzeiht die Heuchelei; denn auch die Maske hat ein Menschenantlitz, und in der häßlichen Puppe ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet nichts verächtlich, als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm Alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraschende entrüstet und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigene Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz, oder um zu demüthigen, sondern um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödlich seyen. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene und vernichtet diese. Der Geist der Liebe haucht fort und

fort aus ihm, Alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an, und gibt jedem den Widerklang seiner Empfindung als Trost zurück.

Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutschen gibt es nur zehn Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräthe, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirektoren, Förster — und was man sonst noch seyn kann, wenn man nichts ist. Der Schneider sieht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Kaserne, der Justizrath für eine Kanzleistube, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirektor für eine Diebsherberge, und der Förster, wie wir eben gelesen, für einen Wald. Der Mensch aber sieht die Welt für das Alles zugleich an.

Jede Zeit hat ihre Kruste; jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unsern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirthin, sie schafft keine frische Zeit herbei, so lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

Ein Volk lebt nur, so lange es von einem herrschenden Gefühle beseelt wird, und ein Volk ist nur scheintodt, so lange ihm das Herz noch schlägt, und schlüge es noch so leise. Die so gering geachteten Juden, ob sie zwar zerstreut sind, leben dennoch viel mehr, als manche zusammengebundenen christlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausschreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen.

Der schrecklichste Despotismus ist der gefährlichste nicht — das gefährlichste Gift ist die Aqua Tofana, die ohne Geruch und Geschmack ist. Die Katze Despotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt und man traut ihr; die Löwin Despotie ist es nicht, denn sie droht und man weicht ihr aus. Wer stündlich seinen Kopf verlieren kann, verliert höchstens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber seines Kopfes sicher ist, verliert das Herz. Unter den maurischen Königen war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas Schlimmeres seyn können: ein Spital.

Nichts liegt dem Despotismus näher, als Freiheit, und nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter, als die falsche, die halbe. Die Griechen hätten sich nie ermannt, hätten sie statt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung wie die — wie die Ludwig des Vierzehnten.

Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter, als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Styl sehr von einander verschieden; doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt, wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sey dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es so wenig deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheil benutzten!

Auf zweierlei Weise zerfällt der Mensch mit sich, und kommt so zur Sünde, so zur Buße, so zu Bußpredigten, Unschuldigen gehabten. Entweder, er entzweit sich in sich selber, und opfert die eine oder die andere Hälfte seines Daseyns auf, um fortzubestehen; oder die Zeit zerfällt mit sich und theilt die Unentschlossenen, die nicht wissen, sollen sie drüben bleiben, sollen sie herüberkommen. Sie stehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wissen nicht, wohin sie sich zu wenden, unter ihnen fluthet schäumend die Geschichte, reißt früher oder später das Ufer ein, auf dessen Rande jene fußen, und schwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geschah in jeder kranken und bewegten Zeit, das geschieht in unserer. Wenn die Erde bebt, schwärmen die Menschen. Dann kommen die klugen Leute — so oder so klug — und sagen: das Comité-Directeur oder die apostolische Junta wühle, wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es ist ein einziger Trost, zu glauben, daß Alles durch Menschen geschähe, die man schrecken, köpfen oder bestechen kann. Auch haben sie Recht; gibt es einen Gott, sind sie verloren.

Seht Voltaire, seht Rousseau! der Eine war, was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen, der Andere war ein edler Mann und wurde für einen Schurken gehalten und sein ganzes Leben verhöhnt und verfolgt. Wo entsprang diese Verkehrtheit? Gegen das Böse stritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rousseau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt, wie sie da ist, suchte ihre Krankheiten zu heilen, und unheilbare Gebrechen be-

rührte er nicht; Rousseau wollte die alte Welt verjüngen, und glaubte kindisch, ihr die Unschuld wieder zu geben, wenn er ihr die Rindermilch wieder gab. Darum hat Rousseau nicht gewirkt auf seine Zeit, wie Viele glauben in ihrer Täuschung; er dachte und fühlte wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber diese wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf seine Zeit, und ohne ihn wäre erst ein späteres Jahrhundert geworden, was das frühere, oder ein Anderer wäre Voltaire geworden. Rousseau führte das Schwert — ein Arm, so tapfer er auch sey, wie wenig vermag er! Voltaire verstand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewissen Morgenschein vor sich. Er liebkos'te die goldnen Gewitterableiter, ließ sich folgsam von ihnen leiten und schlug zwischen Menschenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rousseau, ein freier Blitz, schlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire schmeichelte den Großen — glaubt Ihr, daß er sie liebte? Er schmeichelte ihnen, wie man wilden Thieren schmeichelt, sie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindischen Mund mit Zuckerwerk füllte, er sprach, sie hörten. Rousseau gab ihnen bittere Wahrheit, und sie wandten sich von ihm. Voltaire verfolgte die Jesuiten mit Haß und Leidenschaft, und er nahm einen Jesuiten unter sein Dach, an seinen Tisch. Das hätte unser Voß nimmer gethan! Der Jesuit hieß Adam, und Voltaire stellte ihn jedem Besuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le prémier homme du monde. Der Jesuit stellte sich dumm und verstand den Spott nicht, spielte Schach mit Voltaire, der es schlecht spielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jesuit war Jesuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist, als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Nothwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den seltenen Wölfen sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden Preis zu geben. Nur allein die deutschen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiste und ihrem Herzen zum Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie haben weder aus Uebermuth, noch aus Feigheit, weder Herrsch-, noch Schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Gesellschaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geschadet. Die Wissenschaft haben sie aufgehalten und den Leidenschaften freien Lauf gelassen. Nicht den edeln Leidenschaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen und jede Bewegung rascher machen, sondern den unedeln, narkotischen, die betäuben, verwirren, einschläfern, und damit endigen, jede Kraft zu zerstören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinschaftliche Kasse legen, lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er sie dann alle hundert.

Die österreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und ist folgerecht genug, auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eigenen Besten thätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, sie war die einzige Macht, die eine Volksbegeisterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu

jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutschen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur spielend sich zeigte, so hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Oesterreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ständischen oder freien Munizipal-Verfassungen, die dort noch statt finden, dienen nur, sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit, worin der Geist der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Presse, die Quarantaine, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugnisse — alles dieses war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam. Joseph's II. allzurasche und darum mißlungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und der Lage der Dinge, die man mit dem Namen französische Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege, zufließen zu lassen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man sich nicht abtrotzen zu lassen sich stark genug gezeigt hatte. Daß das

österreichische Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an seinen Fürsten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwaltung. Aber letztere sind sterblich, während erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jetzt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein: denn die Völker sind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet.

Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünf und zwanzig Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath suchend. Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu schwächen; aber aufhalten läßt sie sich nicht, sie zerreißt die Kette und zieht Jeden, der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.

Oesterreich ist das europäische China, ein still stehender, ausgewachsener Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete, unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es; schwerer ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geistreiche Männer für sich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben gesinnt sey, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt führen sie einen lächerlichen

Kampf gegen die öffentliche Meinung, die gut oder schlecht stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Oesterreich, kalt, besonnen und lieblos wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.

In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer stille steht, nicht, wer sich bewegt.

Es ist eine überkluge Staatskunst, in einer Zeit der Neuerungssucht, und eben weil sie so beschaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorsicht ist nöthig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.

Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wie viel, ja, daß sie Oesterreich Alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünf und zwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geist der Zeit — besiegt nicht, aber aufge-

halten, für so lange, als das Schicksal es in der Menschen schwache Hände geben wird.

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Grenzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachsen das Kleid auszufüllen suchen *).

Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten des Landmanns überschwemmen, wenn stürzende Lawinen sein Weib und Kind erschlagen, so ist das die Schuld des Frühlings nicht, es ist die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat. Ist darum ein ewiger Winter mit seiner Stabilität und dem stillen Gange der Dinge über die hohe, weiche Schneedecke, dem Frühling vorzuziehen? **Die ersten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei.**

---

*) Die dummen Mauthpachtmäkler verstehen den Teufel davon, lieber Börne!

Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die sie erlitten, entartete, das waren aber solche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römische Volk schlecht geworden.

Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird (sey es auch unter dem Namen eines Fürsten) wird in jedem Vertheidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf, als daß sie einen Widerstand des Volkes in Anspruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte *). Weil aber der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine bessere Herrschergehülfen finden kann, als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert.

---

*) Belege, die schlagendsten, die neuere Geschichte. — Feigheit und Verrath des Adels stürzte 1806 — 1807 — 1809 Preußen und Oesterreich. Der Arm des Volkes rettete die Fürsten 1813 — 1815.

Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient als die Griechen? So herrliche, glänzende Thaten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmuck, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mahomedanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit den andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat erndten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegier Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Samenkorn in weit entfernte wüste Länder und befruchtet sie — so die Freiheit.

Ali Pascha war ein Naturtyrann, mit dem sich nicht rechten, mit dem sich nur kämpfen ließ. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Es ist wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab sein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Gesetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität, und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Er betrog nur die Menschen, aber den Himmel suchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ seine bestimmten Schlachtopfer, ehe er sie abthat, nicht Jahre lang von Polizeiwegen

provisorisch schmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotischen Beweise der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei*), seine Tyrannei überschritt nicht die Grenze seines Landes.

Wo Wünsche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif sind, da bedarf es keiner Verschwörung, wo dieses nicht ist, nützt sie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu stürzen, dann wird sie nur eine neue an diese Stelle setzen, weil jeder geheimen Verbindung aristokratische Verderbniß inwohnt.

Die wahre Freiheit eines Volkes besteht nur in der persönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in seinem Lebenskreise, und überlasse das Uebrige dem Himmel und der Zeit.

---

*) Wie unsere christlichen legitimen Kaiser und Könige.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische, trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sey keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was Allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzleistyle vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen, wir Andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre grenzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst — über die Zeitgenossen, die sie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müssiggänger" schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein „Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung" schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie Alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen, kranken Phantasie erscheinen.

Die großen Herren lieben sehr die Bequemlichkeit, und sind gegen die Störer derselben selten so nachsichtig, wie der Onkel Tobias im Tristram Shandy. Diesem war nämlich während dem Essen eine Mücke lange auf der Nase herumgeflogen; endlich fing er die Karbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menschen unter Majestäts-Verbrechen verstehen, nämlich die Ruchlosigkeit, sie etwas Weniges im Schlafe oder bei'm Essen zu stören, gab sich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat an's Fenster, öffnete dasselbe und sprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt ist groß genug für uns Beide!

Der wahre Aristokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, sondern den, der diese Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Aristokraten, der sein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, sondern den, der an seine eigene göttliche Natur glaubt, und zweifelnde Bürger als himmelstürmende Titanen niederkeult.

Lafayette, der edelste und reinste unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts gesucht, als das Glück seines Vaterlandes, hat nichts gefunden, als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zwei Mal wollte er damals, mit Gefahr

seines Lebens, den König aus Paris führen und ihn retten, und zwei Mal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus solcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, gestreichelt, und man verzeiht ihnen Alles, sogar, daß sie liberal sind.

Nur die Familiengeschichten der Fürsten haben Geheimnisse, die Geschichten der Völker haben keine.

Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Naturereignisse — alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist, und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen, ist selbst die Ewigkeit der Zeit unterthan, und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte, flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins ist, was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht versengt, der den

Stamm zerspaltet — und dieser Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib.

Weiblichkeit ist die Achse der Erde, und die Milchstraße am Himmel. Es ist die Bestimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die sich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu versöhnen, und wo sie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freistätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieser Bestimmung sind die Frauen auch stets treu geblieben, denn die Natur weiß sich immer Gehorsam zu verschaffen. Gibt es aber selten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, statt ihn zu löschen, so wollen wir es hassen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verspotten, wenn es sich ohnmächtig dabei gezeigt.

Man hat den Philosophen den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbeigeführt zu haben. Es ist, als sagte man: der Sonntag sey die Ursache des Montags. Doch nichts mehr darüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, sich mit ihr zu verständigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden.

Die Spanier, Italiener, Russen und Andere sind Sklaven; die Völker deutscher Zunge sind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, entwürdigt nicht; doch Dienstbarkeit erniedrigt. Lieber einen Don Miguel zum Herrn haben, als — — — — — — — — Man ehrt doch noch die Kraft, indem man sie fürchtet, ihr Fesseln anlegt; wir zahmen Hausthiere aber dürfen frei umhergehen, weil man recht wohl weiß, daß wir jeden Abend in den Stall zurückkehren, und zu jeder Tageszeit kommen, sobald man uns pfeift. Lassen Sie so einem Schafe einmal in den Sinn kommen, den Löwen zu spielen, und Sie werden sehen, wie der milde und gerechte Hirt zum Tiger wird. Die weiche Nachgiebigkeit macht selbst eine Kanonenkugel mild; sie dringt durch Stein und Eisen und bleibt in einem Misthaufen stecken. Nichts erwarte ich von dieser Schafheerde. Was wir in den letzten Zeiten gesehen, das war die bekannte Drehkrankheit. Woher kommt dieser Lakaien-Charakter der Deutschen? — Ich weiß es nicht; aber sie waren immer so gewesen. Man glaubt, das Volk stamme aus Asien. Vielleicht waren sie dort eine Art Paria-Kaste, die es endlich nicht mehr aushalten konnte und wegzog. Aber der Hund, der sich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechselt nur den Herrn.

Die Freiheit wurde von einem Fürsten nie geschenkt noch verkauft; ein Volk, das sie haben will, muß sie rauben. Dem Geduldigen gibt man nichts, dem Drohenden wenig, dem Gewaltthätigen Alles.

In der ganzen kurhessischen Constitution sind die Rechte zwischen Regierung und Volk so getheilt, wie jener Jude mit einem dummen Bauer den Gebrauch eines gemeinschaftlich gemietheten Pferdes theilte: „Eine Stunde reite ich und du gehst, die andere Stunde gehest du und ich reite.“

Der österreichische Staat ist eine seelenlose Dampfmaschine, aber keine mit hohem Drucke. Sie wissen dort genau zu berechnen, wie weit man es treiben darf, ohne daß der Kessel platze, und lassen zuweilen Rauch aus dem Schornsteine — nach oben, in den höhern Ständen, in der Residenz; nach unten nie.

Jetzt ist (hier in Paris) im Diorama ein Gemälde (Kampfscene der Julitage) aufgestellt, das Alles selbst leistet und von der Phantasie nichts fordert. Die Vertheidigung und Eroberung des Stadthauses wird vorgestellt, und die Täuschung ist auf das Höchste getrieben. Es ist ganz ein Schlachtfeld, nur ohne Gefahr. Die Sonne liegt heiß auf dem Pflaster und brennt auf dem Gesichte der Streitenden. Die Luft ist so rein, daß man durch den zarten Pulverdampf siehet. Menschen und Pferde bluten und verbluten. In der Mitte des Platzes siehet man einen Zögling der polytechnischen Schule, in der linken Hand die dreifarbige Fahne, in der rechten den Degen haltend. Er stehet mit dem linken Fuße auf einer Kiste, mit dem rechten auf einem hö-

heren Fasse, und ist eben im Begriffe, sich hinauf zu schwingen, um oben die Fahne hinzupflanzen. Es gibt nichts Theatralischeres, als diese Stellung, und doch hat sie der Maler gewiß nur nachgeahmt, nicht erfunden. Darin haben es die Franzosen gut, daß sie vermögen, mit jeder Großthat im weiten Felde zugleich das Drama zu dichten, das jene Großthat im engen Felde darstellt. Sie sind zugleich Helden und Schauspieler. Man siehet es ganz deutlich an diesem Jünglinge mit der Fahne, wie er seiner Kühnheit und seiner theatralischen Stellung zugleich froh war. Noch eine andere schöne Gruppe zeichnete sich aus. Ein Mann aus dem Volke, Brust und Schultern nackt, kniet auf die Erde, in dem rechten Arm einen verwundeten, hinsinkenden Knaben haltend, die linke Faust gegen die hintenstehenden Soldaten ballend, die den Knaben wohl eben getroffen. An der Schwelle eines Hauses liegt die Leiche eines Frauenzimmers. Daß mitten im Kugelregen mehr Frauenzimmer unerschrocken weilen, um den Verwundeten beizustehen, hat mich weniger gewundert, (sie trieb das Mitleid) als daß andere ohne Furcht zu den Fenstern hinaus sehen. Im Hintergrunde am Wasser stehen die königlichen Soldaten. Jenseits schießen die Studenten herüber. Ich habe unter den Kämpfern wieder gute Röcke gesucht, vornehme und reiche Leute, die mehre hundert Franken Steuern zahlen und Wähler seyn können — ich habe aber Keine gefunden. Ich will den Herren nicht Unrecht thun, vielleicht hatten sie an jenen Tagen, ihre guten Kleider zu schonen, diese zu Hause gelassen und schlechte Röcke für die Schlacht angezogen. Aber auch die Hemden waren schwarz und grob; haben sie die auch gewechselt?

Man ärgert sich nicht, wenn Einem der Gegner an Macht überlegen ist — das merkt und berechnet man in der Leidenschaft nicht — sondern wenn uns der Gegner entweder an Unverschämtheit überlegen ist, so daß er uns unter die Beine kriecht und uns umwirft, oder an Autorität, so daß er uns das Sprechen verbietet und wir uns nicht wehren dürfen.

Schon lange sitze ich an der Wiege des guten, lieben, deutschen Kindes und warte, daß es einmal die Aeuglein aufschlage. Endlich erwacht es und greint sanft wie ein Kätzchen. Der ⊙ Correspondent der Allg. Zeitung macht einen Katzenbuckel und sagt leise, leise: er müsse ganz gehorsamst bemerken, es wäre doch endlich einmal Zeit, auch ein deutsches Wort über Krieg und Frieden zu sprechen, und er werde sich die unterthänige Freiheit nehmen, dieses zu thun, und auch, wenn man es ihm gnädigst erlauben wolle, darauf hindeuten, wie unser Vaterland in gegenwärtige Angelegenheiten verwickelt sey, und wie es sich herauswickeln könne. Ich machte große Augen und dachte: der Kerl hat Courage! Jetzt tappt er hin und her, herüber und hinüber, spricht im Allgemeinen von jenem Staate, von diesem Staate; der noch ungelesene Theil des Artikels wird immer kürzer, die letzte Zeile rückt immer näher, und noch kein Wort von Deutschland. Endlich kommt die letzte Zeile, und da ruft unser Held: von Deutschland ein ander Mal! und läuft, was er laufen kann. Ich spuckte ganz sanft auf Deutschland, die allgemeine Zeitung und den heroischen Artikel, und nahm den Aerger

mit zu Tische. Aerger, in gelinden Gaben genommen, das weiß ich aus Erfahrung, befördert die Verdauung ungemein.

Die Deutschen sind in einem unseligen Wahne befangen. Ihre Ehrlichkeit richtet sie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt sprechen sie für die Freiheit, wie ein Advokat für einen Besitz. Als käme es hier noch auf Gründe an, als wäre seit einem halben Jahrhundert nicht Alles ausgeschöpft worden, was man für Freiheit, für Menschenrechte, für Bürgerrechte der Juden sagen kann. Das Alles weiß der Tyrann so gut, als der Sklave selbst. Gewalt wie Freiheit kommt aus dem Herzen. Der Räuber, der uns unser Gut nimmt, täuscht sich nicht, er weiß, was er thut. Nicht an den Verstand, an das Herz muß man sich wenden, an das der Gegner, wie an das der Gleichgesinnten. Die Herzen muß man rühren, die unbeweglichen durchbohren. Das Wort muß ein Schwert seyn; mit Dolchen, mit Spott, Haß, Verachtung muß man die Tyrannei verfolgen, ihr nicht mit schweren Gründen nachhinken. Das verstehen aber unsere dentschen liberalen Schriftsteller nicht, und noch heute so wenig, als vor dem 1. Juli.

Der christliche Ritter der Preßfreiheit, Professor Welker, schrieb Folgendes auf der Titelfahne seines Buches: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen

und politischen Nothwendigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt, in ehrerbietigster Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung" . . . Die Herren von der deutschen Bundesversammlung werden den ehrerbietigen Professor auslachen. Wenn ich über die Preßfreiheit schriebe, würde ich anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt Euch Alle mit einander, Volk, Fürsten und deutsches Land." Ich meine, das müsse einen ganz andern Effekt machen.

Ist die Begeisterung der Polen nicht höchst erhaben, höchst rührend? Gab es je etwas Großes, das zugleich so schön war? Unter den rauhen Blättern der Geschichte ist es ein Blatt auf Velinpapier geschrieben. . . . Die Polen haben nur alle ein Geschlecht, nur ein Alter. Weiber, Kinder, Greise, Alles rüstet sich; Viele gaben ihr ganzes Vermögen hin und nannten sich nicht, und gaben keine Spur, auf der man ihre Namen entdecken konnte. Einen silbernen Löffel im Hause zu haben, ist eine Schmach, man gebraucht nur hölzerne. Die Frauen liefern ihre Trauringe in die Münze und erhalten dafür kleine silberne Medaillen, mit der Schrift: la patrie en échange. Ist das nicht schön? Im Polnischen lautet das wahrscheinlich noch schöner. Aber ach! das ernste Schicksal liebt die Kunst nicht. Die Polen können untergehen, trotz ihrer schönen Begeisterung. Aber geschiehet es, wird so edles Blut vergossen, dann wird es den Boden der Freiheit auf ein Jahrhundert befeuchten und es tausendfältige Früchte tragen. Die Tyrannen werden nichts gewinnen, als einen Fluch mehr.

Wer jetzt einen Gott hat, der bete, und wer beten kann, der bete nur für die Polen.

Der Freiheit gefährlich ist nur Oesterreich allein. Die Andern haben den Völkern nur die Freiheit geraubt; Oesterreich aber hat gemacht, daß sie der Freiheit unwürdig geworden. Wie das Herz der Welt, so hat auch jedes Herz, auch des besten Menschen, einen Fleck, der ist gut österreichisch gesinnt — er ist das böse Prinzip. Diesen schwarzen Fleck in der Welt wie im Menschen, weiß Oesterreich zu treffen, und darum gelingt ihm so Vieles.

Ja wohl habe ich gelesen und gehört von den frühzeitigen, unzeitigen und überzeitigen Dummheiten, die in Bayern vorgehen. Das hat mich betrübt, aber nicht gewundert. Der König von Bayern hat zunächst an seinem Throne eine vertraute Person, die verblendetste, wo sie selbst rathet, die bestechlichste, wo sich Jemand findet, der sie lenkt, um ihren Herrn zu lenken — seine Phantasie. Dümmere Fürsten handeln bei weitem klüger. Nichts ist gefährlicher, als Geist ohne Charakter, als das Genie, dem es an Stoff mangelt. Hat das Feuer einmal sein Holz gefunden, bleibt es ruhig und man braucht sich ihm nur nicht zu nähern, um sicher zu seyn. Aber die Flamme ohne Nahrung streicht hungrig umher, leckt hier, leckt dort und entzündet Vieles, ehe sie ihre Beute festhält und die Beute sie. Die

Poesie macht keinen Fürsten satt, und hat er ein schwaches Herz, das nichts Kräftiges verdauen kann, wird er selbst schwach werden. Der König von Bayern sieht zu weit. Solche Fürsten sind wie die Augen, sie zucken mit den Wimpern, sobald nur ein Stäubchen von Gefahr sich ihnen nähert, und während der Sekunde, daß sie die Augen verschließen, werden sie betrogen auf ein Jahr hinaus. Doch bekümmern wir uns um keine Fürsten, sie haben nichts zu verantworten. Es ist eine Krankheit, einen König haben, es ist eine schlimmere, einer seyn. Wir wollen sie heilen und nicht hassen. Ihre heillosen Rathgeber, die müssen wir bekämpfen.

Paris, Donnerstag den 24. Februar 1831.

Die Krönung Napoleon's, von David gemalt, durfte unter der vorigen Regierung nicht an das Tageslicht; jetzt wird das Gemälde wieder gezeigt. Was half ihnen ihr blinder Groll? Nichts ist doch lächerlicher und grausamer, als die strenge Diät, welche kranke Fürsten, die Nichts vertragen können, ihren Völkern auflegen, die Alles vertragen! Sie meinen, wenn man die Herzen fasten ließe, davon würden die Köpfe und Arme schwach, und sie wären dann leichter zu regieren. Aber der Hunger des Herzens sättigt den Kopf und stärkt die Glieder. Napoleons Bild kehrte nach fünfzehn Jahren zurück, und die Bourbons werden ewig verbannt bleiben — — gewiß ewig; denn am dritten Schlagflusse stirbt der Mensch, und wenn er auch ein König ist. Ich sah gestern das Gemälde, es hat sehr gelitten; Farbe, Zeit,

Bewunderung, Alles ist verblichen. Es ließ mich so kalt, als sähe ich eine Abbildung von der Arche Noah, in die mit hängenden Ohren alles ehegepaarte Vieh zieht. Der Maler war nicht begeistert, so wenig als jene Zeit, so wenig als Napoleon selbst, so wenig als das Volk, das ihn umgibt; es ist eine vielfarbige, glänzende Leerheit. Das Gemälde ist von solcher Ausdehnung, daß es in dem kleinen Theater, wo man es siehet, den Vorhang bildet. Es enthält mehr als sechzig Figuren in Lebensgröße, alle Portraits. Der Moment ist gewählt, wo Napoleon der vor ihm knieenden Kaiserin die Krone aufsetzt. Er kniet vor nichts, nicht vor seinem Gotte, nicht vor seinem Glücke; weder Triumph ist in ihm, noch Demuth. Es ist eine Krönung, wie die eines marklosen Erbfürsten. Nichts als Weiber, Pfaffen und goldene Knechte. Gibt es etwas Lächerlicheres, als daß sich Napoleon in der Kirche Notre-Dame von einer angst-zitternden Geistlichkeit Brief und Siegel darüber geben ließ, daß er ein Held gewesen? Gibt es etwas Herzempörenderes, als diese Hochzeit, zwischen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit? Napoleon hätte sich zu Pferde sollen krönen lassen, sich die Krone hinaufreichen lassen, nicht herabreichen. Er sollte den Thron zieren, der Thron nicht ihn. Keiner von jenen Soldaten war anwesend, die ihn so groß gemacht; nichts als Schleppenträger und Hofhanswürste. Man hätte gerne gesehen, daß seine Marschälle sich stolz auf ihre Schwerter stützten und mit unterdrücktem Spotte auf die gefälligen Kardinäle blickten. Aber sie trugen Degen wie die Kammerherren, und waren geputzt wie die Hofnarren. Die Portraits sind alle geistreich, das ist wahr; aber es hat Jeder sein eigenes Gesicht, Keiner ein Krönungsgesicht. Jeder sucht seine Gefühle zu unterdrücken, das siehet man deutlich. Herz und Augen gehen weit auseinander.

Unter allen Figuren waren nur drei, die mich anzogen. Napoleon's Schwester, damals Großherzogin von Berg, später

Königin von Neapel. Sie siehet ihrem Bruder ganz ungemein ähnlich, nur sind ihre Züge edler und zeigen den schönen Stolz des Sieges, den man in den Zügen des Kaisers vergebens sucht. Dann: der Papst. Er sitzt so bedeutend abgespannt und duldend in seinem Sessel, wie eine gläubige und kränkliche Seele, die Gott nicht blos anbetet in dem, was er thut, sondern auch in dem, was er nicht thut, geschehen läßt. Endlich Talleyrand. Ich habe ihn nie gesehen, nicht einmal gemalt. Ein Gesicht von Bronze, eine Marmorplatte, auf der mit eisernen Buchstaben die Nothwendigkeit geschrieben ist. Ich habe nie begreifen können, wie noch alle Menschen aller Zeiten so diesen Mann verkannt! Daß sie ihn gelästert, ist schön, aber schwach, tugendhaft, aber unverständig; es macht der Menschheit Ehre, aber nicht den Menschen. Man hat Talleyrand vorgeworfen, er habe nach und nach alle Parteien, alle Regierungen verrathen. Es ist wahr, er ging von Ludwig XVI. zur Republik, von dieser zum Direktorium, von diesem zum Consulat, von diesem zu Napoleon, von diesem zu den Bourbonen, von diesen zu den Orleans über, und es könnte wohl noch kommen, ehe er stirbt, daß er wieder von Louis Philipp zur Republik überginge. Aber verrathen hat er diese Alle nicht, er hat sie nur verlassen, als sie todt waren. Er saß am Krankenbette jeder Zeit, jeder Regierung, hatte immer die Finger auf dem Pulse, und merkte es zuerst, wenn ihr das Herz ausgeschlagen. Dann eilte er vom Todten zum Erben; die Andern aber dienten noch eine kurze Zeit der Leiche fort. Ist das Verrath? Ist Talleyrand darum schlechter, weil er klüger ist, als Andere, weil fester, und sich der Nothwendigkeit unterwirft? Die Treue der Andern währte auch nicht länger, nur ihre Täuschung währte länger. Auf Talleyrands Stimme habe ich immer gehorcht, wie auf die Entscheidung des Schicksals. Ich erinnere mich noch, wie ich erschrak, als nach der Rückkehr Napoleon's von Elba Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das ver-

kündigte mir Napoleon's Untergang. Ich freute mich, als er sich für Orleans erklärte; ich sah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte diesen Mann in meinem Zimmer haben; ich stellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu lesen, ohne das Fenster zu öffnen, wollte ich jeden Tag wissen, welche Witterung in der Welt ist.

Talleyrand und Lafayette sind die zwei größten Charaktere der französischen Revolution, jeder an seiner Stelle. Auch Lafayette weiß Seyn vom Schein, Leben vom Tode zu unterscheiden; aber jedes Grab war ihm eine Wiege, und er verließ die Gestorbenen nicht. Er glaubt an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine Seelenwanderung der Freiheit; Talleyrand glaubt nur, was er weiß. Wäre nur Napoleon wie Talleyrand gewesen! Da er nur der Zeit zu dienen brauchte, keinen Menschen, weil er selbst der Höchste war: hätte er mit besserer Einsicht sich selber besser gedient, er wäre noch auf dem Throne der Welt. Was habe ich dem Kaiser nicht Alles gesagt! Heine hätte es hören sollen! Ich war allein im Saale und stellte mich mit verschränkten Armen vor ihn hin, wie er es zu thun pflegte. Ich wollte ihn damit verspotten, und — Narr! habe ich ihn geheißen. Ich hätte ihn Bösewicht nennen können, aber das hätte ihn nicht beleidigt. Nein, nie verzeihe ich dem Manne, was er sich selbst gethan, wollte ich ihm auch verzeihen, was er der Welt gethan. Sich mit der Gemeinheit zu besudeln, und sich aus Eitelkeit mit Schmutz zu bedecken, um sich einen Schein von abgenutztem Alter zu geben! Er hat die Freiheit um ihre schönsten Jahre gebracht, er hat sie um ihre Jugend betrogen, und jetzt muß sie mit grauen Haaren noch auf der Schulbank sitzen, und erst lernen, was sie längst könnte vergessen haben. Ehe ich ging, lachte ich ihm noch einmal freundlich zu. Für die Dummheit, die du Andere begehen machtest, will ich dir deine

eigene verzeihen. Du warst der starke eiserne Reif, der die Faßdauben der Welt zusammen gehalten. Und die Narrenfürsten haben dich zerschlagen, und gleich hat der gährende Wein das Faß aus einander gesprengt, und schweres Holz ist an hohle Schädel gefahren! Das war schön.

Es sollte nicht seyn, es ist zu Ende mit den Polen! Wir wollen darum nicht verzweifeln, die Freiheit verliert nichts dabei. Die Erben haben sich vermindert, desto größer wird die Erbschaft. Schmerzlich ist es, daß Polen sich als Saatkorn in die Erde legen mußte; aber der Saame wird herrlich aufgehen. So laut schreit das vergossene Blut, daß es der taube Himmel selbst hört, und Gott schicken wird, wenn auch zu spät zur Hülfe, doch nicht zu spät zur Rache.

Man fängt, wie ich merke, schon wieder an, das deutsche Volk einzuheitzen, damit es seine Fürsten warm haben, wenn das französische Schneegestöber über sie kömmt. Die alte Komödie von 1814 und 15 neu einstudirt. Sie schleppen mächtige Klötze herbei, und häufen, Nationalgefühle, Bundestreue, festen Zusammenhang, Ehre, Widmung, Tugend, Vaterlandsliebe, Mont-Martre-Erinnerungen, als Reisebündel haushoch über einander. Der breite, eiserne, deutsche Ofen wird herhalten und sich geduldig vollstopfen lassen, wie

das vorige Mal, und glühen und roth werden vor Zorn gegen die Franzosen. Görres, der „alte und ächte Freund und Hohepriester der Freiheit," wie er sich selbst nennt, schreibt in der allgemeinen Zeitung vaterländische Briefe, von welchen mir erst der Anfang unter die Augen gekommen. Das Zeug da oben, das ich unterstrichen, ist schon darin. Ich zweifle nicht, daß die Narren sich zum zweiten Male werden zum Besten halten lassen. Aber wenn es geschiehet, dann wird kein Engel im Himmel so weich, nachsichtig oder mitleidig seyn, über die betrogenen Thoren zu weinen. Lachen wird der ganze Himmel und Gott selbst wird lachen und in der besten Laune französisch zu sprechen anfangen und sagen: quelle grosse bête que ce peuple allemand! und wird in die Oper gehen und sich gar nicht darum bekümmern, wenn die undankbaren Fürsten ihre Erretter zum zweiten Male nach Amerika verbannen, oder in Köpenik und Magdeburg einsperren.

Gräßlich! zu gräßlich! Warum denken Sie immer an die Polen, warum trauern Sie nur für sie? Sind die Russen nicht beweinenswerther? — Die Polen sterben den schönen Heldentod, oder sie leben für die Freiheit. Der Russe zwischen grausame Sense und schimpfliche Knute gestellt, kämpft nur für eigne Sklaverei, unterliegt wie ein Schlachtvieh, oder siegt, wie ein Metzgerhund, für seinen Herrn. Die Menschen, zu Völkern vereinigt, sind dümmer, geduldiger als die Steine. Jeder Stein rächt sich, wenn ihn einer zu hart berührt, und versetzt seinem Beleidiger blutige Beulen; ein Volk aber, eine Alpenkette, läßt schimpflich mit sich kegeln, und hat es die Kegel erreicht und umgeworfen, läßt es sich geduldig in die hölzerne Rinne legen,

und eilt sehr, herabzurollen zu seinem Spielherrn, und läßt sich von Neuem kegeln. Es ist zum Rasendwerden!

Ich habe es ja immer gesagt, und wie ich glaube, auch drucken lassen: Türken, Spanier, Juden sind der Freiheit viel näher als der Deutsche. Sie sind Sklaven, sie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann sind sie frei. Der Deutsche aber ist Bedienter, er könnte frei seyn, aber er will es nicht; man könnte ihm sagen: scheer' dich zum Teufel und sey ein freier Mann! — er bliebe und würde sagen: Brod ist die Hauptsache. Und will seine Treue ja einmal wanken, man braucht ihn nur starr anzusehen, und er rührt sich nicht!

Die deutschen Regierungen, statt ihren Unterthanen Opium zu geben, geben ihnen Kaffee, daß sie munter bleiben, und statt ihnen das weichste Bett zu machen, zupfen sie sie an der Nase, aus Furcht, sie möchten einschlafen.

Der treue und geldschwere Deutsche ist ein Glaubensopfer, selbst der Kunst, die doch zur Freude geschaffen ist. Will er

schwere Leiden treu malen oder singen, schleppt er selbst das Kreuz den Berg hinauf, kreuzigt sich und kopirt dann aus dem Spiegel seinen eigenen Schmerz!

Die tägliche, ja allstündliche Bemühung der stärksten Denkreize macht die Menschen hier endlich stumpf und gedankenlos. Wenn es nicht so wäre, man ertrüge nicht Paris sein ganzes Leben durch. Die Erfahrung, die anfänglich bedächtig macht, macht später leichtsinnig, und so erkläre und entschuldige ich den Leichtsinn dieses Volkes. Wir Deutschen, die wir am längsten unter einem sanften wolkenfreien Traumhimmel leben, sind rheumatisch, sobald wir wachen; wir spüren jede Erfahrung und jeder Wechsel der Empfindung macht uns krank.

Diesen Mittag stand ich eine halbe Stunde lang vor dem Eingange des Museums, und ergötzte mich an der unvergleichlichen Beredtsamkeit, Geistesgegenwart und Keckheit eines Marktschreiers, der ein Mittel gegen Taubheit feil bot, und Mehre aus der umstehenden Menge, in Zeit von wenigen Minuten von dieser Krankheit heilte. Als ich unter dem herzlichsten Lachen fortging, dachte ich: mit diesem Spaße ernähre ich mich den ganzen Tag. Und er dauerte keine drei Minuten lang, reichte keine dreißig Schritte weit!

Im Hofe des Louvre's begegnete ich einem feierlichen Trauerzuge, dessen Spitze dort still hielt, um sich zu ordnen. Voraus ein Trupp Nationalgarden, welche dumpfe Trommeln schlugen, und dann ein unabsehbares Gefolge von stillen, ernsten, bescheidenen, meistens jungen Bürgern, die paarweise gingen, und in

ihren Reihen viele Fahnen und Standarten trugen, welche mit schwarzen Flören behängt, und deren Inschriften von Immortellen oder Lorbeeren bekränzt waren. Ich sah, fragte, und als ich die Bedeutung erfuhr, fing mein Blut, das kurz vorher noch so friedlich durch die Adern floß, heftig zu stürmen an, und ich verwünschte mein Geschick, das mich verurtheilte, jeden Schmerz verdampfen zu lassen wie eine heiße Suppe und ihn dann löffelweise hinunter zu schlucken. Wie glücklich ist der Kämpfer in der Schlacht, der seinen Schmerz, seinen Zorn kann ausbluten lassen, und der keine andere Schwäche fühlt, als die dem Gebrauche der Kraft nachfolgt!

Es war eine Todesfeier für jene vier Unter-Offiziere, welche in der Verschwörung von Berton der Gewalt in die Hände gefallen und als wehrlose Gefangene ermordet wurden. Heute vor acht Jahren wurden sie auf dem Greveplatz niedergemetzelt, und weil es ein Mord mit Floskeln war, nannte man es eine Hinrichtung. Abends war Conzert bei Hofe. Es ist zum Rasendwerden! Acht Jahre sind es erst, und schon hat sich in Tugend umgewandelt, was damals für ein Verbrechen galt. Wenn man, wie es die Menschlichkeit und das Kriegsrecht will, auch die im Freiheitskampf Besiegten in Gefangenschaft behielte, statt sie zu tödten, dann lebten jene unglücklichen Jünglinge noch. Mit welchem Siegesjubel wäre ihr Kerker geöffnet worden, mit welchem Entzücken hätten sie das Licht, die Luft der Freiheit begrüßt! Könige sind schnell, weil sie wissen, daß es keine Ewigkeit gibt für sie, und Völker sind langsam, weil sie wissen, daß sie ewig dauern. Hier ist der Jammer, wie damals, als ich die fluchwürdige Hinrichtung mit angesehen, so war auch heute mein Zorn, weniger gegen den Uebermuth der Gewalt, als gegen die niederträchtige Feigheit des Volkes gerichtet. Einige Tausend Mann waren zum Schutze der Henkerei versammelt. Diese

waren eingeschlossen, eingeengt von hundert tausend Bürgern, welchen allen Haß und Wuth im Herzen kochte. Es war kein Leben, kaum eine Wunde dabei zu wagen. Hätten sie sich nur so viel bemüht, als sie es jeden Abend mit Fröhlichkeit thun, sich in die Schauspielhäuser zu drängen; hätten sie nur rechts und links mit den Ellenbogen gestoßen: die Tyrannei wäre erdrückt und ihr Schlachtopfer gerettet worden. Aber die abergläubische Furcht vor der Soldatenmacht! Warum thaten sie nicht damals schon, was sie acht Jahre später gethan? Es ist zum Verzweifeln, daß ein Volk sich erst berauschen muß in Haß, ehe es den Muth bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher sein Herz findet, bis es den Kopf verloren.

So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefsteak holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Reuß, Greiz, Schleiz und wie sie sonst heißen! Ist der Tag der Rache endlich erschienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk, wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin seyn, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und sich von einander zu unterscheiden, sind sie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Ein-Mal-Eins geht nicht weiter, und das sollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächste

Osternprüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein sanfter Lehrer, Doktor Schnapper, mich in den Pyramiden ertappte, sagte er mit seiner Kindbetterinstimme: das ist auch nützlich; aber mit der vaterländischen Geographie muß man den Grund legen. Nun schwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß, wenn ich jetzt auf der Stelle nach Cairo reisen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erst hinüber und herüber im Postbuche nachschlagen. In welchem Theile von Deutschland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber so viel weiß ich, daß man Gera mit allen seinen Einwohnern in die Richelieu-Straße stellen könnte. Jetzt stellen Sie sich vor, daß diese kleine Stadt zwei oder gar drei Fürsten hat, die sie gemeinschaftlich beherrschen. Ist es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen?

Freiwillig gibt man uns nie die Preßfreiheit. Ich möchte unsern Fürsten und ihren Rathgebern nicht Unrecht thun; ich möchte nicht behaupten, daß bei allen und überall der böse Wille, alle Mißbräuche, welche durch die Presse offenkundig würden, fortzusetzen, Schuld an der hartnäckigen Verweigerung der Preßfreiheit sey; das nicht. Wenn sie regierten, wie die Engel im Himmel, und auch der anspruchvollste Bürger nichts zu klagen fände: sie würden doch Preßfreiheit versagen. Ich weiß nicht — sie haben eine Eulennatur, sie können das Tageslicht nicht ertragen; sie sind wie Gespenster, die zerfließen, sobald der Hahn kräht.

Die Furcht ist die beste Gouvernante der Fürsten, die einzige, der sie gehorchen.

Es gibt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutsche Bund hat die Preßfreiheit beschlossen.

Also * ** hat sich gescheut, nach Pesth zu gehen, und schon in Deutschland fürchtet man die Cholera morbus? Mir macht das sehr bange. Nicht wegen der sinnlichen Schrecken, welche die Pest begleiten — das ist ein Schrecken, der sich selbst verzehrt, das ist zu furchtbar, um sich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geistes, welche im Volke nach jeder Pest zurück bleibt! Das kann alten Frost zurück führen und die Freiheit, die noch auf dem Felde steht, zu Grunde richten. In solchen Zeiten der Bedrängniß braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürsten und melden sich als dessen Stellvertreter. Was kein Kaiser von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Pest verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann lassen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Gesetze sind dann nöthig und heilsam. Die Pest geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erschrockene Volk wieder zur Besinnung kömmt, sind die alten Fesseln neu geniethet, die Kran-

kenstube bleibt nach der Genesung das Gefängniß, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Hessische Constitution, Schimmel, Kosaken, Bundesversammlung, Censur, was Gott will, nur keine Cholera morbus.

Gebet an die Geduld. Geduld, sanfte Tochter des grausamsten Vaters; schmerzerzeugte Milchherzige, weichlispelnde Göttin; Beherrscherin der Deutschen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlandes, die du es wartest und lehrest warten.

Die du hörest mit hundert Ohren, und siehest mit hundert Augen und blutest an hundert Wunden und nicht klagest.

Die du Felsen kochst und Wasser in Steine verwandelst.

Schmachbelastete, segenspendende Geduld; holdes mondlächelndes Angesicht; heiligste Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh'! mich plagt die böse Ungeduld, deine Nebenbuhlerin; befreie mich von ihr, zeige, daß du mächtiger bist als sie. Sieh'! mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaschen wird; ich renne toll wie ein Sekundenzeiger um die schleichende Stunde; ich peitsche und sporne vergebens die stätige Zeit; die hartmäulige Mähre geht zurück und spottet meiner. Ich verzweifle, ich verzweifle, o rette mich!

Lösche mein brennendes Auge mit dem Wasserstrahle deines Blickes; berühre mit kühlen Fingern meine heiße Brust. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünsche in den tiefsten

Sumpf, daß sie aufzischen und dann ewig schweigen. Deutsche mich, gute Göttin, von der Ferse bis zu der Spitze meiner Haare und lasse mich dann friedlich ruhen in einem Naturalien-Kabinet unter den seltensten Versteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch treuer dienen und gehorsamer seyn in Allem. Ich will dir tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichsten lächelst. Die Didaskalia will ich lesen und das Dresdner Abendblatt, und alle Theaterkritiken, und den Hegel, bis ich ihn verstehe. Ich will bei jedem Regenwetter ohne Schirm vor dem Palaste der deutschen Bundesversammlung stehen und da warten, bis sie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutschen aus dem Tempel jagen und dein Reich endiget.

Still, heiter, freundlich und bescheiden, wie ein verliebtes, glückliches Mädchen, lustwandelte das Pariser Volk umher. Als ich dieses sah, und bedachte: noch sind zwei Monate nicht vorüber, daß es einen tausendjährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen seiner Feinde besiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es ist der Traum von einem Wunder! Schnell haben sie gesiegt, schneller haben sie verziehen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwiedert, wie bald ganz vergessen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es seine Gegner verwundet. Wehrlose Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt,

Versteckte nicht aufgesucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürsten aber sind unversöhnlich und unauslöschlich ist der Durst ihrer Rache. Hätte Karl gesiegt, wie er besiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir sehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geschieht, wo die Gewalt über die Freiheit siegte. Seit Jahren ist der Sieg entschieden, und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort, wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineide verdankte! Tausende schmachten noch im Kerker, Tausende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers ist immer gezückt, und wo es schont, wo es zaudert, geschieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängstigen. So entartet, so herabgewürdigt hat sich die Macht gezeigt, daß sie oft mit Grausamkeiten prahlte, die sie gar nicht begangen; sich der Gerechtigkeit schämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich schonte, und es als Verleumdung bestrafte, wenn man sie mild gepriesen! Mich empört die niederträchtigste Unverschämtheit der Fürstenschmeichler, welche die Völker als Tiger, die Fürsten als Lämmer darstellen. Wenn jeder Machthaber, sobald er zum Besitze der Macht gelangt, gleich seine Leidenschaft zur Regel erhebt, grausame Strafen für jeden Widerspruch voraus bestimmt, und diese Regel, diese Anwendung sich herabrollt durch Jahrhunderte — nennen sie das Gesetzlichkeit. Das Volk hat seine Leidenschaft nie zum Gesetz erhoben, die Gegenwart erbte nie die Missethaten der Vergangenheit, sie vermehrt der Zukunft zu überlassen. Wenn dumme, feige oder bestochene Richter aus altem Herkommen oder verblichenen Gesetzen nachweisen können, daß sie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht gewesen — nennen sie das Gerechtigkeit. Wenn der schuldlos Verurtheilte durch Reihen schön geputzter Soldaten,

durch die Mitte des angstzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüste geführt wird — nennen sie das Ordnung; und schnellen Tod in langsame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen sie Milde.

Ich eilte die Terrasse hinauf, von wo man in die elisäischen Felder herabsieht. Dort setzte ich mich auf einen Traumstuhl, und meine Gedankenmühle, die wegen Frost oder Dürre so lange stille gestanden, fing gleich lustig zu klappern an. Welch ein Platz ist das! Es ist eine Landstraße der Zeit, ein Markt der Geschichte, wo die Wege der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich durchkreuzen. Da unten steht jetzt ein Marmor-Piedestal, auf welches man die Bildsäule, ich glaube Ludwig des Sechzehnten hat stellen wollen. Die dreifarbige Fahne weht darüber. Es ist noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundstein dazu gelegt. Die Könige sollten sich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundstein zu einem Gebäude legen. Sie thäten besser, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner.

Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeisterei in Deutschland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel und

bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Commando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen.

Ein Wiener Gelehrter hat mir in diesen Tagen geschrieben und ich will Ihnen Einiges aus seinem Briefe mittheilen. Eine Art Kerkerluft weht durch alle seine Worte, eine gewisse Trauer ist über alle seine Reden verbreitet und so wahr und liebevoll ist Alles, was er spricht, daß es mir in das Herz gedrungen. Wie sehr sind die armen Wiener Gelehrten zu bemitleiden! Sie leben im schnödesten Geistesdrucke, und darum und weil sie sich gar nicht aussprechen dürfen, müssen sie die freisinnigen Ideen in Philosophie und Politik weit lebhafter fühlen und müssen viel schmerzlicher von ihnen gequält werden, als wir Andern, die wenigstens klagen dürfen. Nachdem Herr * * * von dem Eindrucke gesprochen, den meine Schriften auf ihn und einen andern gleichgesinnten Freund gemacht, und mir seine Uebereinstimmung mit meinen Ansichten lebhaft zu erkennen gegeben, fährt er fort: „Es thut Noth in so zerspaltener, einheits-liebloser Zeit, daß ihre Besseren und Edleren sich finden, erkennen, lieben und vereinigen für ihr gleiches Ziel — das allein Rechte — die Freude des Menschen und das Wohl der Einzelnen wie des ganzen Geschlechts, das ja nur die Summe aller Einzelnen ist. Darum ist eben so schön und tief der Satz, den Sie im siebenten Bande ihrer Schriften aussprechen und gegen den nicht nur die Theologen, sondern Alle, die selbstsüchtig und Feinde der Freiheit sind, aufstehen — der Satz: die Menschheit ist um der Menschen willen da."

„Es ist wohl an der Zeit, daß der eingerissene Ideen-Götzendienst einmal aufhöre, und daß der lebendige Mensch nicht mehr einem luftigen Ideal geopfert und mit ihm nicht mehr Experimente angestellt werden. Ihr ausgesprochener Satz, folgerecht durchgeführt, wirft alle Systeme über den Haufen, und statt des todten Begriffs Menschheit steht der lebendige Mensch schaffend im Mittelpunkt der Welt."

„Diesen Satz kann aber eben nur wahrnehmen und aussprechen der Mensch, der in sich Kern, Werth und Würde trägt; wer selbst nichts ist, muß sich natürlich entweder unter den Schutz, ich weiß nicht, welcher Idee, als einer eingebildeten Macht begeben, oder er muß geradezu, wenn er scheinbar etwas stärker ist, das Thierrecht des Stärkeren, d. h. die Selbstsucht schlechtweg für sich ansprechen."

„Wir sehen auch die Zeit nach dieser Spaltung in zwei Theile getheilt. Der eine, die Gelehrten, brütet über Ideen und sucht im Trüben zu fischen; der andere, die Materiellen, als die Stärkern, spricht geradezu durch Wort und That die Selbstsucht aus und tritt den Begriff wie den lebendigen Menschen in allen Verhältnissen mit Füßen, wogegen die andern blos die Hände ringen und die Vorsehung zum Zeugen der Frevel aufrufen. — Was uns am meisten Noth thut, ist — Vereinigung...."

Ich erstaune gar nicht, einen Wiener so sprechen zu hören; denn eigentlich ist Oesterreich die hohe Schule des Liberalismus. Wohin uns andere, oft nur philosophische Spekulation führt, dahin bringt jene die Noth, und Noth ist eine bessere Lehrerin, als Philosophie. Hören Sie ferner, was er von Göthe sagt, wobei ich nur nicht begreife, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung sey, als er selbst. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Göthe

deutlich ausgesprochen zu haben; aber sie ist so alt und so stark, daß sie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeschienen haben muß.

„Was mich aber wundert, ist dies, daß Sie den wilden Göthe öfters anführen. Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seines Gleichen findet. Thöricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Göthe, wie Voltaire und Rousseau. Um so viel Rousseau mehr ist, als Schiller, um so viel ist Göthe schlechter, als Voltaire. Göthe war immer nur ein Despotendiener; seine Satyre trifft weislich nur die Kleinen; den Großen macht er den Hof. Dieser Göthe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper, und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält, und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterfürsten nennt. Ja, Fürsten-, d. i. Despotendichter sollte er eigentlich heißen."

Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbreiten, sie ist verbreitet genug — sondern den Muth zu verbreiten, sie auszusprechen. Göthe ist der König seines Volkes; ihn gestürzt, und wie leicht dann, mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar im deutschen Auge, wenig, nichts, ein bischen Horn — aber beseitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Göthe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon gesprochen und Sie begreifen meine Freude, in einer Geisteswüste, wie Oesterreich ist, einem menschlichen Wesen begegnet zu seyn, das fühlt und denkt wie ich.

Und unsere armen Teufel von Deutschen! Sie sind die Lampenputzer im Welttheater, sie sind weder Schauspieler noch Zuschauer; sie putzen die Lichter und stinken sehr nach Oel.

Meine Träume von Frankreichs Freiheit sind auch dahin. In der Politik ist weder Sommer noch Winter, es ist der erbärmlichste Revolutions-Frühling, der mir je vorgekommen. Nicht warm genug, des Feuers zu entbehren, und nicht kalt genug zum Einheitzen, fröstelt man ohne Rettung. Bei uns zu Hause weiß man doch, woran man ist; es ist Winter und man trägt Flanell. Es ist doch ein schönes Land, wo, wie ich gestern in deutschen Zeitungen gelesen, man sich auf den Straßen und in den Casino's bang und freudig einander fragt: wird der Herzog von Coburg wieder heirathen oder nicht? und man schweigt und lächelt — und wo der Staatsrath Niebuhr in Bonn, da er gedruckt gelesen, er habe früher in Rom mit de Potter Umgang gehabt, mit Händen und Füßen gegen diese Lästerung zappelt, wie ein Kind gegen das kalte Waschen, und behauptet auf Ehre, er habe diesen Unheilstifter nie mit den Fingern berührt! Aber hier? die Wiesen waren schon grün und jetzt schneit es wieder darauf. Die Kammer, diese alte Kokette, die sich schminkt, Mäulchen macht und auf die Jugend lästert — ich könnte sie auspeitschen sehen. Als sie noch selbst jung war, war sie so schlimm als Eine. Man hat Lafayette als Commandant der Nationalgarde abgesetzt, und der Kriegsminister hat der ganzen polytechnischen Schule Arrest gegeben! Diese jungen Helden waren es, welche den Kampf im Juli gelenkt, und ohne sie wären

alle Deputirten und alle diese Minister vielleicht eine Speise der Raben geworden. Lafayette war es, der die Revolution rein erhalten und vor Anarchie bewahrt, und ihm hat Orleans seine Krone, und die Fürsten Europa's zu verdanken, daß Frankreich keine Republik geworden. Er hat dem Volke gesagt, es wäre möglich, daß ein König die Freiheit liebe, und man hat es ihm geglaubt. Behüte mich Gott, daß ich je Theil an der Staatsgewalt bekomme! Ich sehe es hier an den Besten, daß, sobald man zur Macht kommt, man erst das Herz, dann den Kopf verliert, und daß man vom Verstande nur so viel übrig behält, als man braucht, das Herz nicht wieder aufkommen zu lassen. Es ist hier keine Zweideutigkeit, kein Unverstand, keine Deutelei — man hat wörtlich nicht Wort gehalten, man hat dem Volke nicht gegeben, was man ihm versprochen. Die Machthaber reden hier ganz so wie bei uns; von wenigen Unruhstiftern, die das Volk verführten, von jugendlicher Schwärmerei, von Republikanern. Aber kein Mensch will Republik, man verlangt nur die republikanischen Institutionen, die man in den Tagen der Noth versprochen. Für die Machthaber hier (wie bei uns) fängt da, wo ihr eigner Vortheil aufhört, die Schwärmerei an. Ich zweifle nun zwar gar nicht, daß die Regierung mächtig genug ist, es durchzusetzen, und jeden gefährlichen Ausbruch zu verhüten. Aber was wird dabei gewonnen? die Ruhe, die sich auf eine allgemeine Zufriedenheit aller Bürgerklassen gründet, die einzig wünschenswerthe und dauerhafte, wird sie auf diese Weise nicht gründen. Die Unzufriedenheit wird sich aufhäufen, die Mißvergnügten werden sich vermehren, bis sie stärker werden als die Regierung, und dann gehet der Kampf von Neuem an.

Daß die Deutschen ihren Fürsten und Sängerinnen die Pferde ausspannen, fällt mir nicht auf. Sind sie besser als Pferde?

Mit den guten Deutschen wird noch schlimmer verfahren, als mit dem Heiland. Dieser mußte zwar auch das Kreuz selbst tragen, woran man ihn gepeinigt: aber es selbst auch zimmern, wenigstens das mußte er nicht.

Die Wissenschaft, dieses Meer, wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küstenstriche der menschlichen Wohnstätten bespült und das große Festland trocken gelassen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unserer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Wasserzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean selbst haben fruchtbare Inseln sich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutsche Wissenschaft glich auch darin dem Meere, daß sie gesalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unsern vielen Nöthen die Destillation des Meerwassers für den Trank etwas erlernt, und seitdem sind unsere Fahrten fröhlicher geworden. Man sagt, die Wissenschaft in Deutschland habe an Tiefe verloren; es mag seyn, aber sie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrsamkeit der Kunstgärtnerei zieht den Blick nicht so heiter an, als die in's Freie gepflanzte Wissenschaft,

durch deren Zweige der frische Hauch des öffentlichen Lebens weht.

Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten solle das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeschoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wache und lauernde Zwingsherrschaft benutzte diesen Streit, um jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab sie zu essen, oder machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unserer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach und dessen Erdgeschoß durch Ueberschwemmungen litt. Die Zerstörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger, zum M e n s c h e n ihre Zuflucht zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Aerger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen.

Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der

fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es ist sonst nichts zu fürchten, als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen, ist in der Ordnung der Dinge, und besser ist es, daß die überspannten Gemüther durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen.

Es gibt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere, als die ihr gleichen, duldet.

Was zu verschiedenen Zeiten nicht unedle Menschen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unserer Tage gern und oft: daß das Wissen seine Wendekreise habe, über welche hinaus Geist und Herz verkohle, und daß die glücklichsten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht ist Wahrheit in dieser Lehre, denn auch in den schönsten Sonnentagen der Geschichte haben Priester und Tempel ein noch schöneres Licht stets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit, und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und ihr Thun. Darum sey man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien.

Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrschaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkosend die frierenden Bürger in der Staatskinderstube zurück gehalten hat, und die verdunstete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schaafs- und Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengstlichkeit, den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein, und sagen — Herr Esel! Aber, Herr Sempronius Esel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht.

Wohin führt jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert und Alles bleibt bei'm Alten.

Sie kommen und sagen: man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren, ohne wehe zu thun, man möge belehren, doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und ist schwer, sie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe mit Zierlichkeit strauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Vestris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schnell um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leise anklopfen, ehe sie sie öffnen? Bescheidenheit und immerfort Bescheidenheit! Aber die Natur gibt ihre Noth durch einen S c h r e i zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne singt der Schmerz in A moll.

Cäsar, heißt es, habe den hagern Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sey ihm wohlgemuth gewesen. Die Herrscher wechseln und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man sich sicher. G r o ß e Schriften sind ungehinderter in ihrem L a u f e, die k l e i n e n bleiben manchmal h ä n g e n — Dat veniam corvis, vexat Censura columbas. —

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd aus einander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer, sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln, und ihren hungrigen Gästen unreifes Obst vorsetzen, bald es zu spät thun, wann die Früchte schon faul und ungenießbar geworden sind.

Die gemäßigten Schriftsteller, als solche angesehen, wenn sie nur der geaichten Maße sich bedienen, sind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toffana, welche die öffentliche Meinung siech und welk macht, und deren Gift weder durch Geschmack noch Farbe, noch schnelles Wirken eine rettende Warnung gibt. Indem sie Fürsten und Völkern zugleich schmeicheln, durch das zur Hälfte zugesprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieser auf Freiheit, machen sie die Einen lüstern, die Andern schlaff, und verderben beide *).

*) Gold'ne Worte!

Der Geist des öffentlichen Lebens erfrischt noch lange nicht genug alle Glieder des deutschen Staatskörpers, am wenigsten in jenen Landstrichen, die in der Mitte zwischen süd-deutscher und nord-deutscher Gesinnung liegen. Den Bewohner jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländische Dinge; unter ihnen ist es nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug, um es zu entbehren.

Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens. Es ist Täuschung oder Schwachsinn, zu wähnen, die Rede sey ja fruchtlos gewesen. Was die öffentliche Meinung *ernst* fordert, versagt ihr keiner; was ihr abgeschlagen worden, das hatte sie nur *mit Gleichgültigkeit* verlangt.

Wohl bessere Männer als ich, die früher für das deutsche Volk geredet, schweigen jetzt; das Vaterland hat sie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Was sie abgeschreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutenheit ihrer Widersacher. Edlen Menschen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbisse zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, *die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken*, das unter einander

verbündet die Geduld aussaugt, und die tausend Nadelstiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil sie keine Narben zurücklassen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen *). Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht Alles thut, hat Nichts gethan, wer nicht Alles hingibt, hat Alles verweigert.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbstmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche mit freundlichem Gesichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebisches Gefolge nachzieht — diese muß bekämpft werden. Nicht das Dunkele bedarf der Beleuchtung, um als solches erkannt zu werden, sondern die falschen und schmutzigen Farben.

So wenig wurden wir zugelassen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu so zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrschaft gemacht, daß die politischen

*) Das hat Niemand herber erfahren, als der Verfasser, und von keiner Seite mehr, als von der Phalanx der Juste-milieu-Ritter, deren erbärmliche Halbheit er früh mit tödtlichen Hieben geißelt.

Schriftsteller der entgegengesetzten Ansichten darin übereinkommen, sich wechselseitig vorzuwerfen, ihr Eigennutz sey ihnen das Höchste, und die einträgliche Sache sey ihnen die gute. Den Liberalen sagen ihre Gegner, sie suchten Verwirrung zu stiften, um wie Diebe im Gedränge zu stehlen; den servilen Schriftstellern wird zugelästert, sie wären bestochen durch Geld oder Eitelkeit, und sie wären nichtswürdige Spione. Diese begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute, aus reiner Liebe für Freiheit und Recht streiten könne; und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven gibt, die nicht, weil sie sich einem Herrn verkauft, sondern aus Herzensneigung, knechtischen Gesinnungen huldigen.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger der Freisinnigkeit in Wort und That müssen dem kalten, unparteiischen Beurtheiler wie Kinder erscheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis sich wagen . . . Mit ihnen zugleich wird die schönere, bessere Idee zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar gewesen seyn und herrliche Früchte getragen haben würde." Das sind von den überreifen Früchten, die von dem Baume der bösen Erkenntniß so reichlich abfallen; das sind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer sucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freisinnigkeit als Kinder erschienen, die Ihr täuschen könntet, dann wären sie Euch sehr willkommen. Weil sie aber klug und besonnen handeln, ob zwar nicht mit Bedacht in Euerem Sinne, da sie den eigenen Vortheil ver-

gessen und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr sie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung, zugleich mit Eurer List. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters sey da und man müsse abwarten, bis Alles fest zusammengefroren sey, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freisinnigen [wissen, daß der Frühling gekommen ist, und wollen das noch nicht ganz geschmolzene Eis aufhauen, damit der Strom um so früher lustig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat sie zu bestimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutschen, einige Höflinge sich allein vermessen, den Kalender der Natur zu machen? „Die Früchte sind noch nicht reif," das ist eine schlechte Vogelscheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: „jetzt pickt zu!" kämen wir viel zu spät, denn sie hätten alle Bäume schon kahl geschüttelt.

Der ächte Staatsmann ist, wer die Ideen seiner Zeit aufzufassen und anzuwenden versteht, wer dieses nicht vermag, taugt selbst zum Gehorchen nicht, um so weniger zum Gesetzgeber.

So lange die Machthaber die Freiheit der Gesinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, so lange sind sie es berechtigt zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente sie nicht zu erreichen. Hier ist der Besitz ganz der Maßstab des Rechts.

Jede Wissenschaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu steigen, und sind wir oben, oder glauben oben zu seyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, sobald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwischt, und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter sind wir freilich, als die Alten, wir sind aber so weit gekommen, daß wir unsere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreise ihres Wissens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unsern weiten Fahrten, in Angst und Sorgen, den Kompaß um die schwankende Weltrichtung an.

Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Besten unter ihnen den Lehrsatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber sie hatten den Satz umgekehrt und ge-

sagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneimittel." Demnach hatten sie gegen kranke Zeiten zuerst Kanonenfeuer gebraucht; half dieses nichts, operirten sie die Köpfe, und half auch dieses nichts, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät, der Kranke war gestorben und es war nichts mehr zu heilen da.

Was die Kämpfe unserer Tage so schrecklich macht, ist nichts Anderes, als die Ueberraschung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erscheinungen der Geschichte entgegentreten. Ueberraschung aber gebiert Schrecken, Schrecken ist der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung ist blind. Wir Alle, verschiedenen Gesinnungen zugethan, sind im Wahne, es geschähe Neues; neue Laster, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entstanden. Aber die Tyrannei ist alt und die Freiheit ist alt, und der Kampf zwischen beiden ist alt. Weil wir den Umlauf der Menschheit nicht kennen, verwechseln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln diese und trauern jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen jene und jauchzen diese: der Frühling komme; und so tritt nach jeder gewonnenen und verlornen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüsse gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufsperren!

Was die Schweiz in geologischer und politischer Beziehung für unsern Welttheil ist: der feste Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberschwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrschaft sichert — das ist Deutschland für Europa in ethischer Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotie noch Anarchie Alles überschwemme.

Ein Volk ist jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

. Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Columbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulysses-Fahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath suchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachs rösten und andern schmutzigen Handthierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie stei-

gern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit, zu denken, hält uns Alle zurück. Drückender als die Censur der Regierungen ist die Censur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu seyn, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so Vieles mit den schlechten gemein. Im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären.

Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinne steigert, daß er,

um aller geselligen Bande los zu seyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht.

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sey; Alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die unsere ist bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor Allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der berathenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersetzt sich vergebens dem starken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung,

die unbesiegbar ist, und welcher das stehende Heer der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.

Wohlthaten sind jetzt so unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erst die Freude beginnt, mit der Noth aber unser Erbarmen endet. Wir sind nur der christlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die schönere, der Mitfreude, ist uns fremd geworden.

Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen, für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Axe dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist sein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockne, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt; nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Eifersucht ist der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder. Und es gibt Uebel, die kein Gut begleitet, so sehen wir in der Erinnerung jeder überstandenen Noth eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eignen, und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die

Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieser Qual, wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich, wie nach einem Schiffbruche, auf dürren Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet, aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Millionen Menschen müssen so viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, wenn Millionen sie entbehren.

Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel: Könige wie Bauern stehen hölzern auf dem ihnen angewiesenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeschriebenen Wege, und sind sich einander gleich an Dienstbarkeit, noch ehe sie der Tod in seine Schachtel wirft. Frei sind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe springen, und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieser Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden seyn, der selbst ein Ritter ist; aber kein Bauer kann es, kein König sollte es seyn.

Es ist nicht das System der österreichischen Regierung, die öffentliche Meinung für sich zu stimmen, sondern sie erkennt gar keine solche an, und sie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgesprochen, eben so unwillig zurückweisen, als einen Tadel. Dieses ist sehr folgerecht. Die öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst buhlen, das heißt sie anerkennen, und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es gibt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr bestehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch sie anerkennen, und wenn man in einem solchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, so verliert man mit dem Besitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oesterreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg so gefährlich ist als Niederlage.

Ueber Grundsätze läßt sich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verstand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein System der Meteorologie läßt sich streiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn sie Kälte oder Wärme, Nässe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menschenglück verbreiten, dann müssen wir mehr des Lebens Erscheinungen als dessen Regeln besprechen.

Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden.

Versailles.

„Diese beiden Paläste rechts und links von so edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine schönern Tempel!" — Das waren die Pferdeställe des Königs. — „Und dort?" — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?" — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis sie ein Jahr alt und diensttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?" — Es enthielt tausend Zimmer, und zwei tausend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüsseln, die unverzehrt von den Tischen kamen, gewann der Oberbeamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürstliche Haus?" — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, sammt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahren dem Staate vierhundert Millionen gekostet! — „Das auf der andern Seite?" — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon ist das Gitter, welches den Hof umgibt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon ist man beschäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Palaste den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen kosten. Auch tritt man leise auf, um der öffent-

lichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge seyn, an dem sie sich zum ersten Male wieder im Oeil de boeuf versammeln! Wer kennt dieses berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutsauger dreier Menschengeschlechter durstig herumkrochen? Als der erklärende Lakei den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüster der Verwunderung in der ganzen Gesellschaft zu hören, und auf manchem Gesichte sah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit bestäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwig's XVI. Die Zerstörungswuth der ersten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben, und die Deckengemälde von Lebrüns Meisterhand nicht erreichen. Daß die großen Künstler so kleine Menschen sind! Sie schmeicheln jeder Macht. Die sogenannten Großthaten Ludwig's XIV. auf allen Wänden mit knechtischer Verehrung dargestellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieser oder jener Gott, und auf dem unsterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperücke.

Die Wasser sprangen heute, als Vorfest des nahen Ludwigstages. Wohl sechzig tausend Menschen waren von Paris herbeigeströmt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu sehen, die, zu Sturzbächen vereinigt, die Wasserkünste bildeten. Mehr als tausend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet, was seine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Versailles gewendet. Auf diesem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reichs verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwig XVI. im Park abgebrannt, hatte sechs Millionen gekostet. Die Aufführung jeder Oper, im Theater des Schlosses, kostete an Beleuchtung und andern Zurüstungen 100,000 Franken. . . . . Und man spricht noch von den dummen Streichen, die

das französische Volk während der Flegeljahre seiner Freiheit begangen!

Wollt ihr die Großen für eure Grundsätze gewinnen, macht sie glauben, sie wären schon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd in's Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz gesinnt sey, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt ihr nicht erlaube, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Nichts ist schmeichelnder, als das Zutrauen, daß man ein starkes Herz habe und zugleich die Macht, es zu bändigen; man sey ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, scheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird eurer Klugheit, euern Edelsinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seyd demüthig in euern Worten und stolz in euern Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr schreibt. Die Schrift ist streng, feierlich für die Welt; das Wort ist mild, alltäglich für das Haus. Die Uebel der Menschheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch schmerzt; die Schwächen der Menschen muß man mit Nachsicht behandeln, sie besprechen und streicheln.

Die Deutschen rühmen sich, die besten Kritiker zu seyn! Sie sind es auch, nur daß sie nicht wissen, sich als solche geltend zu machen, wie sie überhaupt nicht verstehen, zu zeigen, was sie

haben, und zu scheinen, was sie sind. Die Natur hat die Deutschen zum Denken und nicht zum Schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden, und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten Deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Thüren verschlossen, und werden von jedem unverschämten Hofhunde angebellt.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgesprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; wahrscheinlich gibt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geschieht, geschieht zum wiederholten Male; was gedacht wird, wurde früher schon gedacht; was gesagt, geschrieben wird, haben schon Andere gesagt und geschrieben.

Die Heiden waren kurzsichtig; sie sahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verschwender vergeudeten sie des Lebens Reichthum in wenigen irdischen Jahren; aber sie starben satt, in Unschuld und Unwissenheit, wie die Kinder, und die Kinder sind es, die am nächsten stehen Gottes Throne. Die Chri-

sten sind weitsichtig, sie erkennen das Leben nicht; sie vermögen nur zu lesen, was mit Sternen am Himmel geschrieben; eine Schrift, mannichfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen sie Schätze auf Schätze, Zinsen auf Zinsen, sterben im und am Hunger, mit Sünden belastet, und dieser Bürde sich bewußt; aber verloren ist, wer sich aufgibt; schuldig ist, wer sich schuldig fühlt; dort oben gibt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen sich selbst gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geschaffen, die sie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müsse, wolle man mit dem andern es halten! Man müsse unglücklich seyn, um selig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit, und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde sich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So stehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben, und nicht den Muth zu sterben. Freilich sind wir besser, als wir denken, sind glücklicher, als wir zu seyn glauben; aber unsere Seele ist hypochondrisch — nicht krank genug, am Uebel zu sterben, nicht gesund genug, sich wohl zu fühlen. Jede natürliche und gesunde Neigung halten wir für eine Leidenschaft; jede Leidenschaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, sie werde uns in die Hölle stürzen, und zwanzig Mal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geist versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird der glückliche Mensch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen

und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbste verbinden, zugleich Christ und Heide seyn — und dann wird der Himmel seyn überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen.

Jedem menschlichen Geiste sind schöne Gedanken, und weil mit jedem Menschen die Welt neu geschaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht schreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken sie.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant.

Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillas-Krieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die

Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch drei Mal hunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es dringt Keiner durch. Ihre gefährliche Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen.

Der Geist ist stark, das Fleisch ist schwach. Eines aber entschuldigt. Der Mensch soll Alles dulden — aber auch die Unduldsamkeit? Es ist schwer, sehr schwer, versuche es Jeder mit seiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der schwersten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um so leichter.

Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und eine himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst Dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen.

Bei den Alten war das Leben von der Wissenschaft nicht getrennt, sie gedachten ihr Leben, und lebten ihre Gedanken, und diesen, da die ganze Fülle des Daseyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Ministerium des Herzens und aus der geheimen Kanzlei des Geistes. Aber die Philosophen und Staatsmänner unserer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen, und einen sehr großen, nicht-offiziellen Theil.

Die Alten suchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß sie bescheidener gewesen, als wir sind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht so groß, als es jetzt ist, und man hatte, um sich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu schreien und zu blenden. Die Alten hielten sich an der Sache, an der Wahrheit, sie gebrauchten keine schmetternden Worte, keine schimmernden Redensarten; sie begnügten sich, von ihren Ansichten scharfe und genaue Umrisse zu geben.

Manche Menschen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil sie glauben, daß sie im Drucke lebten; kennten sie aber die Lage, worin die alten Völker gewesen, würden sie ihre eigene beneidenswerth finden. Sie würden einsehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlstand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie besaßen; daß diese ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almosen theuer vergüten mußten.

Der Weltmann spottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er sich selbst nicht kennt. Nachdem er seinen Hunger gestillt und seinen Durst gelöscht, wofür bemüht er sich? Für ein Gedankenbild; er schwärmt selbst. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten diese zurück, sie würden uns mehr bewundern, als wir sie. Was ist leichter, im Rausche der Begeisterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen, und mit klopfendem Herzen ängstliche Blicke rechts und links auf die Balancirstange der List zu werfen, um keinen andern Lohn, als sich von kindischen Zuschauern begaffen und beklatschen zu lassen? Was ist gewinnsüchtiger, schnödes Gold gegen Freiheit eintauschen — oder eine eiserne Kette schleppen, sich damit eine goldne zu verdienen? Darum nicht verachten oder hassen, belehren und belächeln soll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung spotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über sie selbst hätte, würde sie zu ihrer Beschämung dahin bringen, daß sie mit Füßen treten, was sie früher angebetet, und anbeten, was sie früher mit Füßen getreten. — Alle Menschen aller Zeiten wurzelten in dem schmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erhoben sie sich über die Erde, und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachsend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder süßer Frucht, je nach Saamen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsstrich und Pflege — aber alle nach dem Himmel strebend.

Reichthum und Macht sind beschränkt in ihrem Maße; es kann nicht Jeder Alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüchtigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des Besitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu streben.

Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt und Alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zertheilt er sich in tausend Bäche mannichfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten.

Woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich, sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen, der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Daseyn jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neue Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck,

edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachläßigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren seyn. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man nehme sich nur vor, nicht Alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht Alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben

muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wieder geben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sey, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei heraussprechen darf, ist man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, Alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Constitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Constitution sagt er „Leibesbeschaffenheit," statt Spanien „Iberien," statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen," und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt Alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt.

Welche Philosophie ist die wahre? Welcher Glaube ist der rechte? Das will ich dir sagen, Leser. Die Philosophie ist die wahre, die, daß sie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu strafen. Der Glaube ist der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen ist, einen andern irrgläubig zu finden. Ich sage dieses, du sagst jenes, ein Anderer sagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht gibt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findest, in einem Menschen oder in einem Dinge, wandelst du im Dunkeln. Lächelst du über deinen eigenen, früheren Wahn, wirst du später über deinen jetzigen lächeln; bereuest du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereust. Du kommst nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden und dir selbst leuchtest. Ragst du mit deinem Geiste noch so hoch empor, verschmähst aber das Thal zu deinen Füßen, und füllst es aus: dann hast du mit dem Thale auch dich vernichtet, du hast dich selbst abgetragen. Warum schmähst du deine ehemaligen Kinderspiele nicht? Du bist gewachsen, deine Puppen sind gewachsen; dort war Ernst, oder hier ist Spiel. Du fragst: was ist Wahrheit? Frage: was ist Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn sie ihren giftigen Saft bereitet? . . . Die Erde bebt, die erschrockenen Menschen stürzen bleich aus ihren Häusern, und höhere Geister lachen, wie wir selbst lachen, wenn die geschüttelte Mücke eilig von der niesenden Nase wegfliegt.

Ob man seine Freiheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder einem bösen Herrn diene — man hat seine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber soll man nur Gott, das heißt: Allem, Allem, und sich selber; denn Alles, Alle und wir selbst sind in Gott, und Gott ist in Allem, in Allen und in Uns. Gott ist überall und für Jeden, auch für Den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch Keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht sieht. Unter Menschen gibt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle seine Kinder, auch die Verlorenen.

Vereinigt die Wissenschaft, die Kunst, das Leben. Getrennt werden sie beherrscht und nicht von euch; getrennt ist die Wissenschaft blaß, die Kunst mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, soll der Tisch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die französischen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Dûclos, Raynal, Condorcet, Mably nicht gründlich, darum weil sie die Gläser aus Flaschen füllten, nicht aus Brunnen? Waren sie nicht Gold, weil sie glänzten, und nicht Alles Gold ist, was glänzt? Könnt ihr nicht geistreich seyn, weil ihr tiefsinnig seyd? Morgens versteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wissenschaft dienen, sie ungefällig machen? Fällt euch das Denken so schwer, daß ihr euch davon erholen müßt, so denkt nicht. Das Leben ist Arbeit dem gesunden Geiste, die Wissenschaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte

sich nicht von der Philosophie bei Aspasia; von Aspasia erholte er sich bei der Philosophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, sucht die Kreiselung des Quadrats; seyd nicht viereckig, liegt nicht so fest auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unsere großen Dichter und nur unsere, immer aus so großen Bechern tranken? Woher, daß sich mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht, wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantasie, wenn sie ermüdet war, fand in diesem sandigen Lande keinen grünen Hügel, sich auszuruhen, und sie mußte sich entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüste. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul fünfzig Jahre in seinem Phöbus-Wagen über das schlechte Pflaster und die Misthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne seines Geistes niedersank, sie, statt in die frische Fluth zu tauchen, nur umschattet wurde von Pfeifenqualm der Casino's, und wie nur Philister seine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geselligkeit hinauf, wo man die schweren Sorgen, den Dunst und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verschuldet? Ihr, eure Gelehrsamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudesuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden stolz und unzugänglich gemacht. Sie verschmäht euch, wie ihr sie verschmäht. Die wahre Philosophie erhebt das Handwerk zur Kunst — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunst zu sich. Aber das vermag eure nicht, eure macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariser Gelehrten fand ich nur einen, der hypochondrisch war, und dieser eine beschäftigte sich mit deutscher Philosophie. Er war der edelste, gutmüthigste, eingezogenste, furchtsamste Mensch von der Welt.

Einmal reiste er in Deutschland — ich muß lachen, wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während so vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geschah. Seht ihr? Eure Philosophie führt zur Hypochondrie, diese zur Demagogie, diese zur Pandantrie — freilich Andrer — und diese führt auf die Festung. Aergert euch nicht, und gesteht, daß ich Recht habe.

Ihr scheltet die Reichen, die im Ueberflusse schwelgen, und sind von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet so schön und geberdenvoll gegen die in Feuer der Ueppigkeit gestählten Herzen! Seyd ihr denn besser? Ihr wißt Alles, und euch umstehen Menschen, die Nichts wissen; ihr seyd so gelehrt, und euch umgibt ein geistarmes Volk. Schämt euch! Ist es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg so viele Menschen gibt, die nicht lesen und schreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe Dummköpfe gibt? Ist es nicht eine Schande, daß der Landmann in seinen Feierstunden keine gesunde und angenehme Geistesnahrung findet, und er in Branntewein die lästige Zeit ertränken muß? Befördert den wechselseitigen Unterricht, schreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfschiffe, die Dampfkutschen, die Dampfmaschinen aller Art. Hört ihr's! das ist die Hauptsache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, seit die Geschichte spricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Preußen ist keine europäische Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund. Dieses Bewußtseyn, die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu verdienen, kann allein an Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutschland bei seinen ausgedehnten Grenzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der Preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert.

Es gibt zwei Mittel, den Einfluß der klassischen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenossen zu vermehren: Uebersetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch diese in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutschland weniger als jedem andern Lande an guten Uebersetzungen, aber das Bedürfniß ist noch lange nicht vollständig befriedigt. Der Mangel entspringt daher, weil es meist Philologen waren, welche jene Uebersetzungen verfaßten, aber auch die genaueste Kenntniß der alten Sprachen eben so wenig ausreicht, um in den Geist der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der Muttersprache genug ist, uns jedes Buch, das

in ihr geschrieben ist, verständlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Cicero's Buch von den Pflichten vortrefflich im Deutschen übersetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein platonischer Geist und hier ein tugendhafter Mann gewesen, der das Werk unternommen. Von manchen historischen und politischen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Uebersetzungen. Ein Conrektor in seinem glücklichen, beneidenswerthen Still-Leben ist nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Uebersetzungen müsse sich die Kritik gesellen, welche die Aufmerksamkeit des lebenden Geschlechts zu den alten Schriftstellern hinleitet, und deren Werth bestimmt, und zwar in der Münze unserer Zeit berechnet. Durch eine solche Kritik würde nicht blos die klassische Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, sondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir sind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß sich die meisten Ideen der neuen Denker auch schon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Ansicht der Kritik unterwerfen, so verfährt man viel vorsichtiger und beschützt seine eigene Rechtlichkeit viel besser, wenn man diese Ansicht aus einem alten, als wenn man sie aus einem neuen Schriftsteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenossen oder gleichzeitig geltender Ansichten muß nothwendig persönlich in der Art werden, daß die Persönlichkeit des Kritikers zum Vorschein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem sie der Kritiker, will er seine eigenen Ideen aufstellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber sind unter der Erde; sie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können sie daher bestehen lassen, ohne unserm eigenen Urtheile zu schaden. Wollten wir uns z. B. über die jeseitigen Vorzüge einer monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung aussprechen, und zu diesem Zwecke ein Werk in Untersuchung nehmen, worin jener Gegenstand behandelt worden, so würden wir allerdings in Benjamin Constants und in den politischen

Werken anderer neueren Schriftsteller alle die Ansichten finden, die Cicero und Aristoteles hatten, und vielleicht mehrere und bessere; der Unterschied ist aber, daß wir die erstern als Gegenstände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturwesen ganz so, wie dem Naturforscher die Geschöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erscheinen, die er mit gleicher Treue und Unparteilichkeit beschreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder gesund, die Blume schön oder unansehnlich seyn. Man denke sich, es erschiene heute ein geschichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser ist. Das Buch ist in einem elenden langweiligen Kanzleistyle geschrieben. Der Verfasser erlaubt sich nie ein Urtheil; wahrscheinlich hatte er keines. Er hört nichts und sieht nichts und stellt den ungehörten Schall und die ungesehene Farbe den Sinnen der Leser zur beliebigen Aufnahme vor. Er spricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiser. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimsten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, sondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen wie das Herz mit gleichem Fleiße zergliedert. Erschiene jetzt ein solches Werk, würde es sicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringschätzung behandelt werden. Sie würden sagen: „Der Herr Verfasser hat einen schlechten Styl; es fehlt ihm an historischen Forschungsgeiste; er macht Sittenlosigkeiten bekannt, die besser verheimlicht worden wären; die Geschichte ist keine Spinnstube." Weil aber das Buch alt ist, sind wir im Stande, es unparteiisch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichsten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es ist wahr, Sueton hat keinen schönen Styl; aber um so weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geschichte. Er hat kein Urtheil; desto unbefangener kann der Leser

urtheilen. Er spricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Ekel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiser Rom, und das Laster den Kaiser beherrschte, so war die Welt im kaiserlichen Schlafzimmer, und die Weltgeschichte in den kaiserlichen Sünden.

Diese Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte sich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beschränken, sie müßte auch auf die ältern Werke der spätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzosen, Spanier, auf die der Deutschen zumal. In Frankreich ist das literarische Fürstenthum erblich, Corneille und Racine sind heute noch so angesehen, als sie es ehemals waren; in Deutschland aber sind die Geistesfürsten Wahlfürsten, und es ist daher in jedem Jahrhundert neu zu untersuchen, wer zu herrschen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Lesern des Morgenblatts kennen Lessing, Klopstock — was man kennen heißt, wie sie Göthe und Schiller kennen? Die Ansichten älterer Schriftsteller sind aber oft lehrreicher, als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenossen schöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verstorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelssohn, der von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardson, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldsmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verschlingen würde, wären die Bissen nicht zu groß, und wären seine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharsis auswendig, wie das Einmal-Eins — eine Kenntniß, die Jeden in diesen Tagen allstündlich erquicken würde? Sie sind in Erinnerung zu bringen und anzupreisen. Ja, es ist zu vermuthen, daß die Bibel selbst, die das schönste aller Bücher wäre, wenn sie

auch nicht das heiligste wäre, Weltleuten von Geschmack sehr gefallen würde, kämen sie nur erst dazu, sie zu lesen. Aber sie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis sie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet steht, „die wirklich fertig geworden sind," und sie lesen sie nicht eher, als bis sie in einem beliebten Literatur-Blatte gelobt werden. Auch noch Anderes ist zu bedenken. Es gibt Schriftsteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verstanden worden, weil sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat sich die Pflicht herabgeerbt, sie in ihre angeborne Würde wieder einzusetzen. Es gibt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geist keinen Stoff vorfand, sich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beschäftigung zu geben. Als Luther lebte und schrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luther's Feinde, wie seine Freunde, suchten und fanden in seinen Werken nichts Anderes, als Waffen zu seiner Vertheidigung oder zu seiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenossen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiste in Luthers Schriften bekannt zu machen. Lessing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Amboß schlug; denn zu seiner Zeit hatten die Deutschen weder Theater noch Literatur, und der Hammer fand kein Eisen zu schmieden. Wir aber sollten die Werke der spätern Schriftsteller dem strengen Urtheile jenes unterirdischen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlechte, und er steigt mehr und mehr in der Liebe und Achtung der Zeitgenossen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er später unschuldig und tugendhaft befunden, frei umher geht und sich der Theilnahme der Menschen erfreut; doch das alte, förmlich ausgesprochene Urtheil ist nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre schön und ersprießlich, die Kritik jener ältern deutschen Philister, die Jean Paul in seinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutsch-

bibliothekarische Menschen" bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und sie umzuändern. Voltaire's Flammengeist droht zu verlöschen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuser, alle die Zwingburgen, die er angezündet, sind jetzt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am besten wäre, für die Kritik älterer Schriftsteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Conversations-Lexikon, das sonst viele Vorzüge hat, ist darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftsteller so so beurtheilt, die ältern aber nicht einmal so so. Von Fielding, Richardson und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß sie selbst bei diesem oder jenem jungen Herrn Hofmeister gewesen, und daß sie am Schlage oder am Podagra gestorben. Eine Zeitschrift erwähnter Art wäre sehr ersprießlich; das alte Wissen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wissen verjüngen.

Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen theile: in Hofräthe und in solche, die es seyn möchten. Aber es ist betrübt; wie Wenige sind Hofräthe und wie Viele möchten es seyn! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Hofräthen ernennen; wenigstens zu Hofräthen. Und ohne Unterschied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geschlechts, der Bildung und des Alters: sie müßten alle Hofräthe seyn. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und

Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen einer stirbt, — und es geschieht oft, daß Einer nur darin stirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doctor, und hatte sonst noch einen und den andern Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel, seit Karls des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt, und ein Zeitungsschreiber insbesondere, für ein sündliches, gebrechliches und vergeßliches Wesen ist, und setzt darum in seinen Todtenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menschen haben Titel? In Deutschland höchstens der zehnte Mensch. Wenn ich aber Fürst wäre, dann sollte es anders werden, dann müßte es eine Lust seyn, in Deutschland zu leben und zu sterben. Dann würde man im Wochenblättchen lesen: „Am 13. dieses starb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre seines thätigen Lebens." Wie würde dieses zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutsche, daß man ihm wohlthue nach seinen Wünschen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorsames Volk ist, das mehr, als Reichthum und Schönheit und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen schätzt, die es seinen Regierungen verdankt? Und nicht blos in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher be-

kannt seyn, daß er Hofrath gewesen. Dieser Schwärmer und Hofrath Jung=Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Universität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: „Hier ruht die selige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“ Einen so schönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Gesinnung — sucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste mit der Post durch Leipzig, und während man die Pferde wechselte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienstmädchen nach einem Laden. Diese führte mich in's Passagierzimmer und sagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpost=Kofferträgerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Residenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmann zu Tische gebeten, stellte ich mich etwas zu frühe ein, und beschäftigte mich unterdessen, die Namen der Gäste zu lesen, die, auf Karten geschrieben, auf den Tellern lagen. Wir saßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober=Kriminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Oberzahlmeisterin, Herr Hoftheater=Intendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeister, Frau Geheime=Legationsräthin, Herr Obertribunal=Rath, Frau Geheime=Räthin, der Wirth, Frau Stempeldirectorin, Herr Ober=Kriminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Obersteuereinnehmer, Frau Hoftheater=Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt=Director, Frau Staatsräthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadtdirectorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei=Gerichts=Assessorin, Herr

Stempeldirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen-Inspectorin, Herr Salinen-Inspector, Frau Obersteuereinnehmerin. Die Polizei-Gerichts-Assessorin war Wittwe, ich aber saß himmlisch zwischen zwei schönen Frauen. Die Frau Oberkriminalräthin war das sanfteste, lieblichste Geschöpf von der Welt, und die Frau Obersteuereinnehmerin war sehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, so liebe, gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen ansehen, sie waren die einzigen ohne Titel; doch tröstete ich mich damit, daß sie geborene Franzosen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum gibt — doch als Christ, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — so gibt es nach der deutschen Naturkunde keinen titellosen Raum. Die feine, unsichtbare, ätherische Titular-Substanz durchdringt alle geschaffene Wesen, sie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unseres Seyns, Geist und Herz, Denken und Empfinden, Wünsche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unserer Sprache, man findet sie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpositionen, in Declinationen und Conjugationen. Man nennt das deutsche Volk **breit**, man sollte es ein hohes nennen, es erhöht Alles. Es dehnt sich zwar auch in die Breite aus und sagt: **allverehrt**, **allgeliebt**, doch nur erst, wenn es bis in den höchsten Himmel hinauf gebaut und nicht weiter kann. Aber so lange als möglich **erhöht** es das Wirthschaftsgebäude seiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menschen, hohe, höchste und allerhöchste Personen . . . Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Ministerium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es spricht von hochderselben. Es

hat hohe Leichen und eine Prinzessin nimmt den Eisenhammer in hohen Augenschein. Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse, und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's Jubeltag geschlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wissen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Göthe eine hohe Person genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, sondern weil er Minister ist. Die Oberpostamts-Zeitung — sagen Sie nicht, meine Herren, daß ich spät zu ihr zurückkehre, denn ich habe sie keinen Augenblick verlassen; konnte ich sie schöner loben, als indem ich Deutschland lobte? — die Oberpostamts-Zeitung nennt sich nur so aus Bescheidenheit, sie ist aber eigentlich eine Oberamts-Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt sie in einem schönen, breiten Strom, der den Deutschen heilig ist und den sie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liste von Standeserhöhungen ist ihr eine Genesis, das erste Buch Mosis; ein Steckbrief ist ihr eine canonische Schrift, und sie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inseratgebühren, in ihren Text auf. Was aber sonst gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menschheit, das erzählt sie, wenn sie Lust und Laune hat, in wenigen apokryphischen Zeilen. Wird die Oberpostamts-Zeitung versäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menschheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, sie kennt zu gut ihre hohe und schöne Bestimmung. Hier, meine Herren, lesen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liste von sieben und achtzig Russen, welche in der Arme befördert

worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liste von sieben und sechszig Namen. Wie schade, daß alle diese Namen so unaussprechlich sind, und dem Gedächtnisse zarter deutscher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger liest: Der Fähnrich Tschawtschawadsew, der an der persischen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde liest, der Podolier Prscherakowfskji habe „für seine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuschrecken" den St. Annen-Orden dritter Klasse erhalten, so freut sie das gewiß, es entzückt sie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß sie nicht wissen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuschrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeister auch nicht sagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtschule zu Linz zum Direktor des Gymnasii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmesanischer Baron den Leopolds-Orden, und hier, daß der Oberstkammerjunker eines kleinen deutschen Staates das Prädikat „Excellenz" bekommen. Die Oberpostamts-Zeitung erspart den Leuten von Stande das Porto, und sie brauchen sich ihre Familienereignisse nicht brieflich mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte, ich wäre ein Kourier, dann würden meine Freunde aus der Postzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereist und sie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpostamts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, so umgibt sie ihn mit einem so großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie sie geheißen, als sie noch lebte. Wir lesen: „Heute Morgens um 6 Uhr starb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienstordens, Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise, Abgeordneter zur Ständeversammlung des König-

reichs, ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ꝛc. ꝛc., Freiherr von" . . . jetzt halten wir am Namen, wir sind gespannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Besuch in's Zimmer treten und uns stören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich gestorben. Das mildert freilich die Trauer. Es gibt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung, bürgerlich-romantisch begraben lassen; aber die beleidigte Natur rächt sich immer; man soll nie gegen seinen Genius, gegen die Stimme des Gewissens handeln. In solchen Fällen bekommen wir zu lesen: „Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Besuchsreise zu seinen Geschwistern, den treuen, liebevollen Vater" — so schnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpostamts-Zeitung berichtet uns treu, ein neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangelist, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzessin den Namen Maria, Auguste, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen sich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in solchen häufigen Fällen wird, wo sie viele Zeilen sparen können, und kürzere Zeit eingesperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpostamts-Zeitung mit Unrecht vor, sie verbreite manchmal sogenannte liberale, nämlich revolutionaire Nachrichten und Grundsätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld? Wie leicht ließe sich das verhüten! Wäre ich ein Fürst, so ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzessinnen das ganze Land Gevatter stehen, so daß der neue Prinz und die Prinzessin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, sechs

Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, fünfzig, ja, wenn ich Kaiser von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürsten würden meinem Beispiele folgen, und dann wollte ich doch sehen, wo die Postzeitung Raum fände, revolutionaire Grundsätze zu verbreiten. Auf diese Art könnte eine weise Staatsverfassung die Presse lenken, ohne zur verhaßten Zensur ihre Zuflucht zu nehmen.

Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrschte dort eine sichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhnisch, achtsam, streng; das Gesindel freute sich auf die kommende Verwirrung; und manche angesehene Bürger sahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Gesicht machen. Ich hatte in Mailand italienische Sprache gefunden, aber keinen italienischen Himmel. Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich beeilte mich, über die Schwelle des Paradieses zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scale. Man gab die Oper Othello von Rossini. Da mir die abgöttische Verehrung bekannt war, die man in Mailand, wie in ganz Italien, vor Rossini hegte, mußte meine Verwunderung groß seyn, zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darstellung nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Man lachte, schwatzte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfrischungen, und der Himmel weiß, vor wem sich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf und ward mit Beifallklatschen empfangen. Sie verneigte sich drei Mal, zuerst vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die sie zu singen hatte, es trat, sobald sie erschien, die größte Stille ein. Sie sang eine tödtliche Viertel-

stunde; der Hals war mir wie zugeschnürt, und es ward mir erst leichter, als ich an den Schnörkeln und schnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß sich die Cavatine dem entscheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Bresche, die sie in das Herz der Zuhörer gesungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapferer Triller drängte sich voraus — man hörte keinen Athemzug . . . . da fiel ein Kanonenschuß. Ich sprang erschrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entstand im Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man sich in das Ohr flüsterte: bis morgen sind sie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmlische Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde steht und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir selbst zu sprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief so vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quiekte ein Sopranstimmchen hinter mir; ein anderer feister Herr sah mich mit Verwunderung an; eine schöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrührerischen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten sollen, wahrscheinlich, weil man den Sinn der deutschen Worte nicht verstanden. Ich selbst aber hatte sie nur zu gut verstanden, und als der Begeisterung Ueberlegung und Kopfschmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältnisse gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomischen Gerichten, schon fühlte ich den Scharfrichter das Maß von meinem Halse nehmen, und wollte ich noch so gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Unter-

suchung und eine lange Gefangenschaft nicht erlassen, und meine verzagte Hoffnung schmeichelte sich nichts Größeres, als daß sie mich hier in Mailand behalten und nicht in dem abscheulichen Ollmütz einsperren würden. Ach, seufzte ich, säßest du jetzt an einem Froschteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem süßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! Wenn der Akt zu Ende ist, kommt die Wache und holt dich! . . Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren absingen hörte, fing ich an, mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt und ein Ballet sollte folgen. In der stillen Zwischenzeit trat ein junger Mensch in meine Loge, der zuerst mit Diesem und Jenem sich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überrascht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich seiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verschiedenen Gesellschaften gesprochen, murrte ich zum tausendsten Male über mein schlechtes Gedächtniß für Namen und Gesichter. „Ich wund're mich, sagte der junge Mensch, daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hierseyn erzählt hat. — Wie! rief ich, S. ist hier? — „Und das wissen Sie nicht? dort in der Loge sitzt er. Ich will Sie hinführen." — Ich, sehr vergnügt, einem meiner ältesten Freunde so unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthür hinter mir, als mein dienstwilliger Herr verschwand und acht Soldaten sarmatischen Ansehens mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachtstube des Opernhauses. Dort durchsuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taschen, meine Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es Ihnen gefällig ist," sagte der Polizei-Commissair; ich folgte ihm. Vor dem Hause hielt eine Kutsche, man hieß mich hineinsteigen, der Commissär setzte sich neben mich und — Adieu

Welt! krächzte eine Rabenstimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich gesprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß; aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch selbst mein unsterbliches Ich ist voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war so niedrig, eng und so fest verschlossen, daß ich zu ersticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde, mit einem Drathgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war, als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondschein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angstvoll zappelte. Mein Wächter neben mir sprach kein Wort, er war vielleicht beschäftigt, meine Seufzer zu übersetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen still. Ich hörte ein schweres Thor hinter ihm zuschlagen. Die Kutsche wurde geöffnet, ich stieg heraus und sah mich in einem, mit hohen Mauern umschlossenen und mit zahlreichen Wachen besetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeit, wie es in einem Passe zu geschehen pflegt. Meine Namensunterschrift mußte ich auch hineinsetzen. Numero vier — sagte der Polizei-Commissär dem Gefängnißwärter. Dieser, ein alter Mann mit essigsauren Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte seine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commissär wünschte mir gute Nacht und flüsterte mir zu: Seyen Sie guten Muths, es wird so schlimm nicht werden. „Aennchen, leuchte dem Herrn," rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie sich's bequem, sagte mir

dieser, indem er ein Zimmer aufschloß, wenn Sie das Nachtessen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort und ich war erstaunt, daß die Thür von außen nicht verschlossen wurde. Meine Verwunderung stieg, als ich mich im Zimmer umsah und die bequemste und schönste Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiserne Maske konnte es nicht besser gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieses Abends etwas erholt und mich auf mein Verhör so gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geschichte von der romantischen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendessen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und schnitt mir die Speisen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entschuldigte sich mit der eingeführten Ordnung. Das Essen war gut, der Wein noch besser. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke auf eine zusammen gefaltete Serviette, die auf einem Toilettentische lag, brachte dann die Finger an die Lippen und wünschte mir wohl zu schlafen. Als sie fort war, verschloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber nichts darin. Ich kleidete mich aus und schlief diese Nacht sanfter, als man in meinen Verhältnissen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Festungswerke meiner Unschuld, untersuchte genau alle ihre Punkte, vertheilte zweckmäßig alle meine Vertheidigungskräfte und verstärkte die schwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühstück und sie kam ohne den Alten. War es meine wieder erlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erst die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtsam vorüber gegangen war. Aenn-

chen stand in der Zauberstunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halb geöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen gibt. Rosen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines schlummernden Kindes, ihr goldenes Haar, müde seiner eigenen Last, ruhete auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten sie als ihre Schwester geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anschauen verloren sprachlos vor ihr stand, da zuckte etwas über ihr Gesicht, das sie plötzlich entgötterte, was ich bald klarer verstand. Aennchen durchsuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte sie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete sie diese und schüttelte sie. Ich fragte sie, was sie suche? Sie trat mir näher und sprach schnell und ängstlich: „Mein Onkel ist ein harter Mann und viel zu streng. Neulich hatten wir einen Gefangenen, der unser Dienstmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ohngeachtet sie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf diese Weise unbemerkt mitnahm und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich selbst die Gefangenen bedienen und genau nachsehen, ob sie nirgends was Geschriebenes versteckt." Ich fragte Aennchen, ob sie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz und sah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! sagte ich, Mädchen, so jung, so schön .... guter Landsmann, lispelte sie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter .... so schön, so jung und schon so schlecht! Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich sank auf den Stuhl und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen.

Als ich die Hände von meinen nassen Augen wegzog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei-Commissär, mein Begleiter des vorigen Abends, stand vor mir. Er sahe meine Bewegung, und diese mißdeutend, sprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie sich doch, es kann ja nicht unsere Absicht seyn, Sie unglücklich zu machen. Wir sind ja alle Deutsche . . Verführung . . Leichtsinn . . Schwärmerei . . Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können sich um die Regierung noch Verdienste erwerben . . . ." Ich schüttelte den Kopf — das ist es nicht, sagte ich; doch lassen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unserer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirektor, einen Protokollführenden Secretair zur Seite, saß da schon in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand . . . Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständniß eines Angeschuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreise getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: Was war Ihre Absicht, als sie gestern im Theater: es leben die Carbonari! riefen? Und, es lebe Italien — setzte der Secretär hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber so räthselhaft ist die menschliche Natur, so mannichfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzens, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen, oder die Wahrheit gestehen und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Antwort zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig," erwiederte ich. „Setzen Sie sich doch gefälligst," sagte der Secretär sehr leise und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und setzte mich. Sie

sind also harthörig? — schrie der Polizei-Direktor. — Ich war es — wollte ich sagen, ich war es bis gestern. — Nun? — der Secretär versammelte Alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze seiner Nase, und paßte sehr auf. Ich fuhr fort .... „Als die Nachricht von der Neapolitanischen Revolution nach Deutschland kam, eilte ich, nach Italien zu kommen ....“ Der Secretär war wie ein Geier hinter diese Worte her und schrieb sie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm gesprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein und konnte nicht mehr umkehren. Ich setzte meine Rede fort: „den Wunsch, Italien zu sehen, hatte ich schon längst, ihn auszuführen, schien mir jetzt die gelegentlichste Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel besuchen .. Festlichkeiten .. Sicherheit der Wege; kurz, ich beschloß, die Reise zu machen. Aber unglücklicher Weise verstand ich kein Wort italienisch. Ich nahm mir vor, noch schnell in dieser Sprache einigen Unterricht zu nehmen, um so viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich ist. Ich las von Morgen bis Abend italienische Bücher und Zeitschriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erscheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich schon viele Jahre litt. Das Mittel bestand darin, daß man bei'm Tabakrauchen den eingezogenen Rauch, statt ihn gleich wegzublasen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Nase dabei fest verschließt. Nach wenigen Wochen dieses Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein russischer Graf, der dieses Mittel empfahl, behauptet, daß sich dessen Wirksamkeit schon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beschloß, es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorschrift, ohne Besserung zu spüren. Gestern in der Oper schmerzten mich die Ohren sehr. Die Ursachen dieser Schmerzen wurden mir erst später klar, und ich konnte dann

auch erst begreifen, warum mir der Gesang aller Mitspielenden so abscheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenschuß zu hören. Ich erschrak, entdeckte aber bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern sah (sehr poetisch! — brummte der Sekretär), lag jetzt nah und sonnenhell vor mir. Ich hörte das leiseste Geflüster in den entferntesten Theilen des Saales — ich war glücklich, da fiel mir bei, wie sonderbar Großes und Kleines in der Welt zusammenhängt, und daß ich eigentlich der Verschwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter, als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — Der Sekretär sprang wüthend auf und sprach: Herr, wollen Sie uns zum Besten haben? — Herr Direktor, sagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, ist lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeschmackt. Sie werden mich nicht für so dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Mährchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen und brachte mich in's Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entscheidung meines Schicksals ab. Aennchen ließ sich nicht wieder sehen, und der Alte, der am ersten Tage meiner Gefangenschaft mich freundlich behandelt hatte, betrug sich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich Manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück und kündigte mir meine

Freiheit an. Ob man sich von meiner Unschuld überzeugt hatte, ob sich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was sonst meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben, als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen lombardisch-venetianischen Königreiche war Keiner froher, als ich. Selbst meine erlittene Gefangenschaft schien mir ein Gewinnst, denn ich sah sie als ein Gläschen Wermuth an, das man vor dem Essen nimmt — und stand nicht ein herrlich gedeckter Tisch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüssel, blinkte nicht das Meer in krystallener Flasche? Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vier und zwanzig Stunden Mailand zu verlassen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. „Zum Teufel fahren Sie — schnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemästet — Marsch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin, wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht so leicht entwischt.“ — Bei diesen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Nase, „da lesen Sie,“ der Paß war nach Tyrol und der bayerischen Grenze visirt und stand darin: hat sich Signalisirter, bei Vermeidung gefänglicher Haft, nirgends länger, als 12 Stunden aufzuhalten und von dem bezeichneten Wege nicht abzuweichen;“ gleich einem Blitzstrahle fuhr dieses Gebot durch mein Herz; entseelt stand ich da. Wie ich nach Hause gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erst in München kam ich zur Besinnung.

So mußte ich auf dem Wege, den ich hergekommen, zurückkehren in das Philisterland! Italien, Wunderinsel meiner Träume, so habe ich dich gesehen — im Traume! Wer war es damals,

der meine Schmerzen linderte, der Balsam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warst es, Phantasie, himmlische Trösterin, die den Hungrigen in der Wüste mit Manna speist, die aus Baumrinden Brod bäckt und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir, gnädige Göttin!

Der Garten der Tuilerien.

Es ist noch gar nicht lange (erst fünf Minuten), daß ich die Ursache entdeckt, warum ich in Paris stärker, häufiger und lieber philosophire, als ich in Deutschland gethan. Es ist da mit so arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeste Weg nicht ist, sondern der längste. Ich thue es blos aus einer hypochondrischen Aengstlichkeit für die Gesundheit meines Geistes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetische Klugheitsregel schreibt vor, man solle sich im nüchternen Zustande keinem ansteckenden Kranken nähern, sondern vorher etwas genießen; auch wird in diesem Falle angerathen, sich den Mund mit Weinessig auszuspülen. Das Philosophiren ist mein Weinessig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten schützt, von denen man in Paris angesteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habsucht, Unduldsamkeit, Gottlosigkeit, feinen Geschmack, und des verstorbenen Ritters von Zimmermann Personal- und Nationalstolz. Diesen Uebeln ist man ausgesetzt, sobald man öffentliche Orte besucht; ja, das zu Hause bleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn die emsigen Zeitungen gehen mit Fiebern hausiren. Besucht man aber gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch gefährlichere Uebel erwischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie

nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige: Unser Vaterland, still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren Etwas, was den Franzosen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt, wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüste, und wäre sie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geschlossenen Paradiese, und wäre es voll Goldäpfel, und würde vom Cherubim bewacht — den tadele ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilsamen Neigung zu philosophiren sind nicht blos die bisherigen Betrachtungen geflossen, die gar nicht zur Sache gehören, sondern entspringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüssig ist. Mit so großer Mühe lernt und lehrt der Mensch so Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um sich und Andern tausend Freuden zu verderben! Die Wissenschaft gleicht einer Chaussee, die ein schmales und langes Gefängniß ist, das man nicht verlassen darf, und rechts und links liegen die schönsten Felder und Blumenwiesen. Jede Kunstregel ist eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das sich hinter den Eingetretenen zuschlägt. Glücklich, die nichts wissen und nichts lesen! Wäre mir Hirschfeld's Theorie der schönen Gartenkunst bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrscheinlich abgeschmackt erscheinen; jetzt aber

gefällt er mir, und ich werde ihn sehr loben. Er ist zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben, ist so bequem und wirthschaftlich, daß sie gewiß in vielen Kompendien der Aesthetik als solche aufgestellt seyn wird. Engländern, die das Reisen lieben und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er ist, im besten, französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewiesen, und hoffentlich wird man auf diesem guten Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geschichte, sondern in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihm täglich so viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein Pettschaft abzudrücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählich zu Verstand und ohne Aufsehen zu erregen. War in diesem Fall der Abgewöhnung von geistigem Getränk solche Vorsicht nöthig, wie viel nöthiger wäre sie im Fall der Angewöhnung eines geistigen Genusses, und ein Sprung hierin wäre eben so gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er englisch wäre. Das Herz eines ächten Parisers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunstkabinet des Palais-Royal, schon nach wenigen tausend Schritten, in das Naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte — wenn sein Ohr, ohne Zwischensaiten,

plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen übersprange, — wenn sich sein Auge vom Pharaotische zu einem Boulingreen wendete, — wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürsten, neben einander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund, denn er tritt aus dem Palais-Royal nur in einen Jardin-Royal. Ich will den letztern beschreiben, wie ich ihn an einem der ersten Frühlingstage gesehen.

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blüthenstaub an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen noch geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf, wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen; das Kammermädchen im seidenen Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- oder Amortisationskasse. Wenn in Deutschland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzureiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde, außer dem Metallwerthe, auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger

beschränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol sein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen sehen im blauen Meere! . . . Ich folge dem englischen Reisewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Palast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drei Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da schoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde festgehalten und mußte, wegen Verdachts aufrührerischen Briefwechsels, vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 1789 bis jetzt, und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen aussöhnen. Doch ich vergesse — werden nicht neun Mal jeden Monat die gezogenen Lottonummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost — sie werde glücklicher seyn in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens stehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen beiden stehend, mein weißes Taschentuch herauszuziehen und wehen zu lassen, und so mit Hülfe des blauen Franzosen und des rothen Schweizers, ein aufrührerisches Farben-Trio öffentlich zu spielen, ohne daß mir

ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel handthiert, als sie es hier thun. Sie müssen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten, und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen seyn, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmal hundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei und zwanzig Bebänderte, also je der fünfte Mann war ein Wohlthäter seines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge übersehen, oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachtentod schlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sey, und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch fragt: Wofür haben wir gestritten? — und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an das verlorne Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht; es sind Lehnstühle; kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; ist man aber ein junger Mensch vom feinsten Ton, begeht man eine Felonie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwei ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den

andern, die Füße darauf zu stellen. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris angekommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen neben den Frauen, und haben, wie diese, ihre Füße auf den Fußstuhl gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rükken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Wintersemester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notiren. Dies ist eine löbliche Sitte, denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu seyn, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. . . . . Eine bürgerliche Frau geht vorbei und fordert Kupfergeld ein; sie trägt Etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein; sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das so leicht ist, wie gebackene Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „Des plaisirs mes Dames! Des plaisirs!" ruft sie im Fluge, und wie im Traume schwebt sie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Makropolitiker ein schöner

Paradeplatz, auf dem sie exerziren und exerziren sehen. Sechs Zeitungsbuden liefern patriotischen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spazieren, so lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret Ihr drei bis vier Mal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwei Stunden, im Lesen vertieft, dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Ueberraschung lagert, und darauf jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Besen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautstengel, zu Koth zerstampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach, von zwei gemauerten Terrassen begrenzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palast der Volksdeputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terrasse Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillans da gestanden. In diesem Kloster hatte die National-Versammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terrasse mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzustecken, und er nannte sie le pays national, zum Unterschiede des

pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Eintheilung noch unbekannt war, stieg in das Koblenzer Land hinab. Zusammenlauf, wüthendes Geschrei, Verderben, drohende Geberden! Da merkte der Unwissende, was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus und wischte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatschen, und der Jüngling wurde im Triumph fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da, wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: La petite provence, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versetzt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort viele Frauen mit Adoptivkindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptivväter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstlebens voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber sie auch steckt in einem verzierten Etui, und man muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch, und springt so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohe Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein türkischer Strangulat von Stande nur wünschen mag. Aber das Folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen haben sie auch lange Gesellschafts-

stricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen festgehalten werden, und worüber alle anwesenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, springen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beifall der Umstehenden, als spielten sie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken begegne, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwaarenmarkt von Paris — sie lächelt nicht minder, sie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab und stellen sich zehn Schritte aus einander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf Keiner, und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen, und Todesstille herrscht um den Palast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieses Versäumen hat erst vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekostet; die Kugel traf ihn in's Herz. O, die unselige Herrschaft, die, einer exotischen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnsüchtiger Gärtner begossen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängst-

liches Treibhausleben führt! Wie besser ist die andere, die, gleich einer deutschen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, die der naschenden Axt freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widersteht!

Die Vendome-Säule.

Man muß sehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger französischen Schriftsteller begegnet, welche Beschreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entstanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon sprechen? Napoleon hat sie geschaffen. Um dieser stechenden Wahrheit auszuweichen, sieht man jene armen Herren sich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen, und stellen für schreibende Höflinge die schönsten Styl-Muster auf. Sie sagen: alle Bauwerke der kaiserlichen Regierung wären schon unter Ludwig XIV. beschlossen worden; Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe seines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen; Ludwig XVI. sey auf Gleiches bedacht gewesen, habe es aber unterlassen, um seine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beschweren. Dann sagen sie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen lassen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm so viele und große Werke entstanden, der Bewunderung zu entziehen, sagen sie: Buonaparte habe zu Pferde der Unsterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunstwerke größern Nachruhm bringen würden, als seine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit seiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe

er sich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulassen. Endlich, weil sie fürchten, noch nicht genug geschmeichelt, Napoleon noch nicht genug gelästert zu haben, sagen sie: er habe die Baukunst nicht geschätzt, die Baukünstler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, sie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant gewesen, ein Architekt, wegen einer Schuld, bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieses wahr ist, muß man sich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihn, als er noch Kind war, höchst wahrscheinlich eine dieser Personen irgend ein Pätschchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-Säule sagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajans zu Rom sklavisch nachbilden lassen, weil er den Künstlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiste zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wissen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künstler unserer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwischen hölzernen Stäben eingesperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Untersuchung geschützt — das ist ihr höchstes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf dem Markt des freien Urtheils hinzustellen, Allen verständlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen sie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule ist das schönste unter allen Bauwerken Napoleons; unter solchen nämlich, die eine sittliche Vorstellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thierischen Menschen gewidmet sind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuser, die der französische Kaiser aufführen ließ, so muß man gestehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome soll, wie bekannt, die Siege der Franzosen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie ist ringsum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölf hundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein schönerer Baustoff, als den der türkische Kaiser zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutsche Zeitung schmunzelnd erzählt hat, bei seinem Barte geschworen, in Griechenland eine Moschee von Christenschädeln aufrichten zu lassen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher, bis zur Rückkehr der Bourbonen, die Statue Napoleons stand. Sie war, wie ihr Urbild, so fest auf den Beinen, daß man sie absägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde später das Pferd gegossen, worauf Heinrich IV. auf Pont-Neuf sitzt. Eine finstere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand steigt man den ängstlichen Weg hinauf, der so eng ist, daß man den Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei sich Begegnende könnten sich nicht ausweichen. So sind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde sich vor einigen Jahren herabgestürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Last. In fünfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegen getreten — vor den Nadelstichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieser Säule des Ruhms schaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutschen wohlthun würde, wenn es die Binse größer und stärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben sie, um der Weltgeschichte Höflichkeit zu lehren, die Inschrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Bestimmung ausdrückte. Die Inschrift war in lateinischer Sprache, und die Wenigsten hatten sie verstanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer lesen.

Vermischte Aufsätze.

Geld = Schwindsucht.

Paris ist ein theueres Pflaster, und was dieses Uebel noch größer macht, alle Landstraßen, die zur Hauptstadt führen, sind vier Stunden im Umkreise auch gepflastert. Die liebe Natur, mit ihren Wiesen und Feldern, ihren säuselnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfesten, Weinlesen und ländlichen Tänzen, ist eine so feine Spitzbübin, als ihre städtische Schwester, die Kunst. Es ist leicht in Paris, nicht blos sein Brod, sondern auch seinen Kuchen, seinen Wein, seine Austern zu verdienen, und was sonst noch der arme geplagte Mensch an Zubereitungen gebraucht, um einst von den Würmern schmackhaft gefunden zu werden. Aber sein Geld in der Tasche zu behalten, das ist schwer — unmöglich würde ich sagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzosen ausgestrichen hat. Sich gegen den Verbrauch vor Hunderttausenden zu schützen, dafür gibt es ein sicheres Mittel — man braucht sie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tausende zusammen? Vergebens schnürt Ihr den Beutel mit hundert gordischen Knoten zu, durch zahllose Poren dünstet er unmerklich aus; sein hohes blühendes Gold ver-

wandelt sich in bleiches Silber; das arme Geschöpf schwindet dahin, es stirbt, wir trauern.

Haben wir in unserer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verschlossen, dann können wir uns unbesorgt auf die Polster der Tugend niederstrecken; in Paris aber erstürmen die Lüste unser Herz, oder sie schleichen sich verkleidet ein, oder sie suchen sich neue Wege. Man lernt dort wenigstens etwas Psychologie für sein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erst kennen, wenn sich Vögel darauf setzen und sie schütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet Ihr ein neues Kleid haben, müßt Ihr dort erst zum Kaufmann gehen, und um den Preis des Tuches streiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelstunde um Euch herumgezappelt, um das Maaß zu nehmen, Euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingsten, vier Wochen. Ihr bedenkt diese Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht Euch an, glücklicherweise ist es nicht gebunden, und der Buchbinder sagt, wenn es planirt werden solle, müßte er trockenes Wetter abwarten, und er könne nicht bestimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber sind Kleider und Stiefel fertig und zu bestimmten Preisen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles ist gekocht, gebraten, vorgeschnitten, sogar die Nüsse werden geschält verkauft. Es hilft Euch nichts, daß Ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird Euch alles in's Haus gebracht bis auf das warme Bad, und die Wanne dazu. Jetzt geht Ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu besuchen. Den ersten Platz, wo Miethwagen stehen, seyd Ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet Euch müde zu gehen und zu entsagen, Ihr setzt Euch

ein, und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt ist der nämliche. Beim Einsteigen ist Euch unaufgefordert ein dienstwilliger Mensch behülflich: Ihr müßt ihn bezahlen. Beim Aussteigen öffnet Euch ein anderer höflicher Mensch den Kutschenschlag, und den müßt Ihr wieder bezahlen. Ihr seyd in die Nähe der großen Oper gekommen, die Plätze sind theuer, Ihr versagt Euch dieses Vergnügen, spaziert die Boulevards auf und ab, und stellt philosophische Betrachtungen an, die nichts kosten. Jetzt hält Euch einer jener tausend Betriebsamen, ein Theaterbillet für die Hälfte des Preises unter die Augen. Den letzten Akt der Oper und das Ballet könnt Ihr sehen; Ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu sitzen, und bedauert, eine neue schöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwischenakte werden Ferngläser zum Verkaufe angeboten, gut, daß man fünfzehn Franken fordert, für weniger hättet Ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläser auf den Abend vermiethet; dieser Ausgabe entgeht Ihr nicht. Jetzt ist das Schauspiel geendigt, Ihr geht nach Hause, Euer Weg führt am Caffé de Paris vorüber. Die Erfrischungen sind theuer, aber Ihr wollt die Abendzeitung lesen. Ihr seyd begierig zu wissen, wie Bertons Urtheil ausgefallen; Ihr tretet hinein, Mitternacht ist da, und Ihr seyd glücklich, wenn das Euere letzte Ausgabe war, und Ihr an diesem Tage nichts als Geld verschwendet.

Sparsam zu leben, fällt hier Menschen von jeder Gemüthsart darum so schwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine sinnliche Lust findet sich so roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geistigen Lebens sie veredelte; und kein geistiger Genuß ist so rein abgezogen, daß nicht eine Beimischung körperlicher Reize seine Lockungen verstärkte. Der ärgste Lüstling, der sonst nie daran gedacht, seinem Geiste

Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Lesens, weil es Blumenwege sind, die ihn zum Ernste führen. Da ist ein Werk tiefsinniger Untersuchungen von Benjamin Constant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie sie eines Jeden Gaumen schmeicheln! Da ist ein neues Trauerspiel, worin erst gestern Talma gespielt! Da erscheint ein Gedicht eines sechzehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schwestern während der Pest von Barzellona besingt. Da ein anderes Buch, worin man Euch die Geheimnisse der Carbonari verräth, deren es, wie die französische Regierung neulich erklärte, sechzig Tausend in Frankreich gibt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutschland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erscheinen, und die nicht gelesen zu haben lächerlich ist! . . . Auf der andern Seite werden Menschen besserer Art, mit geistiger Lockspeise, in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet Ihr für weniges Geld Euch recht gut satt essen, auch seyd Ihr genügsam; aber Ihr kehrt dennoch bei den theuersten Speisewirthen ein. Nicht um feinere Leckereien, aber um feinere Gesellschaft zu finden. Man ergötzt sich an dem Gemische aller europäischen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die so verdrossen-emsig die Kinnbacken bewegen, als würden sie mit der Peitsche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutschen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu sprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erstaunen die Spiegel und das Silbergeschirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinstädter, die zum Erstenmale Austern essen! — —

Es ist angenehm, sich in Paris Menschenkenntniß einzusammeln, aber es ist kostspielig. Doch lasse sich darum Keiner von dieser Reise abhalten. Wir Männer sind ja darin so gut bedacht! Wo unser Geld aufhört, beginnt unsere Philo-

sophie, und können wir in keinem Tillbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und sind humoristisch. Aber die Frauen — wer zum Herrschen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht auf's Freundlichste lächelt, sollen sie die vaterländischen Freuden von Schwalbach und Kannstadt genießen und ja nicht nach Paris kommen.

Das Gastmahl der Spieler.

Deutsche Handels- und sonstige Geschäftsleute, die sich weniger aus Büchern als aus Manuskripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrten wären dumm in allen weltlichen, ungedruckten Dingen; sie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter sind. Ich selbst war lange dieser Meinung, und es war mir ein rechter Trost, zu wissen, daß meine Gelehrsamkeit nicht übermäßig groß sey. Ich bin aber von dieser Ansicht zurückgekommen, besonders seitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter selbst die Feldwege der großen Welt, als die Geschäftsleute mit ihrer Spezialkarte die Landstraßen darin finden. Ausgerüstet mit Hofbauer's empirischer Psychologie und andern schönen philosophischen Kenntnissen wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerei zu schützen, und verirrte

mich nie auf den mäandrischen Wegen der List und Lust. Mehre deutsche Geschäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen schlimm weg, und wurden in allen Artikeln, die sie zu Hause nicht in ihren Waarenlagern führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir seinen Lohnbedienten als die ehrlichste Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn, und schloß aus transscendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube sey. Er hatte als rüstiger junger Mann der Bestürmung der Bastille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiserzeit eingerechnet, nach einander Kutscher, Friseur, Wasserträger, Portier und Kommissionär gewesen, nach der Restauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er sagte, all sein Streben sey, so viel Geld zusammen zu sparen, in sein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, seine Tage zu beschließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm besonders die Spieler und Spielhäuser nicht schwarz genug schildern, und sprach mit Wehmukh von den lasterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde in's Verderben zu führen. Da wäre unter Andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich speise. Der Bremer, der als reicher Mann wohl schon fürstlich gegessen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Lust, einmal in dem Lockspeise-Hause zu essen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achseln; aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direktion, für sich und noch zwei andere Personen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuver-

sicht, die sich ein tugendhafter Mann, Spitzbuben gegenüber, fühlt, trat ich in das pallastähnliche Haus. Aber mein Gott was ist der Mensch für ein Narr, und wie schwach sind seine Augen, daß er sich von jeder erlogenen Majestät, selbst der des schlechtesten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles so feierlich, so ernst, abgemessen und anständig, daß das humoristische Behagen, mit dem ich gekommen war, schnell verschwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu seyn, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein schwaches Herz wieder zu stärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hotel, ward uns schlimm zu Muthe. Die glänzendsten Equipagen, Jäger hinten auf, kamen angefahren, und heraus stiegen nur Leute mit Ordensternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die sich zeigten. Der Portier, als wir seine Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen, mit den Spielern zu essen! Der Portier lachte, und sagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte seine Einladungskarte als Paß vor, und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakayen ihr Wesen trieben. Der Bremer fragte, wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speisesaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beschäftigt waren: wann man äße? Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir stiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir suchten? zeigte der Bremer zum Zweitenmale seine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Gesellschaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehre Herren ernsthaft auf die Füße sahen und ich gewahrte,

mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erschien. Ich setzte mich an einen Lesetisch, um meine Füße zu verbergen, und nur Kopf und Herz zu zeigen und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgestanden, kam ein großer, stattlicher Mann, majestätischer Haltung, gleich Ludwigs XIV. seine, zu mir, und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein schlimmes Zeichen war; den Studiosen der Menschenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen soll, aber nicht viel. Ich übersah sogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geistesgegenwart, mich anzustellen, als verstünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beschloß ich, eine Sprache mit ihm zu sprechen, die er auch nicht verstand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzose nur seine Muttersprache; aber Spieler sind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete also in der Schnelle ein Zungenragout vom deutschen Herr, dem italienischen Signore, und dem englischen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der sich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erschien dieser, und ich gab pantomimisch zu verstehen, das sey der Mann, der über mich die beste Auskunft geben könnte. Der stattliche Herr (wie ich später erfuhr, ein Marquis, von der Spielgesellschaft angestellt, in diesem Hause die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieser unter mehren Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er sey? Der Bremer nannte sich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale seine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutsche, bemerkte er, er sey auch in Wien gewesen: die Franzosen nämlich halten Wien für die Hauptstadt

Deutschlands, und wissen nichts von unseren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tische. Ich habe zwar schon mehre deutsche Höfe speisen sehen, aber nur aus der Vogelperspektive, von der Gallerie herab. Es war das Erstemal, daß ich an einer fürstlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht sentimental gestimmt, sonst hätte ich keinen Bissen essen können. Ich hätte mir vorgestellt, daß alle diese Speisen in Blut und Thränen gekocht sind, von den Selbstmördern und Verzweiflungsvollen vergossen, welche täglich in den Pariser Spielhäusern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es sich sämmtliche Gäste sehr schmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten, und essen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel saß der Marquis und Ceremonienmeister, über Alle hervorragend an Gestalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten versiegelte Depeschen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach sie, las sie ohne eine Miene zu verziehen, und reichte sie dann einem hinter ihm stehenden Lakayen. Es ging in seiner Nähe her, wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empirische Psychologie, was diese häufige Korrespondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unschuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechsele. Jene stünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und beide theilten sich wechselseitig ihre anthropologischen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tische langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in

meinem Sinne scherzhafte und zeitgemäße Gespräche mit der Gesellschaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Desert mich vom Stuhle erhübe, und riefe: Meine Herren, wir sind unter uns, lassen sie uns dieses Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tisches die Frage zuschickte: ob er Schleiermacher's Uebersetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardspiele laut spräche und meinen Nachbar rechts fragte: **Franchement, Monsieur, que pensezvous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?**

Nach dem Essen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zusammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preise berechnet, bei Tische verzehrt, und es wäre doch sehr undelikat, wenn nicht einer von uns spielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart seyn wolle, hätte ich nichts dagegen; ich selbst aber würde nicht spielen. Der Bremer spielte, und trieb die Delikatesse so weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdessen einige Betrachtungen, die ich an Hazard-Spieltischen schon oft angestellt. Erstens die: daß die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geschäft treiben, ganz unerträglich sey. Sie könnten immer etwas dabei scherzen; die giftigsten Schlangen hätten wenigstens eine schöne Haut. Aber freilich ist die Ernsthaftigkeit eine der Todsünden der Menschen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel spricht sich darin am deutlichsten aus. Friedrich Schlegel mag thun und sagen, was er will, er wird nie das herrliche Wort vergessen machen, das er einst ausgesprochen: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie." Ganz gewiß haben die alten römischen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Gesicht gemacht, als jeder Paß-Büreauist

annimmt, wenn er uns signalisirt. Am ärgerlichsten war mir diese Ernsthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten gewesen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, ist zwar ein sehr heiteres Geschäft, aber durchaus kein erhabenes, und es ist gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Komptoir kommt, eine so ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltischen anzustellen pflegte, ist folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Aengsten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden, wenn man dieses Alles zusammensparte — würde es ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden? Aber das ist es eben! Weil jeder Mensch als Römer geboren wird, sucht ihn die bürgerliche Gesellschaft zu entrömern, und darum sind Hazard- und Gesellschaftsspiele, Romane, italienische Opern und elegante Zeitungen, Casinos, Theegesellschaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garnisons- und Wachtparaden-Dienste, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsstücke, die man täglich mit heilsamem Zeitverlust an und auszuziehen hat — darum ist dieses Alles eingeführt, daß die überflüssige Kraft unmerklich verdünste! Noch glücklich, daß es dem Menschen nicht mit der Natur gelingt, was sie mit der Menschheit zu Stande gebracht; sie hätten das Weltmeer schon längst in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chinesische Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hause; ich an Leib und Seele gestärkt, der Bremer aber sehr verstimmt. Er erzählte seinem ehrlichen Lohnbedienten, wie schlimm es ihm ergangen. Bei dieser Gelegenheit sah ich abermals, was die Franzosen für liebenswür-

dige Menschen sind. Ein pedantischer deutscher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte diesen, nachdem er seine Warnung nicht geachtet und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und gesagt: Es geschieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unser edler Lohnbediente aber betrug sich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer sein Mißgeschick erzälte, lächelte er und schwieg, und dividirte wahrscheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergesellschaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber sagte er blos: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher seyn! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehre Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und restaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu schließen. In einer Nacht, da er sein ganzes Vermögen verspielt, habe er zuletzt das Landgut seiner Gemahlin gegen einen Engländer gesetzt und es verloren. Der Engländer sey gleich vom Spieltische weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürschelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er so früh befehle? Der phlegmatische Engländer aber habe sich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, sondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenschein genommen. Endlich sei der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Brust gepackt, und ihn mit den Worten: „Scheer' er sich zum Teufel, ich brauche seine Dienste nicht mehr!“ zum Thore hinaus geworfen. Darüber sey die Marquisin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erschrocken herabgekommen und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieser habe geantwortet: nichts, er wolle in seinem Park ein wenig spazieren gehen, und habe der Marquisin den Abtretungsschein

des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram gestorben. Die Pariser Spielgesellschaft aber habe sich gegen den Marquis, wie sie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, sehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hause angestellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Diese artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich sagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutscher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutscher zartfühlend sind, haben Sie gespielt und sind in Schaden gekommen. Ihr Verlust entspringt also aus einer edeln Quelle, und Sie sollten sich darum trösten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu schlagen, um sich reichlich zu entschädigen. Weil wir gerade von Callico's sprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einst danken. Kaufen Sie so viele Callico's zusammen, als in Manchester aufzutreiben sind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich sage Ihnen, die Welt ist rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut englisch zu Bette, und stehen continentalsystematisch auf. Es ist heute Johannistag; denken Sie an mich!“... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundschaftlich die Hand, und wir wünschten uns gute Nacht.

Die Lese=Kabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Lese=Kabinet; jetzt gibt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigstens eines fände. Gut, daß sie in den freien Tagen dafür gesorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszustande, worin sich diese jetzt befindet, wäre sie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gebe. Das Lesen überhaupt, besonders das Lesen der politischen Zeitungen, hat in der Volkssitte tiefe Wurzeln geschlagen, und man müßte den französischen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß es nicht blos eitle Neugierde ist, die sie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieses wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfterer Betrachtungen als Geschichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles liest, Jeder liest. Der Miethkutscher auf seinem Bocke zieht ein Buch aus der Tasche, sobald sein Herr ausgestiegen ist; die Obsthökerin läßt sich von ihrer Nachbarin den Constitutionel vorlesen, und der Portier liest alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag sich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher sein Blatt, als bis er es selbst gelesen. Für einen Sittenmaler gibt es keinen reichern

Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsstunden. Tausend Menschen halten Zeitungen in der Hand, und zeigen sich in den mannichfaltigsten Stellungen und Bewegungen. Der Eine sitzt, der Andere steht, der Dritte geht, bald langsameren, bald schnelleren Schrittes. Jetzt zieht eine Nachricht seine Aufmerksamkeit stärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzustellen, und steht einige Sekunden lang, wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere stehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einschließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wischt sich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Pastetenbäcker läßt seine Kuchen kalt werden über dem Lesen. Wenn einst Paris auf gleiche Weise unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais-Royal und die Menschen darin auf, und fände sie in derselben Stellung, worin sie der Tod überrascht — die Papierblätter in den Händen wären zerstäubt — würden die Alterthumsforscher sich die Köpfe zerbrechen, was alle diese Menschen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über sie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein sonstiges Schauspiel hatte die Aufmerksamkeit angezogen, denn die Köpfe sind nach verschiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde gesenkt. Was haben sie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: Sie haben Zeitungen gelesen.

In den Lese-Kabinetten abonnirt man sich monatlich, oder man bezahlt für jeden Besuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariser und in den bessern auch alle ausländischen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Gagliani hält, das meistens von Engländern besucht wird, finden sich nicht blos alle englischen schottischen und irländischen Zeitungen, sondern auch die aus den ost- und

westindischen Kolonien. Der lange Tisch, worauf die englischen Zeitungen liegen, gleicht mit seinen Riesenblättern einer aufgehobenen Speisetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt ist. An Größe übertreffen die englischen Zeitungen alle übrigen europäischen; nach ihnen kommen die spanischen, dann die französischen, auf diese folgen die deutschen, und die italienischen kommen zulezt. Ich wollte schon den Satz aufstellen, daß man an dem Format der politischen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmessen könne, als mich die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, die in Folio erscheint, von dieser falschen Theorie noch zeitig abhielt. In mehren Lese-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutschen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutschen nicht wenig schmerzt. Die allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutschen Blätter in den Lese-Kabinetten eigens gehalten, sondern sie werden von den Pariser Zeitungs-Redaktoren, nachdem sie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländischen Zeitungen werden den französischen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutschen aber werden als verschmähte Aschenbrödels behandelt, und in einen dunkeln Winkel oder packweise in eine Mappe gesteckt. Diese so gutmüthigen, stillen und bescheidenen Zeitungen, die ihr leztes Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert, und lieber verhungern, als versagen — wird der Himmel gewiß noch einst für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutsche Zeitungspack aus der Mappe hervor, so finden sich die Blätter zerrissen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verschiedenen Staaten und Städte sind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußischen Staatszeitung findet man überrascht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der allgemeinen

Zeitung steckt ein Kunstblatt, der Nürnberger Korrespondent schließt eine Bauernzeitung ein, der österreichische Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umschlungen, und will man ein verlorenes Stück des literarischen Wochenblattes lesen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, steckt. Das Journal de Francfort ist in seiner wahren und natürlichen Gestalt selten zu sehen. Es ist gewöhnlich ausgezackt wie ein Frisirkamm, weil die Pariser Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutschen Nachrichten abgeschnitten in die Druckerei schicken, und sich dadurch die Mühe des Uebersetzens ersparen.

Es herrscht in diesen Lese-Kabinetten die feierlichste Stille. Nicht das leiseste Wörtchen vernimmt man, ob zwar dort nicht, wie in musterhaften deutschen Lesegesellschaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt ist, noch eine Schelle auf dem Tische steht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzosen schweigen, so ist dies ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerksamkeit eifrig und ernst beschäftigt ist; denn bei den andern Gelegenheiten, wie an Speisetischen, machen vier Franzosen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main, während der zweiten Meßwoche mit allen seinen Gästen. Die Zeitungs-Kabinette sind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Besuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benutzt werden. Es ist dieses für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine sehr wohlthätige Anstalt. Man bezahlt monatlich sechs Franken, und für diese geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem solchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich, und alle nöthigen Bücher bei der Hand. Viele sind dort einheimisch, und verlassen das Kabinet blos, wenn sie zu Bette gehen.

Auch sieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernst, stolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabsehen, und, weil ihr Mund zu schmeicheln und ihr Arm zu drohen verschmäht, die Waffen mit den Wissenschaften vertauschen, und, sey es um Brod oder um Beschäftigung zu finden, den ganzen Tag emsig lesen, Auszüge machen und schreiben.

Die Estaminets.

Das Wörterbuch der französischen Akademie sagt: „Estaminet ist ein Ort, wo man sich versammelt, um zu trinken und zu rauchen." Dürre Worte! Saftlose Worte! Ihr müßt einen Deutschen fragen, was ihm in Paris ein Estaminet ist, Ihr müßt ein deutsches Herz aufschlagen, darin findet Ihr die bessere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die schmucken Pariser — sie sind aber auch darnach! Ist es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münster zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu seyn, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts gesehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Festung Königstein in Sachsen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Wasser unten zu zeigen! Muß

man ein Bengel oder ein Weib seyn, ein Deutscher oder ein Franzose? Wo ist die goldne Mitte, wo ist das schöne Rheinthal, in dem Ernst und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzosen rauchen nicht, denn Rauchen ist ein romantisches Vergnügen, eine Ossians Lust, und die Franzosen lieben den Nebel nicht, dieses Salz der schönen Natur; sie mögen keinen grauen, sie mögen nur blauen Dunst. Der Deutsche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzose hat, weil kein volles Herz, auch keine leeren Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutsche raucht, denn er liebt zu schwärmen im gedankenlosen Denken; der Franzose aber denkt nur Gedanken, und fragt seinen wandernden Kopf, wie ein Paß-Aussteller: Wohin? Ueber welche Orte? Anf wie lange? In welchen Geschäften? Ach, ich werde es nie vergessen, wie es mir erging, als ich, von Deutschland kommend, im Gasthause einer französischen Gränzstadt den kleinen Rest holländischen Tabaks, den ich kühn und listig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze seines Landes den stärksten Patriotismus hat — den schönsten hat es in der Mitte. Ich war an deutscher Gränze und darum gröber und rauchsüchtiger als je. Die Wirthin des Gasthauses — oder war es die Tochter der Wirthin, sie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte sich auf französischer Gränze, und hatte gegen Tabak den feinsten Pariser Abscheu. Sie war schön wie eine junge Rose und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich steckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entsetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabaksasche entflog dem Kopfe. „Monsieur!“ gurrte die Taube, und der Schmerz erstickte ihre Stimme, sie konnte nichts weiter sprechen. Der Stall, die

Küche, die ganze Hausdienerschaft wurde herbeigeschrien; sie kamen mit Schaufeln, mit Besen, mit Tüchern, mit Sand, mit Wassereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaschen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu sehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöscht sey. Dann wurden alle Fenster geöffnet und tausend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubischer Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd gestolpert.

Erst nachdem ich schon mehre Monate in Paris gewesen, entdeckte ich eine der Freistätten, wo das sittenverbrecherische Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen solchen Ort nennt man eben Estaminet. Ich stieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich sah Rauch, ich sah Deutschland wieder. Da war nicht die schwüle Stille, die man in andern Kaffeehäusern findet; da wurde geschwatzt, geschrien, da knallten die Stöpsel der Bierflaschen, da schlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damensteine. Da sieht man nicht die augenkränkenden Taschenausgaben von Stereotypen-Physiognomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da gibt es leserliche Folio-Gesichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengesindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdische Lieferanten, die aus Deutschland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochsen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, sie sind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — Die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denselben Korkziehern aus, mit welchen sie die Flaschen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordisch und deutsch gewesen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man französische Zierlichkeit genug; der Essig deutscher Romantik war mit dem Oele fran-

zösischer Klassizität im gehörigen Maaße vermischt. Es waren glänzende Zimmer mit seidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vasen; ein schönes Mädchen am Zahltisch; die ausgestellten holländischen Pfeifen waren in Fascesbündeln malerisch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohspitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn diese kann der Franzose nicht missen, und er zahlt gern doppelt für sich und für sein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schiller's Romanze: Der Handschuh, in den Sinn, welche anfängt:

> In seinem Löwengarten,
> Das Kampfspiel zu erwarten,
> Saß König Franz —

Würfe eine schnippische Pariserin — dachte ich — ihren Handschuh in ein Estaminet, in den dicksten Rauch, und spräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Ist Eure Liebe so heiß, so holt mir den Handschuh" — wahrlich, das duftende Ritterchen würde sagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!" ließ den Handschuh liegen, und verließe sie zur selben Stunde. Sicher, die Pariserinnen wissen nichts von der grauen Pest, die in manchen Häusern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und spräche: „Hier da ist ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcellona!"

Lichtenberg sagt, er habe noch kein Genie rauchen sehen. Es wäre schlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos, für mich, der ich den Tabak liebe, sondern auch für die sechs Herren dort am Tische, die deutsch sprechen und alle rauchen. Ich will die Sache untersuchen. Ich trat an den vaterländischen Tisch — „Landsleute!" rief ich, und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechsen sahen mich verduzt an — sie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der sechste

aber, ein junger Arzt, wie ich später erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit gespieltem Zorn auf die Erde. — „Nein," sprach ich, „das schlechte französische Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!" Auf dem Tische gewahrte ich ein Päckchen Tabak, mit lieblich-schauerlichen holländischen Worten darauf. Wie ward mir der Mund so lüstern! Ich streckte meine Hand darnach aus. „Myn Heer!" sagte der Eigenthümer, und wälzte seine Hand über die meinige: die Hand war saftig und schwer, und machte dem holländischen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von seinem Ueberfluß, und gequetscht und leer zogen sich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verständiger Mensch; wir sprachen über Allerlei. „Sehen Sie, sagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke saß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht sehr hold gemacht; er sprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete." — „Freund, erwiederte ich, thun Sie diesem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Gesundheit; die erworbene ist schön, aber die angeborne ist gut. Die Freiheit, für die man kämpft, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt; die Freiheit, die man hat, ist eine Gattin, die uns unbestritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt, weil sein Herz still und friedlich ist? Laßt sie ihm untreu scheinen, wie wird seine Brust pochen; laßt sie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet sehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den schönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an seine Freiheit tasten, und Ihr werdet sehen, wie er die Feder wegwirft, und nach dem Schwerte greift, wie

ein katalonischer Jüngling! Das Paradies selbst ist ja nur des Glückes Gewohnheit." . . . „Also wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit? — sprach der Arzt. Aber diesen höllischen Tabak, ich rauche ihn schon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt." — „O still davon, erwiederte ich, denke ich daran, dreht sich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie ist dein Himmel so blau, wie ist deine Erde so reich, wie ist deine Luft so milde! Wie wohlschmeckend ist dein Brod, wie saftig dein Fleisch, wie feurig sind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüsse, deine Feigen, deine Orangen, wie sind sie so süß! Und Alles, was der Mensch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunstwerke, die Geschmeide, wie schön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend ist Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe gestellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß gibt es, was Menschenkunst verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieses Eine unter allen Erzeugnissen, das verdorben, theuer und ungenießbar ist, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es ist der Tabak!" — „Bedenken Sie aber, erwiederte der Arzt, daß die französische Regierung jährlich sechzig Millionen an Tabak gewinnt, und daß diese Einkünfte zum Besten des Landes verwendet werden." — „Nein so ist es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Tabak beträgt sechzig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber schon oft haben die Tabaksbauer, Tabaksfabrikanten und Händler der Regierung einen größeren Gewinn angeboten, wenn sie den Verkehr des Tabaks frei gäbe. Sie hat sich aber dessen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet sie von den Tabaksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde sich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das sitzende Heer schwächer werden. O die Stiefkönige!"

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte sich an unsern Tisch gedrängt, und seinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen seyn. „Seyen Sie unbesorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutsch verstünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommissär, dem er berichtet, versteht kein Deutsch, und wie will er Stiefkönige übersetzen?" — „Er kann das nennen: Les Rois beau „paternels" — „O, dann hat es keine Gefahr. Die französische Polizei, ob zwar kosmopolitisch wie jede, ist doch vor Allem Französisch, sogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß sie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchstens kann mir geschehen, daß ich auf ein Gutachten der französischen Akademie, wegen meiner linguistischen Umtriebe, in Charenton eingesperrt werde. . . . Ach ja, Charenton! Sie sind ein Arzt, und gewiß sind Sie schon dort gewesen. Sagen Sie mir, wie sind die französischen Wahnsinnigen? Die klugen Franzosen gleichen sich alle; ist das mit den Verrückten auch so? Sind sie klassische Narren nach den Regeln des guten Geschmacks, oder sind sie romantisch-toll, wie wir Deutsche? Ich bin sehr begierig, mich darüber zu unterrichten." — „Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie sich umsehen wollen, werde ich ihnen Alles zeigen." — „Es bleibt dabei; auf Wiedersehen in Charenton!"

Aristokratismus des Geistes.

Der Franzose von heute (traue ein Anderer diesem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politischen Aristokratie mit Haß zu bekämpfen, wo er sie findet, mit Spott zu verfolgen, wo er sie sucht. Daß er aber in Verhältnissen, die den Menschen so viel näher angehen, wie die Bürgerlichen, als der Rock ihn enger umschließt, wie die Stadtmauer; daß er in seinem geistigen Leben einer Aristokratie unterworfen ist, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unser freiheitsliebender Franzose, nicht die leiseste Ahnung. Im Reiche der französischen Kunst und Wissenschaft herrschen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und schnurgerader Anstand unbestritten und ungeneckt. Jeder Grundsatz wird nach seinem Wappen, jede Kunstregel nach ihrer Familie gefragt; ob sie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herstammen, und haben sie nichts als ihren selbst eignen, angebornen Werth, werden sie mit Naserümpfen abgewiesen. Man lese ihre neuesten Tragödien — da ist noch ganz der bestäubte Kanzleistyl der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Tituskköpfe, sie bewegen das Haupt noch immer so musterhaft und schwer, als früher da eine Allongeperrücke auf ihm lastete. Vergebens schweben ihre verliebten Schönen im griechischen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbrust,

den Reifrock der Frau von Pompadour — man sieht sie nicht mehr, aber man hört sie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenschaft — sie sind wie Schönpflästerchen angebracht und geordnet. Der Geschmack ist ihr Despot, vor dem sie kriechen. Man lese ihre Werke über Gott und Menschheit; euer Geist fordert Brod, und man gibt ihm gepeitschte Sahne. Noch immer glauben sie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenschaum der Philosophie abzuschlürfen, und es sey kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die besten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — diese theatralischen Stellungen, diese Koketterie, diese Gallafarben, diese geschnörkelten Faltenwürfe, diese frisirten Haare — es ist ganz der alte Hofpomp von Versailles. Wer ist der große junge Mensch auf dem Schlachtgemälde dort, der sich für den ersten hält, weil er vorn steht, der sich spreitzt wie ein Bühnenkönig, und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Ist es der Tambour-Major der alten französischen Kaisergarde? Nein, es ist Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künstlern und ihren Werken als manierirt tadelt — die unverzeihlichste aller Geistes-Sünden, weil das Verderben, daß sie anstiftet, nicht wie bei Shakspeare, Beethoven und den altdeutschen Malern, ein Austreten des Genius, sondern dessen Dürre zum Grunde hat — dieses manierirte Wesen durchfröstelt die Franzosen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Musik machen und dieses mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme spüren, aber es ist keine Sonnenwärme, es ist Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünstelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häusern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man statt mit Backsteinen mit Laub ausgefüllt, und

statt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte so kommen! Seit Franz I. haben die französischen Könige und ihre Hofleute die Wissenschaften und Künste begünstigt, und diese suchten, wie alle Günstlinge, ihre Gunst durch dieselben Mittel zu erhalten, wodurch sie sie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundsätze, Neigungen, Leidenschaften und Launen ihrer Beschützer. Dieses hat sich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrscht der Hof Frankreichs Geister, nur daß dieser Hof größer geworden ist, daß ihn, wie sonst die Gitter der Tuilerien, jetzt die Mauern von Paris umschließen. Die Aristokratie der Hauptstadt läßt in Frankreich keine Geistesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grund zu richten. Da hier das geistige Leben sehr theuer ist, muß man, um Alles zu genießen, sein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteste Ruhm sich nach acht Tagen verjährt, und Jeder vergessen ist, von dem man eine Woche nicht gesprochen, muß der geistreiche Mensch seinen Schatz zu Goldschlägerblättchen dünn schlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung Statt finden? Alle Werke der französischen Wissenschaft und Kunst werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, sondern auch beurtheilt, so daß sich Richter und Partei in einer Persönlichkeit vereinigen — wie kann da Belehrung Statt finden? Aber den unseligsten Einfluß auf Kunst und Wissenschaft üben die politischen Parteien aus. Diese Parteien rekrutiren sich, wie sich sonst die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt; wer fähig ist, eine Flinte zu tragen und sie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftsteller und Künstler der ihr gegenüberstehenden herabsetzt, das versteht sich von selbst und schadet nicht viel; denn unverdienter Tadel ist mehr geeignet, aufzumuntern, als niederzuschlagen. Das

Verderbliche ist darin, daß jede Partei die Werke der Künstler und Schriftsteller, die unter ihrer Fahne streiten, unverdient lobt.

Was sich die Ultras hierbei zu Schulden kommen lassen, braucht nicht gerügt zu werden, denn diese Partei ist so alt wie die Welt, und ihre Fehler sind zu tief gewurzelt, als daß sie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung ist und deren Schwächen neu sind, muß man diese vorhalten. Sie sollte wissen, daß es ihr Zweck seyn muß, dem Geistigen die Herrschaft über das Materielle, dem frischen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Gesetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg schon halb errungen ist, wenn sie den Feind dahin gebracht, mit den Waffen des Geistes zu fechten. Warum also die Künstler und Schriftsteller, die auf der Seite der Ultras stehen, herabsetzen? Da sie mit dem Geiste streiten, streiten sie auch für den Geist, für die Wahrheit also, sie mögen es wissen oder nicht, sie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andre Fehler, den die Liberalen begehen, ist der schon gerügte, daß sie alle ihre streitbaren Talente in der Hauptstadt zusammenhäufen, daß sie, statt gegen die Aristokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn sie sie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es ist zu wiederholen: die Franzosen sind einseitig, und dieser Fehler tritt gegenwärtig um so stärker hervor, gerade weil sie sich bemühen, sich davon frei zu machen. Die Sprache, diese Kleidung des Geistes, ist ihnen zu frühe angemessen und gefertigt worden, und da sie täglich wachsen und vollkommner werden, werden sie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten sie statt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie enttrohnt, so würden sie zwar langsamere Fortschritte, aber auch keine Rückschritte in der Freiheit gemacht haben.

Pariser Briefe.

Paris, den 17. September 1830.

Seit gestern bin ich hier und Alles ist vergessen. Ob ich gesund und froh, wie Sie es wünschen, in Paris angekommen, oder durch mein Ankommen erst geworden bin, wüßte ich kaum zu bestimmen; doch glaube ich eher das Letztere. Ich habe wunderliche Nerven. Wenn sie kein Lüftchen berührt, sind sie am unruhigsten und zittern weheklagende Töne gleich Elvirens Harfe in der Schuld. Diese Kränkelei macht mich so wüthend, daß ich meine eignen Nerven zerreißen möchte. So oft sie aber ein grober Sturmwind schlägt, bleiben sie philosophisch gelassen, und verlieren sie ja die Geduld, brummen sie doch männlich, wie die Saiten einer Baßgeige. Ich kann es Ihnen nicht genug sagen, wie mir so behaglich worden gleich von der ersten Stunde an. Das moralische Klima von Paris that mir immer wohl, ich athme freier, und meine deutsche Engbrüstigkeit verließ mich schon in Bondy. Rasch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und stürzte mich jubelnd in das frische Wellengewühl. Ich möchte wissen, ob es andern Deutschen auch so begegnet wie mir, ob ihnen, wenn sie nach Paris kommen, wie Knaben zu Muthe ist, wenn an schönen Sommerabenden die Schule geendigt und sie springen und spielen dürfen! Mir ist es gerade, als müßte ich unserm alten Conrector einen Esel bohren.

— Ich wohne hinter dem Palais-Royal. Die Zimmer sind gut, aber die enge Straße mit ihren hohen Häusern ist unfreundlich. Kein Sonnenblick den ganzen Tag. Und doch ist es mir manchmal noch zu hell; denn ich habe merkwürdige Gegenüber. Erstens, sehe ich in die Küche eines Restaurateurs. Schon früh Morgens fangen die ungewaschenen Köche zu tüchten und zu trachten an, und wenn man so mit ansieht, wie die Grazie, die allen französischen Schüsseln eigen ist, zu Stande kömmt, kann man die Eßlust auf eine ganze Woche verlieren. Dann sehe ich in das Zimmer einer Demoiselle; in eine Schneiderswohnung; in einen Roulettesaal und in eine lange Gallerie von Cabinets inodores. Wie schön, freundlich und glänzend ist Alles nach der Gartenseite des Palais-Royal; nach hinten aber, wie betrübt und schmutzig Alles! Ich werde mich eilen aus diesen Couliſſen zu kommen und mich nach einer andern Wohnung umsehen.

Sie können es sich denken, daß ich nicht lange zu Hause geblieben, sondern gleich fort eilte, die alten Spielplätze meiner Phantasie aufzusuchen und die neuen Schlachfelder, die ihr Wort gehalten. Aber ich fand es anders als ich erwartete. Ich dachte, in Paris müsse es aussehen wie am Strande des Meeres nach einem Sturm, Alles von Trümmern bedeckt seyn, und das Volk müsse noch tosen und schäumen. Doch war die gewohnte Ordnung überall und von der Vereheerung nichts mehr zu sehen. Auf einigen Strecken der Boulevards fehlen die Bäume, und in wenigen Straßen wird noch am Pflaster gearbeitet. Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen; wahrlich nur barfuß sollte man dieses heilige Pflaster betreten. Die vielen dreifarbigen Fahnen, die man aufgesteckt sieht, erschienen mir nicht als Zeichen des fortdauernden Krieges, sondern als Friedenspaniere. Die Fahne in der stolzen Hand Ludwigs XIV. auf dem Place des Victoires machte mich laut auflachen.

Wir haben die Reiterstatue vor acht Jahren zusammen aufrichten sehen. Wer hätte das damals gedacht? Träume von Eisen und Marmor — und doch nur Träume! — Noch schwebt jener Tag mir vor, noch höre ich den Polizei-Jubel, höre alle die Lieder mit ihren Melodien, welche bezahlte Bänkelsänger auf dem Platze sangen. Das eine Lied fing an: vive le roi, le roi, le roi, que chante le monde à la ronde — jetzt müßte es heißen statt que chante, que chasse le monde à la ronde. Wenn er nur nicht so alt wäre! das verbittert mir sehr meine Freude. Gott segne dieses herrliche Volk und fülle ihm die goldnen Becher bis zum Rande mit dem süßesten Weine voll, bis es überströmt, bis es hinabfließt auf das Tischtuch, wo wir Fliegen herum kriechen und naschen. Summ, summ — wie dumm!

— Die Pracht und Herrlichkeit der neuen Gallerie d'Orleans im Palais-Royal kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich sah sie gestern Abend zum ersten Male in sonnenheller Gasbeleuchtung, und war überrascht wie selten von etwas. Sie ist breit und von einem Glashimmel bedeckt. Die Glas-Gassen, die wir in früheren Jahren gesehen, so sehr sie uns damals gefielen, sind düstere Keller oder schlechte Dachkammern dagegen. Es ist ein großer Zaubersaal, ganz dieses Volks von Zauberern würdig. Ich wollte, die Franzosen zögen alle Weiberröcke an, ich würde ihnen dann die schönsten Liebeserklärungen machen. Aber ist es nicht thöricht, daß ich mich schäme, Diesem und Jenem die Hand zu küssen, wozu mich mein Herz treibt — die Hand, die unsere Ketten zerbrochen, die uns frei gemacht, die uns Knechte zu Rittern geschlagen?

Paris, den 18 September.

— Ich komme aus dem Lesekabinet. Aber nein, nein, der Kopf ist mir ganz verwirrt von allen den Sachen, die ich aus Deutschland gelesen! Unruhen in Hamburg; in Braunschweig das Schloß angezündet und den Fürsten verjagt; Empörung in Dresden! Seyen Sie barmherzig, berichten Sie mir Alles auf das Genauste. Und wenn Sie nichts Besonderes erfahren, schreiben Sie mir wenigstens die deutschen Zeitungen ab, die ich hier noch nicht habe auffinden können. Den französischen Blättern kann ich in solchen Dingen nicht trauen; nicht der zehnte Theil von dem, was sie erzählen, mag wahr seyn. Was aber deutsche Blätter über innere Angelegenheiten mittheilen dürfen, das ist immer nur der zehnte Theil der Wahrheit. Hätte ich mich also doch geirrt, wie mir schon manche vorgeworfen? Wäre Deutschland reifer, als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht gethan? Hätten sie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harnisch getragen? O, wie gern, wie gern! Scheltet mich wie einen Schulbuben, gebet mir die Ruthe, stellt mich hinter den Ofen — gern will ich die schlimmste Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt. Wenn sie sich nur erst die Augen gerieben, wenn sie nur erst recht zur Besinnung gekommen, werden sie sich erstaunt betasten, werden im Zimmer umherblicken, das Fenster öffnen und nach dem Himmel sehen, und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag ist denn heute, wie lange haben wir geschlafen? Unglückselige! nur der Muthige wacht. Wie hat man es nur so lange ertragen? Es ist eine Frage, die mir der Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu seyn aller erwachsenen Völker,

wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hosen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, schwachen, gräulichen Schulmeisters! . . Aber Wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker ist nicht wie Rosenschein eines verschämten Mädchens: es ist Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

Sonntag, den 19. September.

Mitternacht ist vorüber; aber ein Glas Gefrorenes, das ich erst vor wenigen Minuten bei Tortoni gegessen, hat mich so aufgefrischt, daß ich gar keine Neigung zum Schlafe habe. Es war himmlisch! Das Glas, ganz hoch aufgefüllt, sah wie ein langes weißes Gespenst aus. Nun bitte ich Sie — haben Sie je gehört oder gelesen, daß Jemand ein Glas Gefrorenes mit einem Gespenste verglichen hätte? Solche Einfälle kann man aber auch nur in der Geisterstunde haben. Den Abend brachte ich bei * * * zu. Es sind sehr liebenswürdige Leute und die es verstehen, wenn nur immer möglich, auch ihre Gäste liebenswürdig zu machen. Das ist das Seltenste und Schwerste. Es war da ein Gemisch von Deutschen und Franzosen, wie es mir behagt. Da wird doch ein gehöriger Salat daraus. Die Franzosen allein sind Oel, die Deutschen allein Essig, und sind für sich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen die höchst wichtige und einflußreiche Beobachtung mittheilen, daß man in Frankreich dreimal so viel Oel und nur ein Drittheil so viel Essig zum Salate verwendet, wie in Deutschland. Diese Verschiedenheit geht durch die Geschichte, Politik, Religion, Geselligkeit, Kunst, Wissenschaft

den Handel und das Fabrikwesen beider Völker, welches vor mir die berühmtesten deutschen Historiker, die sich doch immerfort rühmen, aus der Quelle zu schöpfen, leichtsinnig übersehen haben. Sie sollen sich aber den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es ist gerade nicht nöthig, daß Sie Alles verstehen, was ich sage, ich selbst verstehe es nicht immer. Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in Allem so verschmolzen wären, als es beide Völker heute Abend bei * * * waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtausend, daß Frankreich und Deutschland, die früher nur ein Reich bildeten, getrennt wurden. Dieser dumme Streich wurde, gleich allen dummen Streichen in der Politik, auf einem Congresse beschlossen, zu Verdün im Jahr 843. Aus jener Zeit stammen auch die köstlichen eingemachten Früchte und Gragées, wegen welcher Verdün noch heute berühmt ist. Einer der Congreß-Gesandten hatte sie erfunden, und war dafür von seinem gnädigen Herrn in den Grafenstand erhoben worden. Ich hoffe im Jahre 1843 endiget das tausendjährige Reich des Antichrists, nach dessen Vollendung die Herrschaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird. Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen fränkischen Reiche zu vereinigen. Zwar soll jedes Land seinen eignen König behalten, aber beide Länder eine gemeinschaftliche National-Versammlung haben. Der französische König soll wie früher in Paris thronen, der deutsche in unserem Frankfurt, und die National-Versammlung jedes Jahr abwechselnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden. Wenn Sie Ihre Nichte O * * * besuchen, benutzen sie doch die Gelegenheit, mit dem Koche des Präsidenten der Bundesversammlung von unserem Plane zu sprechen. Der muß ja die Gesinnungen und Ansichten seines Herrn am besten kennen.

— Die lieben Tuilerien habe ich heute wiedergesehen. Sie hießen mich willkommen, sie lächelten mir zu und alles dort war

wie zu meinem Empfange glänzend und festlich eingerichtet. Ich fühlte mich ein Fürst in der Mitte des fürstlichen Volkes, das unter dem blauen Baldachin des Himmels von seiner Krönung zurückkehrte. Es ist etwas Königliches in diesen breiten, vom Goldstaube der Sonne bedeckten Wegen, die an Palästen vorüber, von Palast zu Palast führen. Mich erfreute die unzählbare Menschenmenge. Da fühlte ich mich nicht mehr einsam; ich war klug unter tausend Klugen, ein Narr unter tausend Narren, der Betrogene unter tausend Betrogenen. Da sieht man nicht blos Kinder, Mädchen, Jünglinge, Greise, Frauen; man sieht die Kindheit, die Jugend, das Alter, das weibliche Geschlecht. Nichts ist allein, geschieden. Selbst die mannichfachen Farben der Kleider erscheinen, aus der Ferne betrachtet, nicht mehr bunt; die Farbengeschlechter treten zusammen; man sieht weiß, blau, grün, roth, gelb, in langen breiten Streifen. Wegen dieser Fülle und Vollständigkeit liebe ich die großen Städte so sehr. Seine angeborne Neigung und Richtung kann Keiner ändern, und um zufrieden zu leben, muß darum Jeder, was ihm lieb ist, auf seinem Wege suchen. Aber das kann man nicht überall. Zwar findet man auch in der kleinsten Stadt jedes Landes Menschen von jeder Art, unter welchen man wählen kann; aber was nützt uns das? Es sind doch nur Muster, die zu keinem Kleide hinreichen. Nur in London und Paris ist ein Waarenlager von Menschen, wo man sich versehen kann nach Neigung und Vermögen.

Paris, Mittwoch den 6. Oktober 1830.

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, sondern Maßregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatze entfernt bin, so hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte doch die größte Gemüthsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigsten und gutmeinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Censor findet, der das wegstreicht. Die alten Künste, in jedes aufrührerische Land fremdes Militair zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind, und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater- und Brudermörder seyn. Alle alten Dummheiten kommen wieder zum Vorschein, nicht eine ist seit fünfzehn Jahren gestorben. So habe ich in deutschen Blättern gelesen, man habe entdeckt, daß eine geheime Gesellschaft die

revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man sey den Rädelsführern auf der Spur. Die schlauen Füchse!

— Gestern Abend war ich bei Lafayette, der jeden Dienstag eine Soiree gibt. Wie es da zuging, davon kann ich Ihnen schwer eine Vorstellung geben, man muß das selbst gesehen haben. In drei Salons waren wohl drei hundert Menschen versammelt, so gedrängt, daß man sich nicht rühren konnte, aber im wörtlichsten Sinne nicht rühren. Lafayette, der 73 Jahre alt ist, sieht noch ziemlich rüstig aus. Er hat eine sehr gute Physionomie, ist immer freundlich und drückt Jedem die Hand. Wie es aber der alte Mann den ganzen Abend in dem Gedränge und in der Hitze aushält, ist mir unbegreiflich. Dazu muß man ein Franzose seyn. Als man ihm die Nachrichten aus . . . mittheilte, schien er sehr vergnügt und lachte. Ich habe den Abend viele Leute gesprochen, die ich natürlich nicht alle kenne. Auch viele Deutsche waren da, junge Leute, die sehr revolutionirten. Die ganze Gesellschaft würde im Oesterreichischen gehenkt werden, wenn man sie hätte. Es geht da sehr ungenirt her, ja ungenirter als im Kaffeehause. Und dabei hat man die Erfrischungen umsonst. Ich ging schon um zehn Uhr weg. Da waren noch die Treppen bedeckt von Leuten, die kamen. Wie die aber Platz finden mochten, weiß ich nicht. Es waren auch zwei Sophas mit Frauenzimmern da, meistens Nordamerikanerinnen. Talleyrand war neulich, ehe er nach London abreiste, in Lafayette's Salon; es hat aber kein Mensch mit ihm gesprochen. Ich sprach unter andern zwei Advokaten, welche die Vertheidigung der angeklagten Minister übernommen. Sie sagten, die Sache stände schlimm mit ihren Klienten und sie ständen in Lebensgefahr. Sie wären aber auch so dumm, daß sie nicht einmal so viel Verstand gehabt hätten, zu entwischen, was die Regierung sehr gern gesehen hätte. Jetzt sey es zur Flucht zu spät. Der Kommandant in Vincennes, wo die Mi-

nister eingesperrt sind, sey streng und lasse nicht mit sich reden. Man erzählte auch von einem Bauern-Aufstand in Hanau. Wissen Sie etwas davon?

— Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude, ehe ich sie aufmache, und in der Erwartung, daß sie recht groß sind. Aber einmal geöffnet, ist auch Alles vorüber. In einer Minute habe ich sie gelesen, es ist das kürzeste Vergnügen von der Welt. Ich werde durch Ihre langen Buchstaben und gestreckten Zeilen sehr übervortheilt. Ihre ganzen Briefe brächte ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundschaft reicht nicht weiter.

— Was mag jetzt nicht in Deutschland alles vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutscher Jünglinge, die alle revolutioniren möchten. Es ist aber mit den jungen Leuten gar nichts anzufangen. Sie wissen weder, was sie wollen, noch was sie können. Gestern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbarte und einer sehr kecken und geistreichen Physionomie. Dieser war von ***, wo er wohnt, als dort' die Unruhen ausgebrochen, hierhergekommen, hatte Lafayette, Benjamin Constant, Quiroga und andere Revolutionshäupter besucht und um Rath gefragt, gerade als hätten diese Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutschen eingeben könnte.

— Was sagen Sie dazu, daß die Todesstrafe abgeschafft werden soll, vor jetzt wenigstens bei politischen Vergehen? Ist das nicht schön? Und das geschieht nur in der Absicht, die angeklagten Minister zu retten. Und nicht etwa die Regierung allein will das, sondern der bessere Theil des Volkes selbst. Diese Woche kam eine Bittschrift von hundert blessirten Bürgern, die alle die Abschaffung der Todesstrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das sehr, daß Menschen, welche von

den Ministern unglücklich gemacht worden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unserer lieben deutschen Bundesversammlung um die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Bescheid bekommen! Und doch, wenn sie klug wären, sollten sie schon aus Egoismus die alten blutigen Gesetze mildern. Heute noch haben sie die Macht, wer weiß, wie es morgen aussieht.

Paris, den 19. October 1830.

Seit gestern bin ich in meiner neuen Wohnung. Ich wollte sie schon Freitag beziehen, aber meine Wirthin, eine junge hübsche Frau, machte eine ganz allerliebste fromme Miene, sagte: c'est vendredi, und bat mich, meinen Einzug zu verschieben. Ich bot ihr an, alles Unglück, was daraus entstehen könnte, auf mich allein zu nehmen, doch sie gab nicht nach. Man sagte mir, dieser Aberglaube sey hier in allen Ständen sehr verbreitet. Es gibt zum Transporte der Möbel beim Ein- und Ausziehen eine eigene Anstalt, ein besonderes Fuhrwesen. Bei den häufigen Wohnungsveränderungen, die hier Statt finden, sind jene Wagen nicht täglich zu haben, man muß oft Wochen lang vorher seine Bestellung machen. An den Freitagen aber sind sie unbeschäftigt, weil da Niemand sein Haus wechseln will. Sollte man das von Parisern erwarten?

Gestern am achtzehnten Oktober, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutschlands, fing es mich zu frieren an, und da ließ ich zum Erstenmale Feuer machen.

Jetzt brennt es so schön hell im Kamine, daß mir die Augen übergehen. Der Preis des Holzes ist ungeheuer. Man kann berechnen, wie viel einem jedes Scheit kostet; die Asche ist wie geschmolzenes Silber. Dabei gedachte ich wieder mit Rührung meines nicht theuern, sondern im Gegentheile wohlfeilen Vaterlandes. Als meine Wirthin mich seufzen hörte und sah, wie ich aus Oekonomie die Hände über den Kopf zusammenschlug, tröstete sie mich mit den Worten: mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois! Diese kleine Frau gibt einem die schönsten Redensarten, aber sie sind kostspielig. Den Miethpreis der Zimmer, den ich zu hoch fand, herabzustimmen, gelang aller meiner Beredsamkeit nicht. Sie widerlegte mich mit der unwiderleglichen Bemerkung: Der englische Ort sey doch ganz allerliebst — mais vous avez un lieu anglais qui est charmant. Die reichen Engländer setzen viel Gewicht darauf, und der arme Deutsche muß das mit bezahlen.

Ich habe mit einigen deutschen Zeitungs-Redakteuren Verbindungen angeknüpft, um eine Correspondenz zu übernehmen, die mir das allerschönste Holz und den anmuthigsten aller englischen Orte bezahlen helfe; es ist aber nichts zu Stande gekommen. Die Einen und die Andern wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr, bei den armseligen Verhältnissen, in welchen sich die meisten deutschen Blätter befinden. Die Hamburger Zeitung, welche, da sie einen bedeutenden Absatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf Thatsachen beschränken und dürfe nicht raisonniren. Da ich aber nicht nach Frankreich gereist bin, um ein Stockfisch zu werden, sondern gerade wegen des Gegentheils, brach ich die Unterhandlung ab.

— — Eine ganze Stunde habe ich das Schreiben unterbrochen und darüber von dem langen Briefe, den ich im Kopfe

hatte, den größten Theil vergessen. Mich beschäftigte eine Kritik meiner gesammelten Schriften, welche in den neuesten Blättern der Berliner Jahrbücher steht, und die mir ein Freund zugeschickt. Es darf Sie nicht wundern, daß ich mich dadurch zerstreuen ließ; mit einer Recension könnte man einen Schriftsteller selbst vom Sterben abhalten. Ich bin mit meinem Kritiker sehr zufrieden, und Alles, was er sagt, hat mir Freude gemacht. Er lobt mich von Herzen und tadelt mich mit Verstand. So oft von meinen politischen Ansichten und Gesinnungen die Rede ist, stellt er sich freilich an als verstände er mich nicht und widerspricht mir; doch wird es keinem Leser entgehen, wie das gemeint ist. Im Grunde denkt Herr Neumann (so heißt der Berliner Recensent) ganz wie ich; aber ein königlich Preußischer Gelehrter muß sprechen wie der Herr von Schuckmann. Das ist das Preußenthum, das ist die protestantirte Oesterreichische Politik. Das ist, was ich in meiner Brochüre über die Berliner Zeitung alles vorhergesagt.

— Vor einigen Tagen war ich zum ersten Male im Theater, und zwar in meinen geliebten Variétés. Ich wurde den Abend um einige Pfund leichter; was bei einem deutschen Bleimännchen, wie ich eins bin, schon einen großen Unterschied macht. Es wird einem dabei ganz tänzerlich zu Muthe, die Füße erheben sich von selbst und man könnte sich nicht enthalten, selbst Hegel zu einem Walzer aufzufordern, wenn er gerade in der Nähe stände. Ich habe meine Freude daran, wie sich das leichtsinnige Volk Alles so leicht macht. Sie schreiben schneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu sehen. Kaum waren acht Tage nach der Revolution verflossen, als schon zwanzig Komödien fertig waren, die alle auf das Ereigniß Bezug hatten. Gewöhnlich ist kein gesunder Menschenverstand darin, aber wozu auch? Ist nicht jedes Volk ein ewiges Kind und brauchen daher Volks-Schauspiele Verstand

zu haben? Alle diese Gelegenheitsstücke sind nun jetzt wieder von der Bühne verschwunden, — „die Todten reiten schnell“ — und ich eilte mich daher, eins der wenigen übrig gebliebenen noch auf seiner Flucht zu erhaschen. Ich sah **Mr. de la Jobardière.** Das ist einer von den altadeligen geräucherten Namen, die schon Jahrhunderte im Schornsteine hängen, und jetzt von der jungen Welt herabgeholt und gegessen werden. Der alte Edelmann ist ein guter Royalist, lang und hager und sehr gepudert. Seine Frau ist eine gute Royalistin, dick und rund und geschminkt. Der junge Hausarzt — versteht sich ein Bürgerlicher — ist in die Tochter verliebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein Patriot, gibt den Eltern seiner Geliebten, theils um ihnen die Unruhe zu ersparen, theils um ihnen eine Ueberraschung zu bereiten, Opium ein, so daß sie während der drei Revolutionstage schlafen und erst am dreißigsten Juli aufwachen, da Karl X. schon auf dem Wege nach Rambouillet war. Der Royalist, im Schlafrocke, nimmt, wie gewöhnlich beim Frühstücke, seine Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt **la Révolution**, ein anderes **le Patriote** genannt, Blätter, die während seines Schlafes erst entstanden waren. Er reibt sich die Augen und klingelt seinem Bedienten. Dieser tritt wie ein Bandit mit Säbel und Pistolen bewaffnet herein und trägt einen Gensd'arme-Hut auf dem Kopfe. Der Royalist fragt, ob er verrückt geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen Ereignisse vernimmt, fängt er an, an seinem eignen Kopf zu zweifeln und schickt nach dem Arzte. Bald erscheint dieser in der Uniform eines Nationalgarden-Offiziers und bestätigt Alles. Der Royalist wankt, aber seine festere Frau will noch nichts glauben, sagt: Der König verjagt — das könne nur ein Mißverständniß seyn, und sie wolle in die Fauxbourg St. Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt nach einer

Weile zurück und zwar mit einer dreifarbigen Kokarde, groß wie ein Wagenrad auf der Brust, und sagt, leider sey Alles wahr. Das royalistische Ehepaar tröstet sich aber sehr bald, und ist der sehr vernünftigen Meinung, ein König sey wie der andere, der Herzog von Orleans sey König und darum das Unglück nicht so groß. Le Roi est mort, vive le Roi! schreien sie und der Arzt bekommt die Tochter. Ist das nicht eine prächtige Erfindung?

Der dreißigste Juli war auch der Himmelfahrts-Tag Napoleons. Seitdem wird er als Gott angebetet. Ich sah la redingote grise. Es ist die bekannte Geschichte von der sogenannten kaiserlichen Großmuth gegen die Prinzessin Hatzfeld in Berlin. Der Theater-Lieferant hatte den Verstand, Napoleon nichts sprechen zu lassen. Er erscheint als Graumännchen auf einige Minuten, und verschwindet dann wieder. Es ist recht schauerlich.

Die unheilige Dreieinigkeit vollständig zu machen, erschien nach der Volks-Souverainität und Bonaparte, am nämlichen Abende der leibhaftige Teufel selbst auf der Bühne, unter Voltaire's Gestalt. Das Vaudeville heißt Voltaire chez les Capucins. Das Stück spielt in einem Kapuziner-Kloster, worin Voltaire als ungekannter Gast eingekehrt war. Es sind heuchlerische Pfaffen, die dort ihr Wesen treiben. Voltaire entdeckt ihre Schelmereien, ihre geheimen Liebschaften, ihre Ränke und Missethaten; er schürt das Feuer, und schwelgt ganz selig in Schadenfreude und Bosheit. Es war eine Lust, wie gut ihn der Schauspieler dargestellt — aber gottlos, sehr gottlos.

— Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verstand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächsten Frühlinge ganz Europa in Flammen stehen wird, und daß nicht blos die Staaten über den Haufen

fallen werden, sondern auch der Wohlstand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Lustbarkeiten laden die Fürsten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über sie kömmt, bitten sie auch ihre Bürger zu Gaste. Dafür sorgen sie voraus, zu diesem edlen Zwecke machen sie Staatsschulden. Wir können stolz darauf seyn; es ist eine große Ehre, in so vornehmer Gesellschaft zu jammern.

Paris, den 30. Oktober 1830.

Ich Unglücklichster muß meine Wohnung von neuem wechseln. Der Kamin raucht, und der Fußboden, ob zwar parquetirt, ist von einer beleidigenden Kälte. Nicht ohne Grobheit machte ich meiner schönen Wirthin Vorwürfe, daß sie mir die geheimen Fehler der Zimmer verschwiegen. Sie stellte sich ganz überrascht und erwiederte: das wäre ihr unbegreiflich; ein junger Spanier habe doch zwei Winter bei ihr gewohnt und sich nie über das Geringste beschwert. Das will ich wohl glauben! Ich ließ mich durch die schönsten französischen Versprechungen von Teppichen und Kamin-Verbesserungen nicht täuschen, kündigte sogleich auf und ging fort, mich nach einer andern Wohnung umzusehen. Als ich unten von der Straße nach meinem geöffneten Fenster hinauffsah, bemerkte ich, daß mein Wohnzimmer über dem Thorweg liegt, und die Kälte des Fußbodens gar nicht zu heilen ist. Das war mir entgangen, sowohl beim Miethen als während der vierzehn Tage, daß ich im Hause wohne. Und doch bin ich Doktor der Philosophie! Wie dumm mögen erst gewöhnliche Menschen seyn, die von Fichte

und Schelling nie ein Wort gelesen! Ich schämte mich im Stillen und nahm mir fest vor, mich nie mehr mit Staatsreformen zu beschäftigen.

— Eine Flinte möchte ich haben und schießen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünsche, daß es Krieg gäbe, und der kränkelnde Zustand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entscheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeisterei in Deutschland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Commando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die Nationalgarde hält ihn im Zaum, läßt sich aber nicht zum Besten haben, sondern vertheidigt und beschützt nur seine eignen Rechte und seinen eignen Vortheil. Heute las ich in einer hiesigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu sechzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksauflaufe ein Messer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was Natürliches und Gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Messer bei sich führe! Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben soll, arretirt und nach Berlin geführt. Es versteht sich, daß die deutschen Zeitungen nicht Graf Schulenburg schreiben durften, sondern nur Graf S. Nur in den französischen Blättern war der Name ausgeschrieben. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es in Deutschland Menschen gibt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben sie die verschiedenen Insurrektionen nicht herbeigeführt, sondern höchstens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verstocktheit, werden glauben, oder sich anstellen zu

glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen Schuld, und wenn sie nun diese in ihre Gewalt bekommen, werden sie denken, Alles sey geendigt, auf die Klagen des Volkes ferner keine Rücksicht nehmen und in die alte Lage zurückfallen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen stand in einem hiesigen Blatte ein sehr merkwürdiger Brief aus Deutschland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich diese Unruhen angefacht habe und wozu er sie habe benutzen wollen. Er gedachte nämlich, die baierischen Truppen und die der andern süddeutschen Staaten, unter dem Vorwande, sie zur Dämpfung der ausgebrochenen Insurrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Baiern habe aber den Plan durchschaut und ihn vereitelt. Der Bericht ist sehr interessant und ist, wie mich Einer versicherte, von Herrn von Hormayr in München eingesandt. Dieser war früher in Wien angestellt und ist ein großer Feind von Metternich. Es ist sehr traurig, daß in deutschen Blättern der genannte Artikel nicht erscheinen darf, und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Baiern suchten den König zu revolutioniren, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle und sich zum Herrn von Deutschland mache. Die Sache ist gar nicht unmöglich. Ueberhaupt sollen geheime Gesellschaften, besonders der alte Tugendbund, gegenwärtig wieder sehr thätig seyn. Mit geheimen Gesellschaften möchte ich nichts zu schaffen haben, am wenigsten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heillose Prellerei angelegt hat. Er wird von Aristokraten geleitet und hat aristokratische Zwecke, die man vor den dummen ehrlichen Bürgersleuten, die daran Theil nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der heutige Constitutionnel meldet, ein Corps deutscher Bundestruppen, von einem Nassauer Generale kommandirt, würde zusammengezogen, und das Hauptquatier solle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt sieht doch einer traurigen Zukunft entgegen. Seit fünfzehn Jahren ist dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn diese einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt am ersten schmecken. Ich fange an einzusehen, daß ich die deutschen Verhältnisse falsch beurtheilt. Ich habe den entgegengesetzten Fehler der Minister, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Personen. Mehre unterrichtete Deutsche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutschland Alles zu einer Revolution reif sey. Wann und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wissen; aber es werde losbrechen, und das bald.

— Victor Hugo's H e r n a n i habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Es ist wahr, daß ich Werke solcher Art bei einem französischen Dichter nach ganz andern Grundsätzen beurtheile, als ich es bei einem deutschen Dichter thue. Das D i n g a n s i ch kümmert mich da gar nicht; sondern ich betrachte es blos in seiner Verbindung, das heißt bei romantischen poetischen Werken, in seinem Gegensatze mit der französischen Nationalität. Also je toller je besser; denn die romantische Poesie ist den Franzosen nicht wegen ihres schaffenden, sondern wegen ihres zerstörenden Prinzips heilsam. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die emsigen Romantiker alles anzünden und niederreißen, und große Karren voll Regeln und klassischem Schutte vom Brandplatze wegführen. Die Stockfische von Liberalen, deren Vortheil es wäre, die Zerstörung zu befördern, widersetzen sich ihr, und dieses Betragen ist ein Räthsel, das ich mir seit zehn Jahren vergebens zu lösen suche. Die armen Romantiker werden von ihren Gegnern verspottet und verfolgt, daß es zum

Erbarmen ist, und man kann ihre herzbrechenden Klagen nicht ohne Thränen lesen. Aber warum klagen sie? Warum gehen sie nicht ihren Weg fort, unbekümmert, ob man sie lobe oder table? Ja, das ist's eben. Sie sind noch nicht romantisch genug; die Romantik ist nur erst in ihrem Kopfe, noch nicht in ihrem Herzen; sie glauben, ein Kunstwerk müsse einen unbestrittenen Werth haben, wie eine Münze, und darum seufzen sie nach allgemeinem Beifall. Victor Hugo wiederholt in der Vorrede zu seinem Drama folgende Stelle aus einem Artikel, den er vor Kurzem, als ein romantischer Dichter in der Blüthe seiner Jahre starb, in einem öffentlichen Blatte geschrieben hatte. Dieses Händeringen, dieses Wehklagen, dieser Lebensüberdruß — es ist gar zu wunderlich!

„Dans ce moment de mêlée et de tourmente littéraire, qui faut-il plaindre, ceux qui meurent ou ceux qui combattent? Sans doute, c'est pitié de voir un poète de vingt ans qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'évanouit; mais n'est ce pas quelque chose aussi que le repos? N'est il pas permis à ceux autour desquels s'amassent incessamment calomnies, injures, haines, jalousies, sourdes menées, basses trahisons; hommes loyaux auxquels on fait une guerre déloyale; hommes dévoués qui ne voudraient enfin que doter le pays d'une liberté de plus, celle de l'art, celle de l'intelligence; hommes laborieux qui poursuiveut paisiblement leur oeuvre de conscience, en proie d'un côté à de viles machinatures de censure et de police, en lutte de l'autre, trop souvent, à l'ingratitude des esprits mêmes pour lesquels ils travaillent; ne leur est-il pas permis de retourner quelquefois la tête avec envie vers ceux qui sont tombés derrière eux, et qui dorment dans le tombeau?

Qu'importe toutefois? Jeunes gens ayons bon courage! Si rude qu'on nous veuille faire le présent, l'avenir sera

beau. Le romantisme, tant de fois mal défini, n'est, à tout prendre, et c'est là sa définition réelle, que le libéralisme en littérature."

Was doch das Glück übermüthig macht! Diese jungen Leute jammern und verwünschen sich das Leben, weil einige poetische Absolutisten nicht haben wollen, daß sie romantisch sind: Absolutisten, die doch keine andern Waffen haben, als die Feder und den Spott, welchen man gleiche Waffen entgegensetzen kann — und wir unglücklichen Deutschen, Alt und Jung, sobald wir nur einen Augenblick aufhören, romantisch zu seyn und uns um die Wirklichkeit bekümmern wollen, werden gescholten wie Schulbuben, geprügelt wie Hunde und müssen schweigen und dürfen uns nicht rühren!

— Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutschland die Preßfreiheit beschränken. Wie sie das aber anfangen wollen, möchte ich wissen. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

Paris, den 3. November 1830.

Ich habe bis jetzt noch sehr wenige Bekanntschaften gemacht, und wahrscheinlich werde ich es darin nicht weiter bringen, als das vorige Mal auch. Man mag sich anstellen, wie man will, man fällt immer in sein Temperament zurück. Zu Menschenkennerei hatte ich immer die größte Unlust; meine sinnliche und mehr noch meine philosophische Trägheit hält mich davon zurück.

Was die einzelnen Menschen der nämlichen Gattung von einander unterscheidet, ist so fein, daß mich die Beobachtung anstrengt; es ist mir, als sollte ich einen kleinen Druck lesen. Und wird man bezahlt für seine Mühe? Selten. Darum halte ich mich lieber an Menschenmassen und an Bücher. Da kann ich fortgehen, die kann ich weglegen, wenn sie mir nicht gefallen, oder wenn ich müde bin. In Gesellschaften muß ich hören, was ich nicht Lust habe zu hören, muß sprechen, wenn ich nicht Lust habe zu sprechen, und muß schweigen, wenn ich reden möchte. Sie ist eine wahre Krämerei, die sogenannte gesellschaftliche Unterhaltung. Was man in Zentnern eingekauft, setzt man lothweise ab. Wie selten trifft man einen Menschen, mit dem man en gros sprechen kann! Wem, wie mir, seine Meinungen zugleich Gesinnungen sind, wem der Kopf nur die Pairskammer ist, das Herz aber die volksthümlichere Deputirtenkammer, der kann sich nicht in Gesellschaften behaglich fühlen, wo der aristokratische Geist allein Gesetze gibt. Drei, höchstens fünf Freunde, oder dann Markt, oder ein Buch — so liebe ich es. Das ist die Philosophie meiner Trägheit. Dazu kommt noch, daß ich, wie gewöhnlich auf meinen Reisen, ohne alle Empfehlungsbriefe hierher gekommen. Zwar braucht man sie in Paris weniger als an andern Orten, hier wird man leicht von einem Bekannten zu einem Unbekannten geführt und so geht es schnell fort; aber sich vorstellen zu lassen, mit anhören zu müssen, **wer** und **was** man ist, sich unverdient, und was noch schlimmer, sich verdient loben zu hören — das thut einem doch gar zu kurios!

— Was sagen Sie zu Antwerpen? Ist es nicht ein Jammer, daß einem das Herz blutet? Ist je so eine Schändlichkeit begangen worden? . . . . Das ist nicht **der** und **der** Fürst, der es gethan, das ist nicht der König der Niederlande, der nicht der schlimmste Fürst ist; das ist die **Fürstennatur**,

die sich hier gezeigt, die wahnsinnige Ruchlosigkeit, die meinte, ihrem persönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes aufopfern. Es ist nicht mehr zu ertragen und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt so weit entfernt war. Sie sollten heute nur (im Messager) de Potter's Glaubensbekenntniß lesen und wie er sagt, der beste Fürst tauge nichts, und er wäre für eine Republik. Nie hat Einer so klar und wahr gesprochen.

— Was sagt man denn in Frankfurt von der Pest (Cholera morbus), die jetzt in Moskau herrscht? Die Krankheit hat sich von Asien dorthin gezogen. Es ist eine Geschichte gar nicht zum Lachen. In der gestrigen Zeitung steht, der englische Gesandte in Petersburg habe seiner Regierung berichtet, diese fürchterliche Krankheit werde sich wahrscheinlich auch über Deutschland und weiter verbreiten. Das ist wieder Gottes nackte Hand! Die Fürsten werden gehindert seyn, große Heere zusammenzuziehen und thun sie es doch .... Es ahnet mir — nein ich weiß es, die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trägste und furchtsamste Volk der Erde antreiben und ermuthigen. Pest und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine schönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müssen. Und das Alles um des monarchischen Prinzips, und das Alles um eines Dutzend armseliger Menschen willen! Es ist gar zu komisch.

— Die Revue, welche verflossenen Sonntag auf dem Marsfelde über die Nationalgarde gehalten wurde, gewährte einen unbeschreiblich schönen Anblick. Hundert tausend Mann Soldaten, und wenigstens eben so viel Zuschauer, alle auf einem Platze, den man auf den angrenzenden Höhen so bequem übersieht. Was mich besonders freute, war, daß hinter manchem

Bataillon auch ein kleiner Trupp uniformirter Kinder zum Spaße mit zog. Die Offiziere hatten, wie ich bemerkte, oft ihre Noth zu kommandiren, die Buben kamen ihnen immer zwischen die Beine. Dann zogen auch die Blessirten vom Juli an dem König vorüber, und darunter auch zwei Weiber mit Flinten, die damals mitgefochten. Der König wurde mit großem Jubel empfangen. Der Kronprinz (Herzog von Orleans) dient als gemeiner Kanonier bei der Nationalgarde und stand den ganzen Tag bei seiner Kanone und legte die Hände an wie die Uebrigen. Den fremden Gesandten, die alle bei der Revue waren, mußte die ganze königliche Pöbelwirthschaft doch wunderlich vorkommen. An den deutschen Höfen wird jeder Prinz, sobald er auf die Welt kömmt, gleich in ein Regiment eingeschrieben, um von unten auf zu dienen, und so während er in's Bett pisst, avancirt er immerfort, ist im siebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Obrist, und im achtzehnten General. Die Revue dauerte von Morgens bis Abends; ich hatte natürlich nicht so lange Geduld. Wie es nur die Leute aushalten, so lange auf den Beinen zu seyn. Um acht Uhr Morgens zogen sie aus, und es war acht Uhr Abends, als die letzten Legionen noch über die Boulevards zogen. Viele Nationalgarden, um sich nicht zu ermüden, sind zur Revue hingefahren, und die vielen Cabriolets und Omnibus, aus welchen auf beiden Seiten Flinten hervorsahen, gewährten einen seltsamen Anblick.

Heute ist das Ministerium geändert, wie Sie aus den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Verfasser einer Geschichte der französischen Revolution, wird Unter-Staats-Sekretair der Finanzen, also ohngefähr so viel als Minister. Ich kannte ihn früher. Er ist kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit, als wir in Paris waren, mit seinem Landsmann Mignet hierher, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutscher meiner Bekannten nahm sich der jungen Leute an und wies sie zurecht,

und jeßt ist der Eine Staatsrath, der Andere Minister! Was man hier sein Glück macht! Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrath werden! Es ist gerade so, als wäre der Heine Minister geworden oder der Menzel oder ich. Und was sind wir?

Freitag, den 5. November.

Mittwoch Abend war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, dessen Salon schon seit dreißig Jahren besteht und wo sich die ausgezeichnetsten Personen versammeln. Es ist eine eigentliche Nachtgesellschaft; denn sie fängt erst um zehn Uhr an, und man darf noch nach Mitternacht dahin kommen. Gerard ist ein sehr artiger und feiner Mann; aber er hat viel Aristokratisches. (Ich mußte darüber lachen, daß ich unwillkürlich aber schrieb.) Er sieht mir nicht aus, als hätte er je das Mindeste von unserm Kunst-Katzenjammer gefühlt. Ich möchte ihm einmal die Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders oder so ein anderes schluchzendes Buch zum Lesen geben — was er wohl dazu sagte! Ich fand dort die Dichterin Delphine Gay; den dramatischen Dichter Ancelot; Humboldt; Mayer-Beer; den Bildhauer David, der im vorigen Sommer in Weimar war, um Göthe's Büste aufzunehmen; unsern Landsmann, den jungen Hiller, der hier als Komponist und Klavierspieler in großer Achtung steht; Bitet, den Schriftsteller, der unter dem Namen Stendthal schreibt, und noch viele andere Gelehrte und Künstler. Ein armer deutscher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er sieht, wie es den französischen Schriftstellern so gut geht. Außer dem vielen Gelde, das sie durch ihre Werke verdienen, werden sie noch obendrein von der Regierung angestellt. Stendthal ist eben im Begriff, nach Triest abzureisen, wo er eine Stelle als Konsul erhalten.

Vitet schreibt sogenannte historische Romane, die sehr schön sind: Henri III, les barricades, les états de Blois. Der hat jetzt eine Anstellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er ist conservateur des monuments d'antiquité de la France. Diese Stelle bestand früher gar nicht und der Minister Guizot, der Vitet protegirte, hat sie erst für ihn geschaffen. Sein Geschäft besteht darin, daß er jährlich ein paar Mal durch Frankreich reist und die alten Bauwerke aus der römischen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Wasserleitungen, Amphitheater, Kirchen besichtigt und darauf sieht, daß sie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von fünfzehn tausend Franken und die Reisekosten werden besonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle als diese für einen Menschen wie ich bin, der faul ist und gern reist? Möchte man sich nicht den Kopf an die Wand stoßen, daß man ein Deutscher ist, der aus seiner Armuth und Niedrigkeit gar nicht herauskommen kann? In Deutschland geschieht wohl Manches für Kunst und Wissenschaft, aber für Künstler und Schriftsteller gar nichts. Hier vertheilt die Regierung jährliche Preise für die besten Werke der Malerei, der Bildhauerkunst, Lithographie, Musik und so für Alle. Der erste Preis besteht darin, daß der Gewinnende, auf fünf Jahre lang, jährlich 3000 Franken erhält, und dafür muß er diese Zeit in Rom zu seiner Ausbildung zubringen. Einem Deutschen würde dieses Müssen in Rom leben komisch klingen, denn er ist lieber in Rom, als in Berlin, Karlsruhe. Aber Franzosen erscheint dieses oft als Zwang, denn sie verlassen Paris nicht gern. So hat die vorige Woche ein junger Mensch, Namens Berlioz, den ersten Preis der musikalischen Composition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er sieht aus wie ein Genie. Geschieht je so etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutscher

Erde, daß ich sie hinunterschlucke. Das ist ohnedieß gut gegen Magensäure, und so kann ich das verfluchte Land doch wenigstens symbolisch vernichten und verschlingen. Neukamp, ein deutscher Componist (ich glaube, er macht Kirchenmusik) lebt in Talleyrand's Hause; aber nicht als Musiker, sondern als Attaché! Er begleitet Talleyrand überall hin und ist ihm auch jetzt nach England gefolgt. Es mag recht angenehm seyn, in Talleyrand's Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu so etwas. Gerard sagte mir, daß er die Deutschen sehr liebe, und hielt ihnen eine große Lobrede. Es war Mitternacht, als man erst den Thee auftrug. Welche Lebensart! Ich muß Ihnen doch die statistische Merkwürdigkeit mittheilen, daß man hier zum Thee keine Serviette auflegt, sondern die Tassen und was dazu gehört auf den nackten Tisch stellt. Gefällt Ihnen das? Aber dem Liberalismus ist nichts heilig.

Paris, Mittwoch den 17. November 1830.

Gestern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne — o der Schande! — wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronze; prächtige Pendule; fünf große Vasen, voll der schönsten Blumen; stolze allerhöchste Flambeaus, die sich der bürgerlichen Talglichter schämen, die ich ihnen aufgesteckt; Stühle und Sopha, mit braunem, gelbgeblümtem Sammt überzogen; die zärtlichsten Bergeres, in die man eine halbe Minute einsinkt, ehe man den Grund erreicht; scharlachrothe Fußdecken und die Wände mit Spiegeln bedeckt. Es ist Alles so voll von Mö-

beln, daß ich kaum Platz zu wohnen habe. Unter den vielen Kostbarkeiten wage ich mich nicht zu bewegen, wage ich nicht, was sonst meine Lust ist, gedankenlos oder gedankenvoll im Zimmer auf- und abzugehen; denn da steht überall umher so viel herabzuwerfen, so viel Zerbrechliches, daß die kleinste Zerstreuung mich zu Grunde richten könnte. Einige Schlingels von Deutschen, welche mich besuchen, machen mir die größten Sorgen. Sie rauchen Cigarren und die heiße Asche, welche herabfällt, brennt Löcher in die Fußdecke. Dann schaukeln sie sich mit vaterländischer Ungezogenheit und ausländischer Lebhaftigkeit auf den Stühlen und halten mich in beständiger Angst, daß sie einmal das Gleichgewicht verlieren und auf eine theure Vase oder einen, selbst vereinigtem Patriotismus unbezahlbaren Spiegel fallen möchten. Mein Schlafzimmer — das ist über alle Beschreibung. Die darin befindlichen Möbels und Toilettengeräthschaften sind nach den schönsten herkulanischen Mustern, theils im hetrurischen, theils im griechischen Style geformt. Ich wasche mich aus einem Delphischen Weihkessel und knüpfe mein Halstuch vor einem Altare der Venus. Mein Bett ist das Lager der Aurora. Morgenrothe Wolken, von weißen und grünen Sonnenstreifen durchzogen, schmücken seinen Himmel. Die Wand, an welcher es steht, ist ein großer Spiegel; darin muß ich mich beschauen — da ist keine Rettung. Das Kopfkissen ist mit Spitzen garnirt, die mir wie Spinnen im Gesicht herumkrabbeln und mich schon einige Male auf eine schauerliche Weise aus dem Schlafe geweckt haben. Kurz, es gibt nichts schöneres, anmuthigeres, adligeres, als meine neue Wohnung; sie ist ein kostbares Etui, das nur viel zu zierlich ist für den unzierlichen Schmuck, den es einschließt.

— Sie werden gelesen haben, daß die französische Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den christlichen Staatsbürgern setzen und die Besoldung ihres Kultus übernehmen will.

Es ist doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an so etwas nur denkt — von der Ausführung gar nicht zu sprechen. Die gefoppten Theologen des adligen Tugendbundes haben in ihrer Weisheit und Menschenliebe die Lehre zu verbreiten gesucht: die bürgerliche Gesellschaft sey eine Taufanstalt und es könne daher ein Jude kein Staatsbürger seyn. Diese frommen Herren haben schwere Köpfe und noch schwerere Füße. Erst dauert es Jahrhunderte, bis sie fortschreiten wollen, und dann andere Jahrhunderte, bis sie fortschreiten können. Es ist zum Erbarmen!

Aber die französische Regierung, wie jede andere, sieht ihre Entwickelung zur Freiheit als eine auferlegte Buße an, und gleich jenen Wallfahrern nach Rom, macht sie einen Schritt zurück, so oft sie zwei Schritte vorwärts gethan. Den Juden hat sie Etwas gegeben und dafür hat sie der Preßfreiheit Viel genommen. Die Kautionen für die Journale, eine Tyrannei der vorigen Regierung, sollen beibehalten werden. Es ist dieses so sehr gegen den Geist der Freiheit, daß man die letzte Revolution als ganz fruchtlos ansehen kann. Wie merkwürdig! Diese Juli-Regierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dottrig ist, kräht schon wie ein alter Hahn, und thut stolz und fest wie ein unbestrittener Hof-König! Die Majorität der Kammer unterstützt sie nicht blos in ihren unbedachten Schritten, sondern sie verleitet sie noch dazu. Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Worte die Industriellen nennen. Diese Menschen, die fünfzehn Jahre lang gegen alle Aristokratie gekämpft — kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geldaristokratie, einen Glücks-Ritterstand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Bestreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig ist und sie aufhält,

ehe sie ihr Ziel erreichen. Die Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit war doch nur ein Prinzip, ein Glaube; man konnte sie bekämpfen und besiegen, ohne den Edelleuten und den Geistlichen in ihrer sinnlichen Lebenssphäre wehe zu thun. War dieses in der französischen Revolution doch geschehen, so war dieses nur Mittel, nicht Zweck, war eine zwar schwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Besitz gebunden, wird das französische Volk, dessen höchste Leidenschaft die Gleichheit ist, früher oder später das zu erschüttern suchen, worauf die neue Aristokratie gegründet worden — den Besitz, und dieses wird zur Gütervertheilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der frühern Revolution nur Scherz und Spiel werden gewesen seyn. Was mich aber an diesen Journal-Kautionen am meisten betrübt, sind die üblen Folgen, welche sie, wie ich sicher erwarte, für Deutschland haben werden. Unsere Regierungen werden gewiß, wenn sie den Forderungen der Preßfreiheit nicht länger ausweichen können, jene französische Erfindung der Kautionen benutzen, und dann ist Preßfreiheit nur ein trügerisches Wort. Wir haben keine reichen Schriftsteller, wie es deren so viele in Frankreich gibt; sie sind alle arm oder dem Staate dienstbar. Keiner wird daher im Stande seyn, die Kaution aus seinem eigenen Vermögen zu leisten, und man wird, um ein Journal zu gründen, sich in den Sold eines Buchhändlers begeben müssen, der nur auf seinen merkantilischen Vortheil sieht und daher leicht durch Hoffnung des Gewinns bestochen, oder durch Furcht vor Verlust eingeschüchtert werden kann.

— Das Gebet um Preßsklaverei in der Münchner Flora hat mich erquickt wie Bairisch Bier. Ich danke Ihnen dafür. Geräth diese holde Flora einmal in meine Gewalt, o, wie will ich sie zerblättern und zerknittern! Sie können mir keine grö-

ßere Freude machen, als wenn Sie mir deutsche Dummheit mittheilen. Gestern las ich wieder etwas sehr schönes von dem Berliner Correspondenten in der allgemeinen Zeitung, meinem Schätzchen. Er sagt unter andern: der Volksauflauf neulich in Berlin hätte gar nichts zu bedeuten gehabt, das wären blos „Neugierigkeits-Aufläufe" gewesen. So wird doch immer auf das Beste dafür gesorgt, daß ich in Frankreich mein Deutsch nicht verlerne.

Freitag, den 3. Dezember 1831.

Es raucht heute wieder in meinem Zimmer, und ich schreibe Ihnen unter Thränen und Seufzern. Aber das ist nun einmal nicht zu ändern in Paris, es geht in vielen Häusern nicht anders. Man hat hier eine eigene Art Aerzte für kranke Kamine, Rauchkünstler (fumistes) genannt. Es sind aber eben Aerzte. Man weiß oft nicht, ob die Krankheit sie, oder ob sie die Krankheit herbeigeführt. Gestern hat ein solcher Künstler an meinem Kamine gearbeitet, und als man ihn heute wieder holte, weil es noch stärker rauchte als vorher, sagte er, es läge am Wetter und er wolle kommen, sobald es nicht mehr rauche und dann helfen.

— Jetzt um diese Weihnachts-Zeit, was wird hier in den Läden nicht alles ausgestellt, das Größte und das Kleinste, für Könige und für Bettler. Es ist gefährlich über die Straße zu gehen, es ist als wenn Räuber, die Pistole auf der Brust, uns unser Geld abforderten.

— Ich lese mit großem Vergnügen Diderots nachgelassene Briefe an eine Freundin, die erst im Anfange dieses Jahres erschienen sind. Wenn ich Ihnen solche große Briefe schriebe, dann wären Sie mit mir zufrieden. Briefe, zwölf gedruckte Seiten lang, und über Alles. Als er seine Freundin, seine Sophia, kennen lernte, war er schon 46 Jahre alt! Aber es ist nicht Freundschaft, es ist die heißeste jugendlichste Liebe, wenigstens in den Reden; denn es kann leicht seyn, daß sie sich beide nur etwas weiß gemacht. Die Briefe sind an eine Mademoiselle Volland gerichtet, ein Mädchen, das bei der Mutter lebte. Wie alt sie ist, erfährt man nicht. Aber die Liebe und die Correspondenz dauern länger als zwanzig Jahre. Und Diderot war verheirathet! Ich habe keine Vorstellung davon, wie ein Mann von 46 Jahren und der noch überdies an der Ehe leidet, welche doch immer eine Art Gicht ist, sich noch verlieben kann. Das kann aber auch nur ein Franzose. Der Deutsche hat gewiß mehr wahres Gefühl, mehr innere Wärme; aber die theilt sich nicht mit. Wir haben kalte Hände und sind kalt bei der Berührung. Die Briefe sind charmant, nur muß man beim Lesen die unverdaulichen Liebeserklärungen wie die Kirschkerne ausspeien. Schreibt doch einmal der alte Junge: „que vos regards étaient tendres hier! Combien ils le sont depuis quelque temps! Ah! Sophie, vous ne m'aimiez pas assez si vous m'aimez aujourd'hui davantage.“ O! das ist noch kühl gegen das Uebrige, er schreibt oft mit kochender Dinte.

— Haben Sie in der gestrigen französischen Zeitung die Rede gelesen, welche August Perier für die Juden gehalten? darin bekommen auch die Frankfurter Kaufleute einen tüchtigen Hieb, indem gesagt wird, wie sie aus Handelsneid in den freien Städten die Juden verfolgen.

— Schreiben Sie mir doch genau und umständlich, ob man bei uns an den Krieg glaubt. Nach den gestrigen Nachrichten

hätten Frankreich und England vor einigen Tagen eine Offensiv- und Defensiv-Allianz geschlossen. Es wäre schön, wenn das wahr wäre; dann wäre es doch endlich einmal dahin gekommen, wohin es früher oder später kommen muß, zum strengen Gegensatze der feindlichen Elemente: die Freiheit hier, die Despotie dort — und jetzt schlagt Euch, ich sehe zu. Ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thue, wenn es Krieg gibt, ob ich unter die Kavallerie, oder die Infanterie gehe, oder unter dem Federvolk diene; denn thun muß ich etwas. Sie werden auf jeden Fall mein Knappe, tragen mir Pflastersteine zu oder versorgen mich mit feinen Federlappen.

— Diese Woche habe ich mich einen Abend sehr amüsirt. Ich war zu einem jungen Dichter, Namens * * *, eingeladen, um eine Uebersetzung des Makbeths vorlesen zu hören. In Deutschland hätte mich schon der Gedanke, einen ganzen Abend auf dem Stuhle fest zu sitzen, um eine Vorlesung zu hören, zur Verzweiflung gebracht, und die Wirklichkeit hätte mich getödtet. Aber hier wußte ich vorher, daß die theateralische Beleuchtung, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse glänzend macht, mich unterhalten würde. Und so kam es auch. Da waren genau gezählt 32 Schriftsteller versammelt, meistens jüngere, alle Romantiker. Da war nichts zum Lachen, die Masse war zu groß, zu Ehrfurcht gebietend, es war wie eine Kirche, wie eine Gemeinde. Ich habe mit Vielen gesprochen, mit Victor Hugo und Andern... Sie sprachen mir von Göthe und Schiller und von Schiller und Göthe ohne Ende. Sie meinten wohl, ich hätte Vergnügen daran. Einer fragte mich nach Klopstock, Kleist, Ramler, die ich alle nicht kenne. Jetzt setzte sich die romantische Gemeinde an den Wänden herum, und Herr *** stellte sich vor das Kamin, den Rücken gegen Feuer gelehnt und fing zu lesen an. Mir war doch ein bischen Angst vor der Zukunft und was ich in den nächsten drei Stunden würde mit anhören müs-

sen. Aber es ging alles gut. Die Uebersetzung war ganz vortrefflich, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Es war freilich immer nur durchgeschlagener Shakespeare, es blieb aber noch genug zu leisten übrig. Auch las er meisterhaft vor und — applaudirt und Bravo! wie auf dem Theater. Und da kam ein Zufall dazu, der die Sache noch theatralischer machte. In der Scene, wo sich Makbeth an den Tisch setzen will, und vor dem Geiste des ermordeten Königs, der seinen Stuhl eingenommen, zurückschaudert, fing der Kamin zu rauchen an, und bildete eine Wolke, die recht gut einen Geist vorstellen konnte. Mir, der am Kamine neben dem stehenden Dichter saß, gingen die Augen über, aber der begeisterte Vorleser merkte nichts eher, als bis sein grauer Staar reif geworden war und er gar nichts mehr sehen konnte. Da mußte er sich unterbrechen und die Thüre öffnen lassen. Spaßhaft war es mir, recht deutlich zu merken, daß alle die Herren da, welche den Shakespeare nicht so auswendig wissen, als wir Deutschen, überrascht von den Schönheiten des Dramas in begeisterndes Lob ausbrachen, aber dieses Lob gar nicht dem Shakespeare, sondern dem Uebersetzer zuwandten. Dreißig Schriftsteller in einem Zimmer, das findet man in Deutschland selten.

— Mit den Lithographien von den französischen Revolutionsscenen, zu welchen ich gern den erklärenden Text geliefert, ist es anders, als ich mir gedacht. Es kömmt kein Text dazu; sondern die Zeichnungen werden zu den schon vorhandenen Freiheitsliedern, der Marseillaise, der Parisienne und andern gemacht. Wenn nur die Zeichnungen nicht von altdeutscher, süßlicher, wehmüthiger, romantischer Art werden, wie ich es von dem Zeichner, dessen frühere Arbeiten ich gesehen, fast erwarte. Die praktischste Sache von der Welt, die letzte Revolution, würde dann in lauter romantischen Rauch aufgehen, und die Deutschen, die sich ja daran begeisterten, würden lernen,

wie sie einst in jener Welt, im Himmel, den Satan mit seinem Volk niederpflastern und verjagen, aber nicht wie in dieser die Minister und Polizei. Das Freiheitsgedicht von Simrock, das Sie mir geschickt, ist auch in diesem unseligen romantischen Geiste. Gar nichts Muthentflammendes darin, nur Muthtödtendes. Ich mag mit diesem Heiligen nichts mehr zu thun haben. Es ist aber eine schöne Erfindung mit den Pflastersteinen; dem Gegengift der Pulvererfindung!

Paris, Mittwoch, den 8. Dezember 1830.

Gestern war ich bei Franconi. Da wurde ein neues Spektakel-Stück gegeben: L'empereur; alle seine Schlachten und Lebensbegebenheiten bis zu seinem Tode. Als ich diesen Morgen aufwachte, war ich verwundert, daß ich keine zwölf Kugeln im Leibe hatte, und überhaupt noch lebte. Aus so vielen blutigen Schlachten ist noch Keiner unverwundet gekommen. Denn es war kein Spiel, es war die Wirklichkeit. Ich saß hart an der Bühne in einer Loge, und da ich jetzt so sehr kriegerisch gestimmt bin, war ich ganz selig über das Kanonen- und Gewehrfeuer. Man kann wirklich die Täuschung nicht weiter treiben. Welche Scenerie! welche Decorationen! mehr Soldaten als das Frankfurter Militär beträgt; aber nicht übertrieben. Ich will Ihnen die wichtigsten Begebenheiten nennen, die man vorgestellt (nicht alle): wie Napoleon aus dem Hafen von Toulon nach Aegypten absegelt. In meiner Loge waren junge Leute, die Toulon kannten, die waren außer sich.

über die Aehnlichkeit. Die ganze Flotte, einige hundert Segel, siehet man vorbeifahren — die Schlacht bei den Pyramiden — die Höllenmaschine — die Krönung Napoleons — Scene aus Madrid — der Brand von Moskau — der Uebergang über die Berezina; das war am graulichsten und zum Weinen. Die Armee im jammervollsten Zustande ziehet über die Brücke. Nach und nach stopft sie sich. Gegenüber der Feind. Endlich stockt Alles. Da gehen die Uebrigen, Reiter, Fußvolk, Weiber, über die gefrorene Berezina. Das Eis bricht, die Weiber kreischen, die Brücke stürzt zusammen, Alles versinkt unter's Eis. — Abschied in Fontainebleau — Napoleon am Bord des Northumberland — Napoleons Tod auf Helena. Er stirbt im Bette. — Außer den Chören, dem Volke, waren 103 Hauptrollen, alle berühmte Leute aus jener Zeit und alle naturtreu dargestellt. Napoleon wie er lebte. Alle seine Manieren, alle seine Tics waren nachgeahmt. Und jetzt denken Sie sich dazu den Lärm der Zuschauer. Franconi's Theater ist das größte in Paris und der meiste Pöbel ist dort. Sieben Franken hat mich mein Platz gekostet. Erst ging ich hinein zu drei Franken, weil keine Loge mehr zu haben war. Die Gallerie war aber schon ganz voll und ich ging wieder fort. Vor dem Hause schrie ich laut: qui est-ce qui achète un billet de balcon? Ich ward von einem ganzen Trupp Billethändler umringt. Da kam einer und bot mir einen Logen-Platz an für mein Balkon-Billet und ich mußte noch 4 Fr. darauf legen. Ich ging wieder zurück, zankte mich zur Uebung im Französischen mit einem Dutzend Menschen, die mir keinen Platz machen wollten, setzte es mit Unverschämtheit durch und saß und sah sehr gut. Aber wie höflich sind jetzt die Gensdarmen! früher wäre ich wegen meines Lärmens gewiß arretirt worden. Dies machen die Pflastersteine.

Paris, Samstag den 11. Dezember 1830.

Wissen Sie schon, daß Benjamin Constant gestorben ist? Morgen wird er begraben. Kränklich war er schon seit mehren Jahren. Der Kampf für die Freiheit hielt ihn aufrecht, dem Siege unterlag er. Der Gram getäuschter Hoffnung hat sein Leben verkürzt; die Revolution hat ihm nicht Wort gehalten; die neue Regierung vernachlässigte Den, der so viel gethan, die alte zu stürzen. Benjamin Constant hatte unter allen Liberalen die reinste Gesinnung, und er war der gediegenste Redner. Es gab Andere, die glänzender sprachen, aber es war doch nur Alles vergoldetes Kupfer. Er hatte Recht, durch und durch. Er hatte einen deutschen Kopf und ein französisches Herz.

Gestern sind die Minister nach dem Luxembourg gebracht worden. Sie sollen sehr niedergeschlagen aussehen und Polignac sehr mager geworden seyn. Mittwoch gehet der Prozeß an und bis Weihnachten wird er geendigt seyn. Ich durfte nicht daran denken, mir ein Billet für die Pairskammer zu verschaffen, es war nicht durchzusetzen. Der Plätze sind zu wenige. Vierzig Journalisten, die Diplomaten und andere solche Privilegirten müssen untergebracht werden. Wie wäre wohl einem deutschen Minister zu Muthe, wenn er in einem Saale mit vierzig Zeitungsschreibern sitzen müßte. Er wäre lieber unter Menschenfressern. Es dürfen keine Frauenzimmer in die Pairskammer, man fürchtet, sie möchten den Mund nicht halten können. Große Ehre für das Geschlecht! — Von Polen wußte ich schon seit gestern. Das gehet gut. Es ist mir aber doch nicht ganz recht; es wäre besser, die Polen hätten noch gewartet mit ihrer Empörung. Ich wünsche Krieg und ich fürchte, durch

die polnische Revolution wird der Krieg mit Frankreich verhindert. Jetzt ist nicht allein Rußland beschäftigt und abgehalten, an Frankreich zu denken, sondern auch Oesterreich und Preußen, die auch Theile von Polen besitzen und fürchten müssen, daß sie sich ebenfalls insurgiren. Uebrigens ist mir bange, die Polen möchten ihre Sache nicht so leicht durchsetzen als die Belgier. Die Russen sind zu mächtig. Es wird dort ein erschreckliches Gemetzel geben. Sie werden aber sehen, daß nach und nach alle Staaten sich frei machen werden, nur Deutschland wird in seinem miserablen Zustande bleiben. So lange der Bundestag besteht, ist keine Hoffnung zum Bessern. Die kleinen Staaten gingen vielleicht vorwärts; aber Oesterreich und Preußen dulden es nicht. Hat sich bei uns denn eine Stimme aus den höhern Klassen für die Freiheit erhoben? Man überläßt Alles dem Pöbel. Ob sie in Braunschweig einen Wilhelm oder einen Carl zum Fürsten haben, das ist Alles eins.

Von der Schweiz schrieb ich Ihnen schon. Wenn dort die Censur aufgehoben wird, kann die Censur in Deutschland nicht viel mehr schaden. Dann könnte man wohl eine vernünftige Zeitung schreiben. Ich denke viel daran. Neulich im Palais-Royal reichte ein Arbeitsmann dem Könige die Hand, der sie ihm freundschaftlich drückte. Der entzückte Maurer sagte: quel brave homme! je jure de ne jamais la laver! Wenn mir einmal ein König die Hand drückte, im Feuer wollte ich sie reinigen, das kann gefährlich werden, wenn der Druck in das Blut übergeht.

Neulich war eine Auktion von den Meublen, Kleidungsstücken und andern Hinterlassenschaften der Herzogin von Berry. Das hätte ich nicht versäumen sollen. Die treuen Royalisten waren alle da, und kauften Reliquien zu ungeheuren Preisen. Für ein Paar Handschuhe, welche die Berry getragen, wurden sechzig Franken bezahlt. Gleich interessant waren auch die

Versteigerungen der Sachen des Königs: der Krönungswagen unter andern; 7000 Flaschen Wein des königlichen Privatkellers, Weine enthaltend, welche seit fünfzig Jahren von allen Fürsten der Welt an Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII., Charles X. geschenkt worden. Die Geschichte dieser Weine soll merkwürdig gewesen seyn. Alle solche humoristische Stoffe für eine geschickte Feder werden aber von den hiesigen Blättern selten und ungeschickt benutzt. Es fehlt diesen Herren an deutscher Philosophie und Tiefe der Empfindung. Es ist wahr, der Figaro zum Beispiel hat angenehmen Witz und ist schön façonnirt: liest man ihn aber einige Zeit, so siehet man, daß Alles nur plattirt ist; man braucht nur zu reiben und das Gold gehet ab. Nichts gediegen, nichts durchgehend. Eins der besten Journale ist die Revue de Paris. — Von Lafayette stand vor einigen Tagen in der Zeitung, er wäre krank; seitdem ist aber keine Rede mehr davon. Wenn der jetzt während des Prozesses der Minister krank würde, oder stürbe, ich glaube die Regierung wäre im Stande und hielte das geheim. Er ist der Einzige, der im Falle eines Aufruhrs das Volk im Zaum halten könnte. Ich glaube, daß es ruhig bleiben wird, aber die Regierung hat große Furcht und trifft alle möglichen Vorsichtsmaßregeln. Ganze Regimenter Nationalgardisten thun den Dienst, kein Nationalgardist, auch wenn er nicht die Wache hat, darf seine Uniform während des Prozesses ablegen; man wird also in den nächsten vierzehn Tagen nichts als Soldaten sehen, und Paris wird einem Lager gleichen. Sie glauben nicht, wie komisch das aussieht, wenn in den Läden die Krämer in Uniform Zucker wiegen, Stiefel anmessen. Ich habe oft darüber lachen müssen. — Ich bin begierig — welche neue Revolutionen zwischen diesem und meinem nächsten Briefe vorfallen werden. — Auf dem Bastillenplatz wird ein neues Theater gebaut. Adieu bis zur nächsten Revolution.

Paris, Dienstag den 14. Dezember 1830.

Die Polen! . . Das Theater Français hier könnte Gott verklagen, daß er auf seinem Welt-Theater Stücke aufführen läßt, wozu es allein privilegirt ist — hohe Tragödien. Ich begreife nicht, warum die Leute noch in's Theater gehen. Mir ist die Zeitung wie Shakespeare, wie Corneille. Das Schicksal spricht in Versen und thut pathetisch wie ein Schauspieler. Die Nacht der Rache in Warschau muß fürchterlich gewesen seyn! Und doch, als die Geschichten in Brüssel und Antwerpen vorfielen, glaubten wir, alle Schrecken wären erschöpft. Ja der Tag des Herrn ist gekommen und er hält ein fürchterliches Gericht. In den hiesigen Blättern stand, es wäre ausgebrochen in der Militairschule, als man zwei jungen Leuten die Knute geben wollte. Hier war es auch so; auch hier haben die Zöglinge der polytechnischen Schule alles angefangen und das Meiste geendigt. Das gefällt mir, daß jetzt die Jugend dem Alter die Ruthe gibt. Wie wird es aber den armen Polen ergehen? Werden sie es durchfechten? Ich zweifle; aber gleichviel. Verloren wird ihr Blut nicht seyn. Und unsere armen Teufel von Deutschen! Sie sind die Lampenputzer im Welt-Theater, sie sind weder Schauspieler noch Zuschauer, sie putzen die Lichter und stinken sehr nach Oel.

Wie können Sie mir nur jetzt mit den Juden kommen und verlangen, daß ich für sie schreibe? Sie sollen Lärm machen, sie sollen schreien. Mit guten Worten richtet man nichts aus, aber mit Drohungen viel. Die Regierungen sind jetzt so schreckhaft, daß man Alles von ihnen erlangen kann, wenn man nur selbst nicht zaghaft ist.

In Warschau haben die Weiber und Kinder auch mitgefochten. Constantin soll am Kopfe verwundet seyn; aber das

sind alle Fürsten. — Die Preußische Staatszeitung lese ich, wie auch die meisten deutschen Blätter. Gestern habe ich sogar das Frankfurter Journal und die Didascalia aufgefunden. Ich habe sie mit Küssen bedeckt. — Die Cholera Morbus ist eine prächtige Erfindung. Das ist Etwas, was auch die Deutschen in Bewegung setzen könnte. Möchte es nur bei uns friedlich abgehen; denn eine Revolution der Deutschen wäre selbst mir ein Schrecken. Diese Menschen wissen noch gar nicht, was sie wollen, und das ist das Gefährlichste. Sie wären im Stande und metzelten sich um einen Punkt über das J. Vielleicht gehet es besser, als ich erwarte; vielleicht wenn der Sturm heftiger wird, werfen sie freiwillig von ihren schweren Dummheiten über Bord. An unsern Fürsten liegt es nicht allein; die Aristokratie, die Beamten.

Gestern las ich in einer deutschen Zeitung: in Selters hätte das Landvolk auch eine kleine Revolution haben wollen und Unruhen angestiftet, und man hätte sogleich Truppen hingeschickt. Ich erwarte nun, daß der Bundestag den Selterswasserbrunnen, die wahrscheinliche Quelle der Nassauer Revolution, verschütten lassen wird. Das käme mir gar nicht lächerlicher vor, als die bisherige Hülfe, die man gegen Revolutionen anwendet. Soldaten, Gewalt, Aderlassen, das sind ihre einzigen Heilmittel. Es einmal auf eine andere Art zu versuchen, fällt ihnen nicht bei. Im Badischen scheint man nachgeben zu wollen. Die Revolution in der angrenzenden Schweiz hat wohl die Regierung ängstlich gemacht. Die Stände kommen nächstens in Karlsruhe zusammen und da hat man sich geeilt, ein liberales Ministerium zu bilden. Herr von Berstett, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Metternichs guter Freund, ist abgesetzt, und noch ein anderer Minister. Ich möchte jetzt in Karlsruhe seyn. Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden soll; gewiß gibt es keinen Minister in Europa, der so beschäftigt ist, wie ich, und gar kein Weg,

etwas zu thun. Gäbe es nur ein Mittel für den Geist, wie das Aderlassen eines ist für den Leib, ich würde es gern gebrauchen. Ich bin so vollselig, daß mir das Herz pocht. Doch ist das ein angenehmes Gefühl. Und warum ich so froh bewegt bin? Von meiner Gesinnung brauche ich Ihnen nicht zu sprechen, die kennen sie. Daß ich mich freue über den Sieg der guten Sache, mich freue, daß der Mensch seinen Prozeß gewonnen gegen die Hölle, das wissen Sie. Aber das ist es nicht allein, es ist auch die Schadenfreude zu sehen, wie das armselige Dutzend Menschen in Europa, das klüger zu seyn glaubt, als die ganze Welt, mächtiger als Gott, gefährlicher als der Teufel — wie es zu Schanden wird, und von uns, die sie wie Hunde behandelt, in die Waden gebissen und aus Haus und Hof gejagt werden. Das elende Volk!

Gestern las ich die neueste Didascalia, und als ich darin immer noch die „Scenen aus den Kreuzzügen" fand, mußte ich laut auflachen, und ein grämlicher Engländer sah mich mit Erstaunen an, als wolle er mich fragen, wie kann man lachen? Hätte ich ihm mein Vergnügen so recht klar machen können, es hätte ihm gewiß seinen Spleen vertrieben. — Der Senator * * * hatte doch so unrecht nicht, als er vorigen Sommer sagte, er wolle lieber Schweinhirt seyn, als französischer Minister. Heute hat er gewiß Recht. Heute beginnt der Prozeß der Minister. Welch' ein Gefühl muß das für einen alten Edelmann, wie Polignac, seyn, vor allen Diplomaten Europens, mit denen er früher unter einer Decke gespielt, vor vierzig Lumpenkerls von Zeitungsschreibern auf dem Armensünderstuhl zu sitzen und Rede und Antwort zu geben. Die spätere Strafe ist nichts gegen dieses Verhör. Man hat bei der Untersuchung den Polignac am schuldigsten gefunden. Die Andern waren verführt. Am 25. Dezember wird das Urtheil gesprochen werden. Eine schöne Weihnachtsbescherung! Viele

glauben, Polignac allein werde zum Tode verurtheilt, aber der Gnade des Königs empfohlen werden. Wie wird man sich heute Abend um den Messager reißen, der um acht Uhr erscheint und die heutige Sitzung enthalten wird.

Vergangenen Sonntag war Benjamin Constants Leichenbegängniß, dessen ausführliche Beschreibung Sie wohl im Constitutionnel gelesen haben werden. Ich setzte mich auf den Boulevards in eine Kutsche und sah Alles bequem mit an. Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. Was mir an Franzosen auffiel und gefiel, war, daß in der ganzen Feierlichkeit durchaus nichts Theatralisches war, sondern Alles sah ernst, gesetzt und kleinbürgerlich aus. Die Masse gab den Pomp. So wurde noch kein König begraben. Ich sprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeau's Leichenbegängniß mit angesehen; der sagte: so feierlich sey jenes nicht gewesen. Constant hat vom König Philipp bei seiner Thronbesteigung 150,000 Fr. zum Geschenke erhalten, und seine Wittwe wird eine Pension bekommen. Madame Constant hat drei Männer gehabt. Den ersten verlor sie durch den Tod, von dem zweiten ließ sie sich scheiden, der dritte war Constant. Der zweite lebte in Paris und war Mitglied der Deputirtenkammer. Nun geschah es einmal, daß er zugleich mit seinem ehelichen Nachfolger, Benjamin Constant, in der Kammer das Wort forderte, beide zugleich auf die Tribune sprangen, und ehe es zu verhindern war, Nase gegen Nase da standen, worüber das ganze Haus in lautes Lachen ausbrach. Der Gram, von der Akademie Français nicht als Mitglied aufgenommen worden zu seyn, und daß die Regierung ihn nicht nach Verdienst behandelte, soll sein Ende beschleunigt haben. Die letzten Worte vor seinem Tode verriethen seine Gemüthsstimmung. Er sagte: après une popularité de douze ans justement acquise — oui justement acquise — und mit dem Worte acquise hauchte er seine Seele aus. —

Die Geschichte mit Polen macht die Leute hier wie betrunken. Es war immer eine große Freundschaft zwischen beiden Nationen. Ein Pole in Uniform mit einem langen Säbel hat eine Rede bei Benjamin Constants Grabe gehalten. Ich bin sehr begierig auf die nächste Revolution. Wo wird es zuerst losbrechen?

Es wird Sie nicht überraschen, daß ich Ihnen Victor Hugo's Gedichte schicke, welche Sie gewünscht haben. Sie haben zwar nur von einem Bande Gedichte gesprochen, und ich schicke Ihnen drei Bände, aber dafür kann ich nichts. Es ist nicht meine Schuld, daß Hugo drei Bände Gedichte geschrieben. Wer kann einem Dichter Einhalt thun? Lieber in ein Mühlenrad greifen. Das kostbarste aller Weihnachtsgeschenke, so kostbar, daß es kein König bezahlen kann; kostbarer als Alles, was alle Frauen der Welt erhalten, seitdem Christus geboren, wird diese Weihnachten eine Pariserin bekommen: Frau von Polignac — das Leben ihres Mannes. Gerade am 25. Abends, wenn die Lichter angezündet werden zum Bescheren, wird das Urtheil gesprochen werden, und Polignac, hofft man, würde das Leben behalten. Behüte einen Gott vor solchen angenehmen Ueberraschungen.

Paris, Samstag den 18. September 1830.

.... An der preußischen Constitution will ich wohl glauben, sie wissen dort vor Angst nicht mehr, was sie thun. Es wird ein Spaß seyn, ihre Gesichter zu sehen, wenn sie in den sauren Apfel beißen. Aber was wird das auch für eine allerliebste Constitution werden! Frankreich hat großes Glück. Wer wird es wagen, jetzt anzugreifen? Vielleicht in der Verzweiflung thun sie es doch. Ich möchte jetzt einmal in Frankfurt bei *** seyn, wo ich dieses alles schon vor zehn Jahren vorausgesagt habe, und wo man mich ausgelacht. Und doch ist das alles noch nichts gegen das, was kommen wird. Näher darf ich mich darüber nicht erklären; aber Sie werden sich wundern. Ein Sperling wird zwei Tiger verzehren und gebratene Fische werden verschiedene Arien singen. Und ein Dintenfaß wird austreten und wird eine ganze Stadt überschwemmen. Und .... aber, um des Himmels willen, nicht geplaudert!

Ich mache Sie aufmerksam, im Constitutionnel den Gesetzvorschlag über die Civilliste zu lesen; besonders die Einleitung, wo von der göttlichen Bedeutung eines Königs so süß-romantisch gesprochen wird, daß man meinen sollte, es wäre in Deutschland geschrieben. Ich habe mich erschrecklich darüber geärgert. Man will achtzehn Millionen für den König. Das ist zwar nur die Hälfte von dem, was der vorige König bekommen, aber es ist immer noch die Hälfte zu viel. Es ist eine Krankheit, König seyn, und man muß daher die Könige Diät halten lassen. Zehn Millionen sind genug. Auch hat das allgemeines Mißfallen erregt, und es heißt heute, das Gesetz soll zurückgenommen werden, und man wolle der Kammer frei stellen, wie viel

sie dem Könige geben wollen. — Ich tröste mich wegen des Tabaks. Die ganze Welt dampft jetzt, das ersetzt mir die Pfeife. —

Dienstag, den 21. Dezember.

Gestern war wieder ein unglückschwangerer Tag für Paris, Frankreich, die Welt, und heute, morgen kann das Gewitter losbrechen. Die Regierung hat schon seit acht Tagen eine Verschwörung entdeckt und viele Menschen sind arretirt worden. Man fordert das Leben der Minister, deren Prozeß sich wahrscheinlich morgen entscheidet. Gestern versammelten sich einige tausend Menschen vor der Pairskammer mit drohenden Außerungen, und heute fürchtet man größern Aufruhr. Ich bin doch ein rechter Unglücksvogel! Ich mußte mir gestern einen Zahn herausnehmen lassen, und kann noch heute wegen meines dicken Gesichts nicht ausgehen. Ganz Paris kann heute in Flammen stehen, und ich werde nichts erfahren, bis heute Abend die Zeitung kommt. Sie freuen sich vielleicht darüber und wünschen mir meine Zahnschmerzen von ganzem Herzen. Ich ärgere mich und dazu habe ich noch 20 Fr. für das Zahnherausziehen bezahlen müssen. Was man hier geprellt wird! Wie die Blutsauger hängen sich die Pariser an den Fremden und ziehen ihm das Geld aus. Ich hoffe, daß die Regierung Kraft genug haben wird, die Unruhen zu dämpfen, es bleibt aber immer eine bedenkliche Sache. Man kann auf die Nationalgarde nicht fest zählen; ein großer Theil derselben ist rachedurstig gegen die Minister, und würde einem Volksaufstande

keinen ernstlichen Widerstand leisten. Dazu gesellen sich noch 1) überspannte Köpfe, die eine Republik haben wollen. 2) Mäßigere, die mit dem Gange der Regierung nicht zufrieden sind, und eine liberalere Kammer und ein liberaleres Ministerium wünschen. 3) Die Anhänger Karls X. 4) Endlich die Emigrirten aus allen Ländern, Italiener, Spanier, Polen, Belgier, die Frankreich in einen Krieg verwickeln wollen, damit es in ihrem eignen Lande auch endlich einmal zur Entscheidung komme. Diese Letztern sollen besonders großen Theil an der Aufhetzung haben. Heute wird die Pairskammer von drei und dreißig tausend Mann Nationalgarden und Linientruppen beschützt seyn. Wenn es nur zu keiner neuen Revolution kommt, mir thäte das bitter leid; denn es könnte Alles wieder darüber zu Grunde gehen. Sie werden die Vertheidigungsrede der Minister wohl im Constitutionnel lesen. Am besten, nach meiner Ansicht, hat Peyronnet gesprochen, der doch gewiß der Schuldigste ist. Aber er ist ein Mann von festem Willen, und darum hat er auch am meisten gerührt; er hat geweint und weinen gemacht. Polignac zeigt sich als ein solcher Schwachkopf und seelenloser Höfling, daß man ihn bemitleiden muß. Er verdient es gar nicht, geköpft zu werden. Der Advokat und Vertheidiger des Guernon Ranville, Namens Cremieux, der gestern gesprochen, ist aus Gemüthsbewegung in Ohnmacht gefallen und mußte weggebracht werden. In welcher schrecklichen Lage sind doch die vier unglücklichen Minister! Und ihre armen Weiber und Kinder! Gewöhnliche Verbrecher dürfen doch hoffen, die Richter würden ihnen das Leben schenken; aber die Minister müssen vor ihrer Freisprechung zittern, weil sie dann schrecklicher als durch das Schwert des Henkers, durch die Hände des Volks, ihr Leben verlören. Am meisten dauert mich der Guernon Ranville. Dieser ist der Schuldloseste von Allen, er hat an den Ordonnanzen den wenigsten Theil ge-

nommen, er war nur schwach und ließ sich verführen. Und dieser ist krank und hat eine Krankheit, die ich kenne, die ich vor zwei Jahren in Wiesbaden hatte, kann ohne Schmerzen kein Glied bewegen, und so, bleich, leidend, fast ohne Kraft der Aufmerksamkeit, muß er täglich sieben Stunden lang in der Pairskammer schmachten, und zuhören, wie man sich um sein Leben zankt! Dagegen war doch mein Rheumatismus, von Ihnen gepflegt, gewiß eine Seligkeit. Und doch stähle ich mich wieder und mache mir meine Weichherzigkeit zum Vorwurfe, wenn ich mich frage; aber jene Könige und ihre Henkersknechte, wenn wir aus dem Volke ihnen in die Hände fallen, haben sie Mitleiden mit uns? Diese Minister, die dem Volke zur Rede stehen, werden doch wenigstens öffentlich gerichtet. Sie sehen sich von ihren Freunden umringt, sie lernen ihre Feinde, ihre Ankläger kennen, sie dürfen sich vertheidigen und das Gesetz verurtheilt sie, nicht die Rache. Und wenn sie auch als Opfer der Volkswuth fallen, weiß man doch, daß sie unschuldig gemordet. Wer aber in Mailand, Wien, Madrid, Neapel, Petersburg wegen eines politischen Vergehens gerichtet wird, der gehet aus der Dämmerung des Kerkers in die Nacht des Grabes über, und ob schuldig oder unschuldig, das weiß nur Gott.

Samstag, den 25. Dezember.

Als ich gestern über die Rue de la paix ging, begegnete ich einem Trupp Nationalgarden, Trommel voraus, die auf einer Bahre die lorbeerbekränzte Büste des Königs trugen, ich weiß nicht wohin, wahrscheinlich in eine Wachtstube. Lustig Volk die Franzosen; den ganzen Tag Komödie. — Jetzt macht die Schuljugend der Regierung wieder viel zu schaffen, und ich habe meine herzliche Schadenfreude daran. Die Schulen haben in dem Aufstande dieser Tage zur Herstellung der Ruhe sehr viel beigetragen. Nun hat vorgestern die Kammer den Schulen feierlichsten Dank votirt. Diese aber haben gestern Abend in einer Zeitung Proklamationen drucken lassen, worin sie höhnisch der Kammer sagen: Euren Dank begehren wir nicht, gebt uns die Freiheit, die ihr uns versprochen, „la liberté qu'on nous marchande maintenant et que nous avons payé comptant au mois de Juillet." O wie Recht haben sie! Ihr in Deutschland braucht gar nicht so stolz zu seyn, wir haben hier so dumme Leute als dort auch. Hier sagen sie auch, die Franzosen sind noch nicht reif zu mehr Freiheit als sie jetzt besitzen, das müsse der Zukunft überlassen bleiben. Und so bleiben sie nun stehen; bis die Zukunft im Gallopp herkommt und sie umwirft, statt wenn sie der Zukunft entgegen gegangen wären, alles friedlich wäre geordnet worden. Ganz gewiß, Frankreich wird früher oder später noch eine Revolution erleiden. Es ist der Fluch der Menschen, daß sie nie freiwillig vernünftig werden, man muß sie mit der Peitsche dazu treiben. Es ist zum Verzweifeln, daß Lafayette, der Einzige, der es aufrichtig mit der Freiheit meint, einen so schwachen Charakter hat. Er, wenn er wollte, könnte

Alles durchsetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Commando der Nationalgarde aufgeben und sich zurückziehen, wenn man den Franzosen nicht gäbe, was man ihnen versprochen, und der König, die Minister und die Kammer müßten nachgeben.

Der König von Bayern glaubt wahrscheinlich, weil er so viel gereimt hat in seinem Leben, dürfte er sich auch Ungereimtes erlauben. Der Liesching, den ich viel kenne, ist der fünfte Schriftsteller, der seit Kurzem auf so schnöde Weise von München verjagt worden. „Vor der Hand als unpassend ausgewiesen," ist sehr schön gesagt. Der deutschen Despotie werden vor Alterschwäche die Glieder steif. Dieses Betragen der bayerischen Regierung ist so ganz über die Maßen dumm, so ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es steckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß sie nämlich unter dem Scheine des Einverständnisses mit der jetzt völlig toll gewordenen Bundesversammlung ihre eigenen Pläne verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es gibt nichts Genialischeres als der Blödsinn einer deutschen Regierung, er ist gar nicht zu berechnen.

Was mir an der polnischen Revolution am besten gefällt, ist, daß man in Warschau den Chef der geheimen Polizei gehenkt hat und daß man die Liste aller Polizei-Spione drucken läßt. Das wird, hoffe ich, den Spionen anderer Länder zur Warnung dienen. Diese geheime Polizei gibt einer despotischen Regierung weit mehr Sicherheit, als es ihre Soldaten thun, und ohne sie wäre die Freiheit schon in manchem andern Lande festgestellt. Die geheime Polizei hat in Warschau täglich 6000 Gulden gekostet. Diese Notizen und andere Papiere, die sich auf die Polizei beziehen, hat man in Constantins Schlosse gefunden. Dreißig junge Leute von der Cadettenschule drangen in das Schloß. Die Hälfte davon ist geblieben. Drei Generale wurden im

Vorzimmer Constantins getödtet. Dieser rettete sich mit Mühe. Die Verschwornen begegneten Constantins Frau, vor der sie sich sehr artig verneigten und sagten, mit ihr hätten sie nichts zu schaffen, sie suchten nur ihren Mann. Ich fürchte aber, den armen Polen wird es schlecht gehen. Der Kaiser Nicolaus zieht ihnen mit Macht entgegen, und ich weiß nicht, wie sie widerstehen können. Doch verlasse ich mich auf Gott. — — — Gemüthsbewegung! nein. Das ist nicht wie früher, wo wir in einer schweren Kutsche saßen, und mit der guten Sache langsam fortrollten, gestoßen wurden, langsam den Berg hinaufschleichen mußten, auch manchmal umgeworfen wurden — jetzt trägt uns ein großes Schiff schlafend über das Meer, und der Wind treibt schnell. Kein Staub, kein Rütteln, keine Müdigkeit. Stürme können kommen, Klippen; aber das macht mich erst recht munter. Die kleinen Zänkereien, das weibische Keifen des Schicksals, nur das konnte mir Gemüthsbewegung geben. Die Tyrannei kann uns noch einmal besiegen; aber dann wird es doch im offnen Kampfe geschehen, nachdem wir uns gewehrt haben. Uns wie Hunde prügeln und an die Kette legen, damit ist es aus. Nur nicht wehrlos fallen. Ich bin sehr ruhig, und schwimme vergnügt wie ein ungesalzener Häring im Weltmeer herum.

Paris, Dienstag, den 4. Januar 1831.

Saphir ist hier, und sein Anfang ist nicht schlecht. Schon haben einige Blätter von ihm gesprochen, als von Einem, den der Zorn seines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, so viel nöthig ist, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro stand ohngefähr Folgendes: Der König von Baiern, selbst Poet, habe aus poetischer Eifersucht den Saphir verjagt. Der Vorwand seiner Verbannung wäre gewesen, weil er gegen das Theater geschrieben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübsches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten sich entzweit pour une bavaroise (das bekannte Kaffeehaus-Getränk). Der König von Baiern wird genannt: „sa majesté brutale.“ Als ich das las, habe ich treuer deutscher Unterthan aller Fürsten ohne Unterschied mich gekreuzigt. Aber der König von Baiern beträgt sich doch gar zu wunderlich. Das ist ein Gelehrter, der bringt seine Verirrungen in ein System und da ist keine Hülfe mehr.... Es ist gar keine Möglichkeit, die deutschen Regierungen zu parodiren. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Cautionen beibehalten, geschrieben: es wäre recht spaßhaft, wenn sie in Deutschland das mit den Cautionen nachahmten. Censur und Caution! Das sollte ein Witz von mir seyn, im Ernste hielt ich das für nicht möglich. Aber es ist eingetroffen. In einem hiesigen Blatte las ich heute aus Baiern, daß man von einem gewissen Coromans, der eine Zeitung herausgeben will, Caution verlangt habe. Das ist gerade, als wolle man von einem, den man in den Kerker wirft und an Händen und Füßen kettet, noch eine Caution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proklamation des russischen Kaisers an die Polen gelesen. Sie ist im alten Style datirt und im alten Style geschrieben. Der spreizt sich! der will den Helden machen und den europäischen Fürsten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, aber dann noch schlimmer für die andern Fürsten. Sie werden es ihm nachahmen wollen, sie werden die Zügel loslassen, durch welche sie bis jetzt mit so großer Anstrengung ihre eigene Leidenschaft gebändigt, sie wird durchlaufen und sie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutschland zahnt! Das arme Kind! Nichts ist komischer als die Art, wie die deutschen Regierungen von solchen Unruhen Bericht erstatten. Sie stellen sich an, als wäre ihnen an solchen unbedeutenden Vorfällen nicht viel gelegen, und sind doch voll tödtlicher Angst. Sie machen Gesichter, wie Menschen, die Leibschmerzen haben und sich lustig stellen wollen. — — Die alte Genlis ist gestorben. Sie starb den schönen Tod auf dem Schlachtfelde — die Feder in der Hand. Sie hat viel gelebt und viel erlebt. Wenn die an das Himmelsthor kommt, welch merkwürdigen Paß kann sie vorzeigen, von allen Regierungen visirt, von allen Zeiten gestempelt! Sie kann sich nicht beklagen, sie hat ein empfängliches Herz gehabt und hat tausend Jahre gelebt.

Was glauben Sie wohl, das mich hier täglich am meisten daran erinnert, daß jetzt Frankreich mehr Freiheit hat als sonst? Der Telegraph. Unter der vorigen Regierung war ich zwei Jahre in Paris und ich kann mich keinen Tag erinnern, wo ich den Telegraphen aus dem Tuilerien-Garten nicht in Bewegung gesehen. Aber seit einem Vierteljahre, daß ich jetzt hier bin, habe ich, so oft ich auch in den Tuilerien war, den Telegraphen noch nicht einmal arbeiten gesehen. In Friedenszeiten hat der Telegraph nur gesetzwidrige Befehle zu überbringen.

Die Herrschaft der Gesetze bedarf keiner solchen Eile und duldet keine solche Kürze. Wie schön und frühlingswarm war es gestern in den Tuilerien! Dort habe ich Paris am liebsten. Die Wege sind so breit, und breite Wege sind zu eng für Philister; da fürchte ich keinem zu begegnen, schlenkere sorglos umher und sehe Jedem in's Gesicht. Es ist nicht möglich, in den Tuilerien kleinstädtisch zu bleiben. — Gestern bemerkte ich wieder eine artige Pariser Charlatanerie. Auf der Straße sah ich eine Art Diligence, angefüllt mit Knaben, und auf allen Seiten des Wagens stand mit großen Buchstaben geschrieben: Institut von Herrn N. zu Passy, Straße, Nr., und so wurden die fröhlichen Kinder als lebendige Musterkarten eines Instituts in Paris herumgefahren, andere Kinder und ihre Eltern anzulocken. Hier versteht man die Geschäfte.

Paris, Donnerstag, den 6. Januar 1831.

Suchen Sie sich Diderots Briefe zu verschaffen. Ich bin jetzt mit dem zweiten Theile fertig. Daß so breite Briefe zugleich so tief seyn könnten — ich hätte es nie gedacht. Sie nehmen kein Ende, und doch hört das Vergnügen, sie zu lesen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles ist darin, das Schlechte und Gute, Schöne und Häßliche, Gift und Balsam, Gestank und Wohlgeruch, Ekel und Erquickung des achtzehnten Jahrhunderts. Denn man muß jene Zeit als die Apotheke betrachten und die französischen Schriftsteller als die Apotheker, welche unser Jahrhundert geheilt haben. Sollten Sie wohl glauben,

daß ich Mensch, ein Vierziger, der alle sieben Farben durchgelebt hat, mehr als zwanzig Male dabei roth geworden bin? und ich war doch allein — aber allein mit Gott und der Natur! Ein Frauenzimmer darf das ohne Furcht lesen; kann sie das verstehen, kann sie nicht mehr erröthen. Welche Unsittlichkeit! Es ist wahr, die französische Sprache ist eine Art Flor, der den häßlichen Anblick blässer und milder macht; aber der Deutsche, der sich beim Lesen das übersetzt, ziehet den Flor weg, und schaudert zurück. Jene Menschen hätten doch wenigstens aus Dankbarkeit die Zucht mehr schonen sollen, da sie ihnen das Vergnügen verschafft, sie zu verspotten und mit Füßen zu treten. Und wo sie Recht haben, das ist am Schrecklichsten! Den schönen Aberglauben der Unschuld, der eine irdische Freude zur himmlischen macht, zerstören sie, und von der ganzen Ewigkeit bleibt nichts übrig, als eine Minute. Und so verfuhren sie mit der' Tugend und mit der Religion. Waren jene Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts darum sittenlos, entartet, schlecht, gottlos? Gewiß nicht. Sie führten Krieg. Die Heuchelei hatte sich mit der Sittsamkeit umhüllt; sie mußten diese zerreißen, um jene in ihrer häßlichen Nacktheit zu zeigen. Die Priesterschaft hatte sich hinter der Religion verschanzt; sie mußten über die Religion wegschreiten, um zu den Pfaffen zu gelangen. Der Despotismus führte das Schwert der Gesetze; sie mußten ihn entwaffnen, um ihn zu besiegen. Daher jene Zeit der Sittenlosigkeit, des Unglaubens, der Anarchie. Sie ist vorüber, Frankreich gesunder als je gewesen, und Doktor und Apotheker sind verschmäht, vergessen.

Samstag, den 8. Januar.

Heute ist es sehr kalt, ganz Winter. Wie geht es Euch? Aber was liegt daran! Gegen Frost hat man Kamine und warme Kleider; wenn nur das Herz nicht friert. Die deutschen Frostkünstler (so übersetze ich sehr sauber das französische Glacier) mögen nur diesmal ihren Eiskeller recht reichlich versehen, hoch hinauf bis an das Gewölbe; denn es wird ein heißer Sommer werden. Und wer weiß, ob es im nächsten Jahre wieder friert. Ich denke, die Bären sollen es in unserm Lande nicht lange mehr aushalten können. — Haben Sie Victor Hugo's Gedichte schon gelesen? Ich empfehle Ihnen auch seine Romane: Le dernier tour d'un condammé; Bug-Jargal; Han d'Islande. Alles herrlich, voll Sommergluth; aber man sehnt sich manchmal nach Schatten und Kühle, und die fehlen. Kaum gehet die Geschichte auf, so stehet sie schon im vollen Mittagsglanze da, gehet im vollen Mittagsglanze unter; die Augen thun einem weh und man verschmachtet vor Hitze. Hugo ist erst einige und zwanzig Jahre alt, aber das Alter kann ihn nicht ändern; denn die romantische Poesie (wie man das hier nennt) ist erst in ihrer Jugend, und das ganze Geschlecht wird darüber hingehen, bis sie besonnener wird und sich mäßigen lernt, und lernt Gründe annehmen. Ich habe den Hugo etwas weniges gesprochen, bin aber gar nicht begierig, ihn näher zu kennen; denn es ist nicht nöthig und nicht möglich. Dem geistreichsten französischen Schriftsteller liegt die ganze Seele vorn im Munde; sie hat kein geheimes Kabinet, keine Hinterthüre, wozu man blos nach genauerer Bekanntschaft dringt. Hugo ist mündlich nicht anders wie die Andern. Das ist nicht wie bei uns. Ein deutscher Dichter ist ein from-

mer, treuer Knecht der Poesie, und er trägt ihre Farbe. Aber ein französischer Dichter ist Herr der Poesie, sie trägt seine Livree und gehet hinter ihm, wo er öffentlich erscheint.

Sie fragen, ob Frankreich den Polen beistehen wird? wahrscheinlich geschieht es. Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es diese Gelegenheit, Rußland zu schwächen, die nicht zum zweiten Male wiederkehrt, ungebraucht vorüber gehen ließe. Würden die Polen besiegt, dann kehrte sich Rußland gegen Frankreich. England hat gleiches Interesse und ich hoffe, sie vereinigen sich, den Polen zu helfen. Sie können zwar Rußland nicht zu Lande, aber doch zur See angreifen, und können es beschäftigen, indem sie durch Geld und Intriguen Unruhen auch in den andern russischen Provinzen anzetteln. Es ist zwar gegründet, daß die polnische Revolution von dem Adel ausgegangen, ich glaube aber darum nicht, daß das Volk gleichgültig dabei geblieben. Die Armee, die den größten Enthusiasmus zeigt, besteht ja aus Bauern, übrigens sind die Bürger in den Städten keine Leibeigne, und auf diese kömmt Alles an. Denn die Polen können sich in keine Gefechte auf dem offnen Lande einlassen, sie müssen sich in den Städten verschanzen und wehren; thun sie das nur standhaft, sind die Russen, wenn auch noch so mächtig, verloren. Ich hoffe das Beste; denn ich zähle auf die Weisheit Gottes und auf die Dummheit seiner sogenannten Stellvertreter. Hier geht es schlecht, man hat die Suppe kalt werden lassen, und dabei rufen die Väter des Volks demselben, wie einem Kinde, noch ganz ironisch zu: verbrenne dich nicht! das gute Volk hat sich mit Blut und Schweiß die Freiheit erworben, und die spitzbübische Kammer, die in Pantoffeln in ihrem Comptoir saß, sagte ihm: Ihr wißt mit dem Gelde doch nicht umzugehen, wir wollen es Euch verwalten. Und ich sehe nicht, wie die Sache besser werden kann, außer durch eine Art neuer Revolution.

Nach dem bis jetzt bestehenden Wahlgesetz wählen nur die Reichen, also die aristokratisch Gesinnten, und nur die Reichsten können Deputirten werden. Löst das Ministerium, welches liberaler ist, als die Kammer, diese auf, so werden die nämlichen Deputirten wieder gewählt. Um dieses zu verhindern, müßte das Wahlgesetz geändert, demokratischer gemacht werden. Allein die Kammer votirt die Gesetze und wird natürlich kein Wahlgesetz genehmigen, das ihnen die Macht aus den Händen zieht. Das Ministerium hat wirklich vor einigen Tagen ein demokratisches Wahlgesetz der Kammer vorgelegt, und diese wird es, wie man gar nicht zweifelt, verwerfen. Wo also der Ausweg? der König müßte durch Ordonnanz ein Wahlgesetz promulgiren. Das wäre aber Gewalt und die Franzosen sind zu gewitzigt, ihrem Fürsten eine solche zu erlauben, und wäre es auch für die Freiheit.

Man sagt heute mit ziemlicher Bestimmtheit, der zweite Sohn des Königs von Baiern sei zum Könige von Belgien erwählt worden. Ist dieses wahr, kann das nur eine Folge von Frankreichs Verwendung seyn, welches die belgischen Angelegenheiten nach Belieben leitet, und das würde dann beweisen, daß Baiern mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, und daß es im Falle eines Krieges gegen den deutschen Bund auftreten würde. Und dann Baden und Würtemberg auch. Es wäre recht komisch! Was würden Stein, Görres, Arndt und der alte Vater Rhein dazu sagen! Und zum Lohne für die Dienste, die jene Fürsten Frankreich leisten, wird dieses ihnen beistehen, ihre Unterthanen im Gehorsam zu unterhalten. Wir bezahlen immer die Zeche. Der Tugendbund hat viel ausgerichtet! Jeder Mensch hat das Recht, ein Dummkopf zu seyn, dagegen läßt sich nichts sagen; aber man muß selbst ein Recht mit Bescheidenheit benutzen. Die Deutschen mißbrauchen es. Die Mittel, welche die Franzosen

gebraucht, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutschen Regierungen benutzt werden, um die Despotie zu verstärken. Ich muß nur lachen über die Unwissenheit der hiesigen Zeitungsschreiber. Sie erzählen es im Triumph, in Deutschland, in Oesterreich sogar, würden Nationalgarden eingeführt, und sie meinen, das wäre ein Fortschritt der Freiheit; die Esel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt ist, das alte abgenutzte damit zu ersetzen. Die Deutschen! — nicht einzusehen, daß die Uniform eine Art Gefängniß ist, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzusehen, daß wenn man Schildwache steht, man am meisten selbst bewacht wird — den sogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt, die armen Leute, das heißt, die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgesogen, und die einen Geist haben, die Freiheit zu wünschen, und einen Leib, für sie zu kämpfen — sich wie ein todter Ofenschirm vor der Gluth des Volks zu stellen, damit die Großen hinter uns nicht schwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und sich noch weiß machen zu lassen, das geschähe für die Freiheit — sich so foppen zu lassen, ein solcher Tölpel zu seyn — es ist unglaublich!

Montag, den 10. Januar.

Kann man es besser haben als ich? die Tage wachsen schnell und mit ihnen meine Hoffnungen. Das Wetter ist sehr gelinde; schon sind die Wandervögel dem Norden zugezogen; bald endet der Winter, bald thauet der deutsche Bund auf, bald blühn alle Veilchen; über meinem Kopfe Saphirs Fußtritte, und eine deutsche Küche. Ja ich habe eine deutsche Köchin entdeckt, eine vortreffliche Augsburgerin, die eine Table d'Hote hält, wo man lauter vaterländische Gerichte und Gäste findet. Rindfleisch mit rothen Rüben und Kräutersauce, Kartoffeln, Sauerkraut mit Schweinefleisch, Reisauflauf und Kommis in Menge. Man wird doch satt und es kostet nicht viel. Was aber mein Glück stört, ist, wie man hier mit Bestimmtheit behauptet, daß Metternich das Ruder verliert. Darüber bin ich sehr verdrießlich, es ist ein Unglück. Metternich war eine reine Farbe, die, der feindlichen entgegengesetzt, es bald zu irgend einer Entscheidung gebracht hätte; wenn aber nach ihm die graue Neutralität regiert, wird Keiner wissen, wo seine Fahne ist, alle werden durch einander laufen und keiner das Ziel finden. Metternich war starr, eigensinnig und der Sturm hätte ihn bald gebrochen; sein Nachfolger wird auch nicht weichen, nur vielleicht sich etwas biegen, und Alles wird krumm bleiben. Es ist sehr schlimm. Gott erhalte nur meinen Metternich.

Der Enthusiasmus der Polen soll ganz unbeschreiblich seyn. In der heutigen Zeitung steht, die Vorsteherin eines Mädchen-Instituts in Warschau habe mit ihren Zöglingen von Morgen bis Abend an den Festungswerken gearbeitet. In dem Schrei-

ben eines Polen, worin die schändlichen Tyranneien der russisch-polnischen Regierung erzählt werden, heißt es unter Andern: man habe eigens einen Commissair nach Wien geschickt, um das System der österreichischen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte (Stock-deutsch, heißt es wörtlich), in allen seinen Theilen zu studiren, um es dumm in Polen einzuführen.

Paris, Donnerstag, den 31. Januar 1831.

Gestern Abend habe ich mich im Odeon recht satt gehört und gesehen; das ganze Gesicht ist mir noch roth und dick davon. Von halb sieben bis halb zwölf Uhr bei Tische, und zwanzig Schüsseln! Dreißig Jahre dauert die Geschichte, Napoleons Anfang und Ende ist darin; aber die größte aller seiner Thaten ist gewiß die: daß er mich sechs Stunden weniger zehn Minuten auf einer Stelle festgehalten, so daß ich nicht einmal in den Zwischenakten hinausging. In einem deutschen Theater habe ich nie drei Stunden aushalten können. Den Hunger zu stillen, war es zu viel, und den Appetit über den Hunger zu reizen, fehlte es an Würze. Ja das ist ein großer Unterschied! — — —

Eine starke halbe Stunde mußte ich das Schreiben unterbrechen und meine Wuth war grenzenlos. Da ich Napoleon gestern Abend hatte sterben sehen, und ich vergessen hatte, in welchem Jahre er gestorben, wollte ich das im Conversations-Lexikon nachsuchen. Ich schlug den Artikel Napoleon auf, da hieß es: suche Bonaparte. Ich suche Bonaparte auf, da

hieß es: suche Buonaparte. Ich suche Buonaparte auf und sehe nach dem Ende seines Lebens, da hieß es: suche Helena. Ich suche Helena auf, da hieß es: suche St. Helena. Ich suche Saint-Helena und St. Helena und kann beides nicht finden. Endlich entdeckte ich Sanct Helena. Da war aber von Napoleon gar nicht die Rede, sondern es hieß: suche Longwood. Ich suche Longwood, finde aber nichts über Napoleons Tod, und da entdecke ich endlich, daß mein Conversations-Lexikon nur bis 1819 geht. Da lebte Napoleon noch. Das sind die Leiden des menschlichen Lebens! wozu noch gehört: des Morgens harte Butter auf weiches Brod schmieren, mein täglicher Schmerz. Mein Zorn war aber schrecklich und erhaben. Ohnedieß bin ich seit einem Jahre voll Gift und Haß gegen das Conversations-Lexikon; denn der Verleger Brockhaus hat in der neuesten Auflage aus Krämerei Alles, was das Buch an Geschichten und Meinungen Freisinniges enthielt, auslöschen oder bedecken lassen; wahrscheinlich, damit es, so gesäubert, im Oesterreichischen erlaubt werde. Ist es nicht entsetzlich, daß es in Deutschland Gelehrte gibt, die Geist, Herz und Ehre bogenweise einem Buchhändler verkaufen; daß das nützlichste und ausgebreitetste Buch in Deutschland, welches so vieles Gutes gestiftet hat und noch ferner hätte bewirken können, die Farbe der Lüge angenommen und daß es von der schnöden Gewinnsucht eines Krämers abhängen soll, was er das Volk lehren oder ihm verschweigen will? ..... Jetzt zurück zum Odeon.

Napoleon tritt zum Erstenmale 1793 auf, da er in Toulon als Artillerie-Lieutenant diente. Da ist er noch ganz mager und trägt einen Zopf, das Haar ungepudert. In der vorausgehenden Ouvertüre wurde der Marseiller Marsch und Ça-ira gespielt, Melodieen, die mir seit meinen frühesten Kinderjahren im Herzen schlummerten. Es sind vielleicht vierzig Jahre, daß ich sie nicht gehört, und ich weinte Thränen des Entzückens.

Frei seyn, es ist nichts. Aber es werden, die Genesung, da ist das Glück. In Toulon waren auch Kommissaire des National-Convents, die damals bei allen Kriegen den Generalen als Aufpasser zur Seite standen. Merkwürdig diese Mord-Physiognomien, und wie die Kerls gekleidet waren; sie sahen ganz aus wie Räuberhauptleute. Dieser erste Akt war mir der schönste: was nachher folgte, war für Ohr, Auge und Geist, aber nichts mehr für das Herz. Der Kaiser, der Ruhm, goldgestickte Kleider, Bücklinge bis auf die Erde, und die uns wohlbekannten Märsche der kaiserlichen Garde, und der lange Hanswurst von Tambour-Major, den wir so oft gesehen. Aber gewiß, das ist die beste Art, Geschichte zu lernen, und vergangene Zeiten und Menschen und entfernte Länder uns so frisch und nahe vor die Augen zu bringen, als hätten wir sie gekannt, darin gelebt. Keine Erzählung, kein Gemälde, selbst kein Drama in seiner eigenthümlichen Bestimmung ersetzt das. Es ist Alles vereinigt. Jedes Schlachtfeld, jeder Palast, jede Stadt; Lager, Soldaten, Waffen und Kleidung, Alles wie es wirklich gewesen. Napoleon wie er aussah, wie er gekleidet war, wie er stand, saß, sprach, in den Tuilerien und in seinem Zelte, vor, in, nach der Schlacht; welche Gesichter er machte, wie er schnupfte, wie er bei guter Laune seinen Leuten das Ohr kneipte, seine Marschälle, Rustan, Alles. Mein Widerwille gegen Napoleon fing (auf dem Theater — denn im Leben erst zehn Jahre später) 1804 an. Da erscheint er als Kaiser in St. Cloud. Da kommen goldene Dintenfässer, schwervergoldete Lakaien. Er trug damals einen rothen Rock. Noch einmal liebte ich ihn; es war 1812. Er kommt in Moskau an, tritt in ein Zimmer im Kremlin. Ich wußte vorher, es war die Grenze seines Glückes. Einige Stunden später brach der Brand los. Fürchterlich auch im Spiele. Er ist allein im Zimmer, die Fenster werden roth vom Feuer und immer röther. Die Flamme kommt immer näher.

Einer nach dem Andern stürzt herein, ihn zur Flucht zu bewegen. Er will nichts hören von Rettung, wirft sich verzweiflungsvoll in einen Sessel, und dumpfbrütend senkt er den Kopf auf den Tisch wie zum Schlafen. Die Fenster werden geöffnet und man sieht Moskau brennen. Das übertrifft an naturwahrem Schrecken Alles, was ich bis jetzt gesehen. Beim Rückzuge stellt die Scene eine große leere Bauernhütte vor. Einzelne Soldaten, Marketenderinnen, halberfroren, schleichen wie Gespenster herein. Sie nähern sich der Flamme und fallen todt hin. Dann kommt Napoleon. Jetzt beginnt der Kanonendonner der Schlacht, die Hütte stürzt zusammen, wer noch Kraft hat, flüchtet, und jetzt sehen wir das Schlachtfeld an der Berezina. Es schneit, die Franzosen ziehen über die Brücke, neben ihr, über den gefrornen Strom, er bricht unter ihnen und verschlingt sie. Die Dekorationen übertreffen aber auch Alles, was sich die Phantasie erfinden kann. Eine der schönsten Scenen ist Napoleons Abfahrt von Elba, um nach Frankreich zurückzukehren. Er mit seinen Soldaten steht auf dem Verdecke eines Kriegsschiffes, und die Fahrt des Schiffes wird im höchsten Grade täuschend dadurch nachgeahmt, daß die Seegegend sich immer ändert, von Fels zu Fels fortschreitend bis in die offene See, so daß man glaubt, das feste Schiff bewege sich. Es ist ein Kind darüber zu werden vor Freude. Dann die Scene in den Tuilerien am Abend, da man Napoleon erwartet. Ludwig XVIII., dick, alt und lahm, watschelt durch ein Vorzimmer, sich zu flüchten, hinter ihm die Hofleute. Die gute Art der Franzosen und ihr Zartgefühl verleugnete sich bei dieser gefährlichen Probe nicht. Im Odeon sind die jungen Leute, die Schüler der polytechnischen Schule, Meister, da herrscht der Liberalismus unbeschränkt. Aber die Scene mit Ludwig XVIII. war unanständig, der Spott grausam, und im ganzen Hause wurde gepfiffen und gezischt, und nicht Einer hat applaudirt, und das Klatschen

hörte doch sonst den ganzen Abend nicht auf. Deß freute ich mich, und die komischen Scenen jenes Abends in den Tuilerien! Wie die heißesten Bourbonisten, als Napoleon kam, schnell die weiße Kokarde abnahmen und sie in die linke Westentasche steckten und aus der rechten eine dreifarbige zogen, die sie für jedes Ereigniß bereit hielten. Und wie ein Ultra-Dicker eine dreifarbige Fahne herbeibrachte, und die legitimsten Kehlen Vive l'Empereur! schrien. Es war schön und lehrreich.

Jetzt die Hauptsache. Eine Deputation der Pairskammer erscheint vor dem wiederaufgegangenen Napoleon. Der schnauzt sie grimmig an, denn sie waren es, die ihn verrathen. Wo sind die Deputirten? schreit er mit einer Löwenstimme. „La chambre des Députés s'est rendu indigne de la France“ . . . Götter! und wenn in diesem Augenblicke tausend Jupiter gedonnert hätten, es wäre nicht gehört worden vor dem Beifallklatschen des ganzen Hauses. Es war ein Sturm, es war als stürzte das Dach ein. Man hatte die Saite berührt, die jetzt durch das Herz jedes freiheitsliebenden Franzosen zieht; der Haß und die Verachtung gegen die jetzige Deputirtenkammer. In den ersten Reihen des Parterres saßen die Schüler der polytechnischen Schule. Wenn diesen nicht die Hände bluteten, müssen sie lederne Hände haben. Aber — ich habe genau Acht gegeben — nicht blos diese, nicht blos die Studenten waren es, die so offen und laut bei diesem Anlasse ihre Herzensneigung kund gethan; sondern auch alte bedächtige Männer, Alle klatschten, und ich war vielleicht der Einzige, der es nicht gethan. Ich sah frohlockend umher, denn das ist . . . . .

Freitag, den 14. Januar.

Mitten im Satze, der die vorige Seite endigt, wurde ich gestern unterbrochen und heute habe ich vergessen, was ich sagen wollte. Als ich sah, wie die edle Gesinnung der Jugend sich hier so frei und laut äußern durfte, und Keiner wagte, sich ihr zu widersetzen, fragte ich mich: träume ich denn, ist es Wahrheit? Liegt Frankreich in dem nämlichen Europa, in dem auch Deutschland liegt? Ein Fluß, über den jeder Hase schwimmt, kann er die Freiheit von der Tyrannei abhalten, oder Sklaven, herüber zu kommen? Unsere deutschen Polizei-Aerzte würden gewaltig zornig werden, wenn sie den Lärm gehört; sie würden sagen, die Regierung sollte nicht dulden, daß man im Theater so die Leidenschaften aufrege. Aber sie irren sich; das besänftigt gerade gereizte Leidenschaft. Ich habe das an mir selbst erfahren. Noch Morgens, da ich mein Journal las und mich wie gewöhnlich über die seelenlose Deputirtenkammer ärgerte, welche der französischen Jugend gern alles Blut auspumpen möchte, hatte ich den sehnlichsten Wunsch, den hochmüthigen deutschen Pedanten Royer Collard und den Goldfuchs Dupin dafür durchzuprügeln; als ich sie aber am Abend durchklatschen sah, war ich ganz zufrieden, und ich hätte ihnen nichts zu Leide gethan, wenn ich ihnen gleich darauf in einem Salon begegnet wäre. Ich wünschte mir auch unsern Senator aus Soden herbei, der lieber Schweinhirt seyn möchte, als französischer Minister. So einem deutschen Polizei-König muß in London und Paris zu Muthe seyn, wie einem Nordländer in Neapel. Die Freiheit hat wohl ihre rauhen Tage; da sie

aber selten sind, ist nicht gesorgt für Kamin und Pelz. Und jetzt spricht der Russe, wäre ich nur zu Hause, da ist es wärmer und besser und der Tölpel macht sich lustig über die schöne Natur im Süden! . . .

Nach dem Akte, der Napoleons Rückkehr von Elba spielt, fällt ein Vorhang, auf welchem die Stadt Paris in der Vogelperspektive gemalt ist, und hoch in der Luft schwebt ein Adler, im Schnabel einen Lorbeerzweig, in der Klaue die dreifarbige Fahne tragend, und Ruhm und Freiheit nach Frankreich zurückbringend; das ist von unglaublich schöner Wirkung. Manchmal waren die Zuschauer auch wie die Kinder. Als auf Helena Hudson Lowe auftrat, wurde er ausgezischt mit einer Bosheit, mit einer Erbitterung, als wäre er der wahre Lowe und nicht ein armer unschuldiger Schauspieler im rothen Rocke. Man sieht Napoleon sterben; Krämpfe, Phantasien, Röcheln, alles nach der medizinischen Natur. Diese widerliche und lächerliche Spital-Scene wird auf allen Theatern dargestellt. Es gibt nichts Sinnloseres. . . Nachdem der Kaiser in seiner letzten Minute gethan, was seine Brüder, die andern Kaiser und Könige, schon gleich bei ihrem Regierungsantritte thun — nämlich den Geist aufgeben, fällt ein Vorhang von schwarzem Flor, welches artig und schauerlich war. . . Das ganze Orchester erschien in der National-Garde-Uniform, auch befanden sich viele Offiziere darunter. Der Kapellmeister, der wohl Hauptmann oder Major seyn mochte, trug schwere silberne Epaulettes. Das sah wunderlich aus an seinem Platze und in seiner Beschäftigung.

Endlich war das Stück aus und ich satt. Es war ohnedieß die zweite Mahlzeit, die am nämlichen Tage mein Herz genommen. Ich sah vorher eine Reihe panorama-artiger Gemälde, die Schlachttage im Juli vorstellend. Die Gefechte auf den Boulevards, auf dem Greve-Platze, die Barrikaden, das Pflaster-Geschoß, die schwarzen Fahnen und die dreifarbigen,

die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen die gutmüthigen Französinnen, die sie laben und verbinden. Man bekommt von Allem eine klare Anschauung, es ist, als wäre man dabei gewesen, und es ist zum Todtweinen! Denn ich habe die Kämpfenden gemustert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt und die Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meisten Alten aber gehörten zum sogenannten, so gescholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich sah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. Die Männer in guten Röcken sitzen in der Pairs- und Deputirten-Kammer und halten sich die Nase zu vor den stinkenden Pöbel-Leichen und sagen: wir haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und sie ließen sich ein Patent darüber geben. Und die reichen Leute, die verfluchten Banquiers kamen und sagten: halb part! und haltet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten steigen. An diese muß die Rache auch noch kommen. In Basel sind sie jetzt eingesperrt die hochmüthigen Ellenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk soll gehorchen. Aber das Landvolk kennt seine Rechte und will sie geltend machen und belagert die Stadt. Das ist wie in Frankfurt, wo das Landvolk auch unmündig ist, und weder an der Regierung, noch an der Gesetzgebung Theil hat.

Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Gesandten nach Warschau gab er ein Zettelchen an die Polen mit, worauf er eigenhändig in französischer Sprache und mit Bleistift geschrieben: „Au peuple polonais; soumission ou la mort! Nicolas.” O, was ist Gott für ein Pflegmatikus! Aber ich bin selbst nicht besser. Diesen Morgen las ich etwas von der neuen hessischen Constitution. Und sehen sie es dem Briefe an? Ist er zerknittert? naß von den Thränen der Wuth? habe ich

Komma, Punktum vergessen? O blödes Vieh! nicht einem Ochsen würde man so etwas weiß machen! Ein Ochs ist dumm, aber er ist eigensinnig und hat Hörner. Schafe sind wir, arme, geschorne, zerfetzte Schafe.

Montag den 17. Jan.

Haben Sie es gelesen, daß die Stunde in Kassel gleich damit angefangen, den Churfürsten um seine allergnädigste Erlaubniß zu bitten, daß ihm sein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? Haben Sie es denn wirklich auch gelesen, und hat mir das nicht ein neckischer Geist auf einem Zeitungsblatte vorgegaukelt? Nein, daß sich die Freiheit in Deutschland so schnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht gethan. Wenn das so rasch fortgeht, werden wir in drei Wochen den Vereinigten Staaten nichts mehr zu beneiden haben. In Hannover haben sie sich auch erhoben. Das wird dem armen Lande wieder sechs Schimmel, einen schönen Wagen und eine Statue kosten. Hätten sie nicht gleich damit anfangen können, dem Herzog von Cambridge die Pferde auszuspannen und als Vize-Schimmel seinen Wagen zu ziehen? Was brauchen sie erst vorher eine Revolution zu machen? Ist aber ein treuer Gimpel der Deutsche! Man kann ohne Sorge den Käfig offen lassen, der Vogel fliegt nicht fort.

Dienstag den 18. Januar.

— Was ich von der hannövrischen Revolution erwarte, habe ich Ihnen schon oben geschrieben. Wenn freilich das englische Ministerium selbst die Sache angestiftet hat, so ändert das die Verhältnisse — aber auch nur etwas, aber nicht viel. Doch kann ich mich hierin irren. Von dem hannövrischen Volke selbst, wenn es sich allein, ohne geheime Anregung von London, erhoben, erwarte ich nicht viel. Hat doch die neue Regierung in Göttingen in ihrer Proklamation auf die Freiheit von Hessen angespielt! Diese Constitution schwebt ihren Wünschen als Ideal vor, und sie ist doch die unverschämteste Betrügerin, die man sich nur ersinnen kann. Es wäre ein Meisterstreich von Politik, wenn das englische Ministerium dem Königreiche Hannover eine wahre vollkommene Freiheit gäbe. Es würde dadurch diesen kleinen Staat zum mächtigsten in ganz Deutschland erheben.

Paris, Donnerstag den 20. Januar.

Gestern las ich zu meinem Erstaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftsteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Professur der Geschichte auf einer preußischen Universität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erste erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus?

Was sagen Sie dazu? Heine Professor? Aber es ist gar nicht unmöglich. In dieser gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein Amt oder in eine Professur zu sperren. Aber ein Narr, wer sich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondance littéraire zu lesen angefangen, die durch vierzig Jahre gehet. Ich bin noch nicht weit hinein, hoffe aber es ganz durchzulesen. Das Buch hat zwölf Bände, und ist noch nicht fertig. Man lernt viel daraus und wird an Vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da siehet man noch die ursprünglichen Bestandtheile der Mahlzeit, das rohe Fleisch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem saubern Mischmasch später ist nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verstand genug, aber gar keinen Geist, und nicht so viel Wärme, daß man eine feuchte Adresse daran trocknen könnte. Dieser Mensch war mir immer unleidlich; er hat eine geräucherte Seele. Welch ein guter Gimpel mußte Rousseau seyn, daß er, ob zwar älter als Grimm, diesen Menschen nicht durchschauete und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie standen zwei Seelen so weit aus einander, und die Natur scheint Rousseau und Grimm gleichzeitig geschaffen zu haben, um darzuthun, welche verschiedenartige Talente sie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß so ein deutscher blöder Pfarrerssohn, der im gepuderten Leipzig studirt hatte, sich unter den kühnen und glänzenden Geistern des damaligen Paris bemerkt machen, ja sich auszeichnen konnte! das kam aber daher: Der deutsche Junge war Hofmeister in adeligen Häusern, wo man das Einmaleins, das unserm Glücke oft im Wege stehet, leicht verlernet. Es macht dem deutschen Adel Ehre, daß Grimm unter den französischen Spitzbuben so schnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufstieg. Er begriff leicht, daß alles darauf ankomme, die Weiber zu gewinnen, und es gelang

ihm mit einem Streiche. Er stellte sich in eine schöne Schauspielerin verliebt, die ihn abwies. Grimm legt sich in's Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt sich nicht, spricht nicht, ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirschen, die er aber mit nicht ganz unsichtbarem Vergnügen hinunter schluckt. Seine besorgten Freunde, worunter auch Rousseau, umgeben sein Bett. Einer derselben beobachtete ängstlich die Miene des Arztes, wie man es in solchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt sagt, es hätte nichts zu bedeuten, und man sah ihn lächeln, als er wegging. Eines Morgens stand Grimm auf, kleidete sich an, und war gesund. Jetzt war sein Glück gemacht. Er wurde als das Muster treuer Liebe gepriesen. Seine Correspondenz machte ihn reich, er stand mit einem Dutzend nordischer Fürsten und Fürstinnen in Briefwechsel, die sich die Früchte des französischen Geistes, wie Apfelsinen, kommen und schmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Uebrigens machte er auch noch für Privatleute Abschriften von den literarischen Berichten, für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zweimal monatlich, den 1. und den 15., schrieb er solche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß sind. Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände sich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzessin, die mich auf solche Weise beschäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um diese Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allem unsern Schriftstellern? Den besten Theil verschlingen die Grundsteuern und Zehenten der Censur vorweg, und für das Uebrige wenig Geld und späten Beifall, der uns kalt und abgestanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter Gesandte mit 24,000 Franken Gehalt.

Die kindische Regierung hier hat wieder ein großes Stück Freiheit abgebissen; denn sie kommt mir vor, wie ein Kind, das

einen Apfel in der Hand trägt, den es sich vorgenommen, auf später zu verwahren. Erst leckt es daran, seine Enthaltsamkeit zu prüfen; dann schält es ihn etwas dick mit den Zähnen; dann beißt es tiefer hinein, dann ißt es ein herzhaftes Stück hinunter und endlich bleibt vom ganzen Apfel nichts mehr übrig. Nach der Revolution hat sich das Volk auch die Theater-Freiheit genommen. Die Regierung sah dieses als eine Sache an, die sich von selbst verstände. Nun ist es seitdem geschehen, daß die Theater-Directionen die Freiheit, so viel Geld als möglich zu verdienen, als die beste angesehen haben. Um die Leute anzulocken, spielen sie die Geschichten gleichzeitiger Personen. Napoleon, Josephine, Robespierre, Lavalette, der Herzog von Orleans, Benjamin Constant, sie mußten alle auf die Bretter. Das war nun freilich oft unanständig. Allein, wenn das Gesetz sogar Unanständigkeiten verbietet und bestraft, was bleibt dann der Sittlichkeit und der Moral übrig? Uebrigens hatte Jeder, der sich selbst durch jene Theater-Injurien, oder einen Angehörigen seiner Familie, oder das Andenken eines Verstorbenen verletzt fühlte, Mittel genug, bei den Gerichten Hülfe zu suchen, und die Regierung brauchte sich nicht hinein zu mischen. Auch wären nach einem Vierteljahre diese albernen Wachsfiguren-Komödien wieder außer Mode gekommen. Aber die Regierung benutzte das, um eine Gewalt mehr zu erwerben. Jetzt haben die Minister ein Gesetz vorgelegt, diese Freiheit zu beschränken. Zwar haben sie nicht gewagt, die Theater-Censur wieder einzuführen, doch sind sie dem heißen Brei so nahe als möglich gekommen. Wer ein neues Stück spielen läßt, muß es vierzehn Tage vor der Aufführung dem Minister oder dem Präfekten vorlegen. Verboten kann zwar die Aufführung auf keine Weise werden; wird es aber aufgeführt und es kommen Beleidigungen darin vor (und jetzt wird die endlose Reihe der Vergehungen aufgezählt: gegen den König, gegen die Kammer, gegen fremde

Fürsten, gegen Privatpersonen), dann treten die Strafen ein. Bis zu fünf Jahre Gefängniß, bis zu 10,000 Franken Geldstrafe. Kurz, es ist die Leute zu Grunde zu richten. Nachgeahmt oder auch nur kenntlich bezeichnet, darf Niemand mehr werden auf dem Theater. Es ist zum Verzweifeln. Und jetzt gibt es dumme gute Leute genug, hier wie bei uns, die gar nicht begreifen, was denn an einem so löblichen Gesetze zu tadeln sey. Diese Menschen sehen nicht ein, daß solche hemmenden Gesetze den Faschinen gleichen. Anfänglich fließt das Wasser frei durch, aber nach und nach führen Zeit und Arbeit so viel Sand und Erde herbei, daß endlich ein fester Damm daraus wird. Und jetzt wird noch die Kammer kommen, die sich darüber ärgert, daß sie alle Tage im Odeon ausgeklatscht wird, und wird das Gesetz noch strenger machen. So wird eine Freiheit nach der andern zurückgedrängt, und ich glaube, daß bei unsern Machthabern viel Eitelkeit, ja mehr als böser Wille, dabei im Spiele ist. Die Regierung, von bürgerlicher Abstammung heraufgekommen, wie sie ist, will zeigen, daß sie so gut zu regieren verstehet, als die älteste Regierung, und daß sie das Volk im Zaum zu halten weiß. Die fremden Gesandten mögen wohl in freundschaftlicher Unterhaltung die Minister necken, sie ständen unter der Zucht des Volks. Diesen wird dadurch der Ehrgeiz aufgeregt, sie stellen sich auf die Fußspitze, und zeigen ihre Größe. Die fremden Höfe lassen gewiß nicht ab, die französische Regierung aufzumuntern, strenge Ordnung im Lande zu erhalten. Nicht etwa als nennten sie das strenge Ordnung, womit hier die Regierung sich bis jetzt begnügte, und über die hinaus sie wahrscheinlich auch nicht gehen will — in den Augen jener Höfe ist das immer noch die greulichste Anarchie; — sondern weil sie hofft, das französische Volk werde sich das ewige Hofmeistern nicht gefallen lassen, und es würde endlich die Geduld verlieren und wieder losbrechen.

Paris, den 24. Januar 1831.

Sie warten gewiß schon diese vier Tage lang auf eine herrliche Beschreibung des Opernballes; aber kehren Sie nur gleich um. Ich weiß von dem Balle nicht mehr, als jeder Fürst von seinem Lande; denn ich habe ihn nur von oben herab gesehen. Nun, ich bin da gewesen und — bin noch da. Das ist das Wunder! Der Ball scheint nur eingerichtet worden zu seyn, um zu zeigen, wie wenig Raum und Luft ein Mensch braucht, um zu leben. Das nennen sie ein Vergnügen. Wenn ich einmal einen Criminal-Codex mache, würde ich die schweren Verbrecher verurtheilen, dreißig Nächte hinter einander auf solchen Bällen zuzubringen. Nach den besten medizinischen und chirurgischen Handbüchern hätten von den Anwesenden 7000 Menschen 2000 ersticken, 2000 erdrückt werden und die drei übrigen Tausend mehr oder weniger krank werden müssen. Doch von dem allen ist nichts geschehen, und die 7000 leben sämmtlich noch. Von den Weibern begreife ich das; die erhält auf jedem Balle die Religion, der Märtyrerglaube, welcher den Körper ganz empfindlich macht und wie vernichtet. Aber wie hielten es die Männer aus? Es hatte Keiner mehr Platz und Luft, als in einem Sarge. Die Franzosen müssen mit Springfedern gefüttert seyn. Aber es ist wahr, der Anblick war herrlich, bezaubernd, es war ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht. Dieser sonnenhelle Lichterglanz, dieses strahlende Farbengemisch von Gold, Silber und Seide, von Weibern, Krystall und Blumen, und das Alles mit so viel Sinn und Kunst angeordnet, daß es das Auge erquickte und nicht blendete, und die Musik dazwischen, wie hinein gestickt in den großen Teppich, eins damit — es war zu schön. Das Parterre, ver-

längert durch die Bühne, hatte Reihen von Bänken, auf welchen die Damen saßen, oder hinter Balustraden an den Wänden herum. Zwischen schmalen Gassen bewegten sich die dunkeln Männer, oder (sollte ich sagen) zog der Mann; denn sie waren alle wie zusammengewachsen. Und jetzt vom Boden an aufwärts saßen die Frauenzimmer in ungeheuren Kreisen immer höher übereinander, in den Logenreihen, bis hinauf zur Decke, wo sonst nur das letzte Volk sitzt. Die einzelnen Bewegungen waren unerkennbar, der Mensch verlor sich in eine Sache, das Leben ward zum Gemälde. Aus der Mittelreihe der Logen sah ich hinab, hinauf, umher, aber der Anblick von unten, vom Hintergrunde des Theaters zumal, muß noch viel schöner gewesen seyn. Ich konnte nicht hinein dringen, und mich, wie die Andern, hinein drängen zu lassen, das wagte ich nicht. Der große Foyer der Oper war gleich herrlich wie das Theater selbst beleuchtet und ausgeschmückt. Da wurde auch getanzt. Da sammelte sich Alles, was Theater und Logen nicht fassen konnten, und was überströmte. Corridor und Treppen, sonst nur bestimmt durchzugehen, hinauf und hinab zu steigen, dienten zum bleibenden Aufenthalte und waren so gedrängt voll Menschen, wie der Saal selbst.

Unten beim Eingange wurde man von einem Musikchore empfangen; die Treppen waren mit großen Spiegeln und Blumen geschmückt, der Boden mit Teppichen belegt. Durch zwei Reihen Nationalgardisten stieg man hinauf. An mehren Orten waren Büffets eingerichtet. Erfrischungen aller Art im reichsten Ueberflusse. Das kostete nichts, das war mit dem Billet zugleich bezahlt. Königliche Diener servirten auf dem Silbergeschirre des Königs. Am Büffet unterhielt ich mich sehr. Da stand ich oft und lange; nicht um zu genießen, sondern in den reinsten Absichten, nämlich, um reine Luft einzuathmen. Von den Büffets führten offenstehende Thüren zu

zwei Balkons nach der Straße, die nur mit Zelttuch bedeckt waren, und zur Küche dienten. Da und nur da allein im ganzen Hause konnte man frei athmen. Das Schauspiel bei den Büffets war auch ohnedieß ergötzlich. Es ist doch etwas Erhabenes, eine so große Menschenmenge essen und trinken zu sehen! Hohe Berge von Kuchen, Torten, Confitüren, Früchten; Ströme von Limonade, Himbeersaft, Orgeade; ganze Schollen von Eis — das war in einer Minute wie verschwunden, man wußte nicht, wo es hingekommen, es war wie eine Taschenspielerei. Augenblicklich wurde Alles wieder ersetzt, erneuert und augenblicklich war Alles wieder verschwunden, und so immer fort, und Alles in den kleinen Mund hinein! Ich sah, wie ein Offizier der Nationalgarde seinen kriegerischen Muth zeigte, indem er seinen Säbel zog und damit eine ungeheure Torte zusammen hieb. Er hörte nicht eher auf mit hauen und verschlingen, bis er das Gebiet seines Körpers erweitert hatte. Das nennt aber ein Franzose nicht erobern, sondern seine natürliche Grenze wieder bekommen. Und so werden sie nächstens das süße Belgien anschneiden und den Rhein austrinken wie ein Glas Limonade. Sehr bald! nous n'aimons pas la guerre, mais nous ne la craignons pas — das heißt: wir lieben den Krieg, aber bis jetzt haben wir ihn gefürchtet, weil wir noch nicht gerüstet waren.

Die Ordnung auf dem Balle war musterhaft, es war ein Meisterstück von Polizei. Es waren sogar zwei allerliebste kleine Feldspitäler eingerichtet, bestimmt zur Aufnahme und Pflege verwundeter Weiber. Es war zu artig! Dunkelgrün drapirte Zimmerchen, Dämmerlicht, Servietten, frisches Wasser, alle möglichen Salze und riechenden Sachen, Scheeren zum Aufschneiden der Corsetts, Essig, Citronen, kurz Alles, was man braucht, um Weiber wieder zur Besinnung zu bringen. In jedem Spitälchen eine geübte Krankenwärterin, erfahren in allen

Geheimnissen weiblicher Ohnmacht; draußen ein Thürsteher zur Wache. Ich, der das Schlachtfeld gesehen, dachte, es müßten Schaaren von gefallenen Weibern herbeigetragen werden; es kam aber bis Mitternacht nicht Eine. Ich hätte freilich wissen sollen, daß Frauen öfter in Kirchen, als auf Bällen in Ohnmacht fallen..... Der König mit der ganzen königlichen Familie waren auch anwesend. Ich sah sie zum Erstenmale ganz in der Nähe. Die jungen Prinzen sehr charmant. Wären sie nur legitim gewesen, ich hätte sie küssen mögen.

Paris, Samstag den 10. November 1832.

Diesen Brief, vom Samstag datirt, fange ich heute Sonntag erst an. Ich habe mich einer Treulosigkeit gegen Sie schuldig gemacht; nicht wegen Mademoiselle **** — denn diese besuchte ich erst um 2 Uhr, ich hätte also den ganzen Vormittag Zeit gehabt, Ihnen zu schreiben — sondern wegen eines Buches, das mich so angezogen. Ich empfehle Ihnen **scènes de la vie privée par Mr. Balzac.** Ich glaube, es sind vier Bände. Ein moralischer Erzähler von seltener Vortrefflichkeit und der die Tugend so liebenswürdig darzustellen weiß, daß man sie, zu seinem eignen größten Erstaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten also einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin, als die Tugend selbst.

Montag den 12. November.

Sie wundern sich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik gesprochen in diesen sechs Briefen; ich wundere mich selbst darüber, und ich weiß nicht, wie es kommt.... O! es ist so langweilig, so langweilig! ich knurre, wie ein alter Hund, der unter dem Ofen liegt und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Professoren Rotteck und Welcker abgesetzt; sondern gegen die Letzteren, die aus Schafs-Gutmüthigkeit ein aktives Verbum haben zum passiven werden lassen. Nicht gegen den Minister Winter in Karlsruhe, der sich für einen freisinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Pascha von drei Fuchsschweifen gehalten; sondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamlosigkeit der baierischen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland schickt, um deutsches, zahmes Kuhpockengift in das edle griechische Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübsches, weibliches, polizeiglattes Gesicht behalte; sondern gegen die Baiern, die ruhig und breit dastehen, wie die Boksbierfäßer, und ohne sich zu rühren, sich anzapfen lassen von dem unersättlichen Gewalts-Durste ihres Königs. Nicht gegen die hessische Maitressen-Regierung, welche alle freisinnigen Deputirten mit Fächerschlägen aus der Kammer jagt; sondern gegen diese selbst, die sich wie Spatzen durch ein Husch! Husch! vertreiben lassen. Die in Kassel begreife ich nicht. Die Cholera ist dort, und wie ich gelesen, haben sie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie

kann man zugleich Gefängniß und Geldstrafen fürchten? Aber der Deutsche hat ein großes Herz! Als einst Napoleon einen Offizier ausschmähete, antwortete dieser: Ihr Zorn ist nicht gefährlicher, als eine Kanonenkugel — und darauf schwieg der Kaiser und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutscher Wachtparadenfürst gewesen, er hätte den Offizier kassirt und ihn auf die Festung geschickt. Es ist doch etwas sehr Geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freisinnigen Bürgern in Frankfurt lassen sich dort von der Polizei schulbübisch examiniren und abstrafen und denken gar nicht daran, daß, wenn sie hunderte, wie ihrer sind, sich Alle in einer Reihe stellten, Alle für Einen, für Jeden sprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte, da Frankfurt nicht genug Gefängnisse hat, sie einzusperren.

So knurre ich; ich wollte aber, ich wäre ein Hund. Wenn ein Hund von seinem Herrn geprügelt wird, so ist es doch ein höheres Wesen, das ihn beherrscht; der Mensch ist der Gott des Hundes, es ist seine Religion, ihm treu zu seyn. Läßt sich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen, ohne sich zu wehren? Oder hat man gar je gesehen, daß tausend Hunde einem einzigen gehorchen? Der Mensch aber läßt sich von einem andern Menschen prügeln; ja tausend Menschen erdulden es von einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin ist an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an diesen Jarke, wenn ich ihn vergessen sollte. Ich habe etwas über ihn zu sagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlassen; aber ich denke, es ist genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäische Tyrannei gefällt mir weit besser, als die Deutsche. Ich weiß nicht — es ist etwas Genialisches, Großes darin. Es ist wenigstens eine hohe Mauer, die Jeder

sieht, der Jeder ausweichen kann, und es müßte einer sehr zerstreut seyn, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unsere aber — das ist ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburtstag des Kaisers von Rußland ein, oder solch' ein anderer heilloser Tag, und da befahl die Polizei in Warschau: es müßte Jeder illuminiren und für jedes Fenster, das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das ist deutlich. Eine Dame in Neapel schrieb an ihren Sohn nach Marseille, sein alter Vater säße schon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marseiller Zeitung schriebe! So weit bringt es der Bundestag in seinem Leben nicht. Doch wer weiß.

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich diesen Winter auch nur den kleinsten Rest verwenden sollte. Die Milibran ist nicht hier und sie kommt auch nicht. Ich wollte, ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log sie mir den Sommer vor; wenn sie sang, sah ich blitzen, hörte ich donnern, und wo in meiner Brust noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Lust, die Seifenblasen der Bundesknaben steigen sehen und nach den Schuldoktrinairs mit Schneeballen werfen.

Paris, Montag den 12. November 1832.

.... Fragen Sie doch allerlei und verschiedenartige Leute — es müssen aber natürlich Solche seyn, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob sie mich für fähig halten, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben? Ich selbst habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entschiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Lust dazu habe; welches aber gar nicht beweist, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speisen, die man am wenigsten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urtheilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geschichtsschreibung gehört ein künstlerisches Talent und die Leute sagen, daß mir das durchaus fehle. In einer Geschichte müssen die Dinge dargestellt werden, wie sie sind, wie sie sich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber, wie sie sich durch das Prisma des Geistes betrachtet, als Farben erscheinen, noch weniger wie sie in der Camera obscura des Herzens sich abschatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zu viel denke und empfinde? Die gefährlichste Klippe in einer Geschichte der französischen Revolution ist: daß diese noch nicht geendigt ist, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man also, je nach der Gesinnung, ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht sprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken sich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht seyn. Ein Geschichtsschreiber muß seyn wie Gott; er muß Alles, Alle lieben, sogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wissen, daß es einen Teufel gibt. Also fragen Sie Den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen sagt. Es ist ein Werk langer und schwerer

Arbeit und ich möchte es, ohne Hoffnung, daß es gelinge, nicht unternehmen. Ich bin jetzt schon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tausend Büchern sitze, und sie Eines nach dem Andern durchlese und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich seufze: ach! wie glücklich war ich in frühern Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergesell, dem man in der Herberge das Felleisen gestohlen, durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es ist Zeit, daß ich das Schwärmen einstelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich sehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird sie dauern, und dann, wenn die Gewässer abgelaufen sind und der Regenbogen am Himmel steht, werde ich mit einer versöhnlichen Geschichte der französischen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Rezensenten ersoffen seyn werden, das einzige Rezensentenpaar ausgenommen, das ich aus Liebe zur Naturgeschichte in meine Arche gerettet, so wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, sey es unter einem Lorbeerkranze, sey es unter einer Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt.

Von den bedeutenden Männern, welche in der französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt, lebt noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus diesen lebendigen Quellen schöpfen zu können, ist ein großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen, ehe sie der Tod entführt, oder sie altersschwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre, in großer Geistesschwäche. Auch von den Volksmassen, welche die Revolution unter freien Himmel getrieben, leben in Paris noch ganze Schaaren. Man sollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welche an der Bestürmung

der Bastille Theil genommen, eine Pension bewilligt und es fanden sich noch fünf bis sechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben sind und deren Namen der Moniteur mittheilte. Auch diese zu berathen ist nützlich, um von den entscheidenden Gassengeschichten und den seitdem so sehr umgestalteten Schauplätzen der französischen Revolution eine lebhafte Anschauung zu gewinnen.

Dienstag, den 13. November.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen; schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. Briefe eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erschienen, der seine Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken zu lassen. Es ist so schnell abwechselnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden, es zu lesen, ich bin es selbst geworden und bin doch ein besserer Kopfhänger als Sie. Aber es ist der Anstrengung werth. Der Narr ist ein schöner und edler Geist und so unbekümmert um die schöne Form, welcher oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, wie jede Kokette, weil verschmäht, sich ihm so eifriger zudringt. Der Verfasser schreibt schön, ohne es zu wollen. Er ist ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünschen übrig und sie gewönnen Zeit, sich zu verlieben und Novellen zu schreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das morarchische Wesen, nichts sündlicher gegen Gott

und die Natur. Er theilt meinen Abscheu gegen die vergötterten großen Männer der Geschichte und meint, die schöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräthe, so auch keine Helden mehr geben wird. Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben diesem immer vorgeworfen, es sey ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon zwanzig Jahre in meinem Herzen und sie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkür war mir nie so verhaßt, wie die der Gesetze. Der Staat, die Regierung, das Gesetz, sie müssen alle suchen sich überflüssig zu machen, und ein tugendhafter Justizrath seufzt gewiß, so oft er sein Quartal einkassirt und ruft: O Gott! wie lange wird dieser elende Zustand der Dinge noch dauern? Und bei dieser Betrachtung hat der Verfasser eine schöne Stelle, die ich wörtlich ausschreiben will: „Freilich ist „das Firmament ein Staat, und Gott ein Monarch, der sich „die Gesetze und die Bahnen unterordnet; aber die Sterne des „Himmels werden einst auf die Erde fallen, und Gott wird „sein strahlendes Scepter und die Sonnenkrone von sich wer„fen, und den Menschen weinend in die Arme fallen, und die „zitternden Seelen um Vergebung bitten, daß er sie so lange „in seinen allmächtigen Banden gefangen gehalten." Küssen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und Mißgeburten dieser Zeit so schöne Dinge gesagt. Auch eine betrübte räthselhafte Erscheinung unserer Tage erklärt der Verfasser gut. Woher kömmt es, daß so Viele in Deutschland, die früher freisinnig gewesen, es später nicht geblieben? Spötter werden sagen: sie haben sich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie so schlecht von den Menschen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechsel der Hoffnung gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen

zur Aufmunterung der Tugend, diesen Wechsel bezahlten. „Sie „könnten den Nachwuchs eines neuen Geschlechtes nicht ertra= „gen; sie wollten nicht, daß man munterer, dreister, dem ge= „meinschaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es ist in „Frankreich ebenso gegangen. Die in der alten französischen „Kammer einst die äußerste Linke bildeten, die ausgezeichnetsten „Glieder der ehemaligen Opposition sind nur darum in die „rechte Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil sie nicht ertra= „gen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, sich „in jugendlichern Gemüthern lebendiger bethätigte. So sind in „Deutschland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die „loyalsten Organe der Regierung geworden. Früher sprachen „sie allein über gewisse Wahrheiten, jetzt thun es ihnen hundert „Andere nach."

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als seinen Titel. Man soll sich nicht toll oder betrunken stellen, wenn man die Wahrheit sagt. Auch nicht einmal im Scherze soll man eine solche Maske vorhalten, denn es gibt unwissende Menschen genug, welche die Vermummung als einen Beweis ansehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe, die Wahrheit zu sagen, sondern nur während der Fastnachtszeit und in der Hanswurstjacke. Ueberhaupt sollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun sey, witzig zu seyn, sondern sie selbst zu witzigen.

Paris, Mittwoch, den 21. November 1832.

Schon gestern wollte ich zu schreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von Vorgestern zehn Pfund schwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wissen jetzt, daß man unsern guten König hat umbringen wollen, und daß die beste aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat sich die Vorsehung so glänzend gezeigt, als dieses Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr, als Leibwache der Fürsten, Pflicht war; sondern sie hat auch verhindert, daß keiner von den Hunderten von Nicht-Königen, die den König eng umschlossen und um die sie sich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein Leichtes gewesen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Minister in allen Blättern sagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, sondern ihn entwischen lassen, damit er ohne Buße sterbe und jenseits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab sich alle mögliche Mühe, entdeckt zu werden, aber es half ihm nicht. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht ist, so leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tausend Soldaten alle Straßen besetzt hielten, wo unzählige Polizei-Agenten unter dem Volke gemischt waren, und der König selbst von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt sich auf die freie Straße hinzustellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, stellte sich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war, und die zwei engen Zugänge augenblicklich gesperrt werden konnten, wie es auch wirklich geschehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und

der König war naiv genug, Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht zischen hören. Sehen Sie, das nennt man regieren, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm Ihr Leben lang. Bei dieser Gelegenheit aber konnte ich mich schämen, daß ich, ein Liberaler, erst mit anderthalb Jahren begreife, was die Absolutisten schon längst verstanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher sey, als eine constitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin solche Polizei-Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrne Menschen auf der Galerie sitzen, die Alles für Ernst nehmen, und gleich Kotzebue's Landedelmann in der Residenz im Stande sind, einen Schauspieler durchzuprügeln, der als Graf Leicester die schöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet sich ja einmal ein naseweiser Theater-Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrscht, wo tausend Menschen es laut aussprechen, es sey ein Polizeischuß gewesen — wozu? Darum ist eine constitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den andern, wenn sie Absolutisten sind. Einer von uns wird den Sieg davon tragen; das Juste-Milieu aber, diese Mißgeburt mit zwei Rücken, bestimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird sie bekommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenschale auf die Gasse geworfen werden. Aber in diesem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen, ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Postenlaufs nach Deutschland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zweihundert Mörser, die Franzosen in der Stadt vierhundert. Diese sechshundert Mörser können in Zeit von einer Stunde zwölftausend Menschen zerstoßen. Dann

gäbe es zwar zwölftausend Narren weniger in der Stadt; aber sie dauern mich doch die armen zerquetschten Menschen! Es bleiben so viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht spüren wird. Sich todt schießen zu lassen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde ist das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments sind da versammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erstens ist es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine nicht mehr. Dann sind es gerade nicht immer tugendhafte Personen, die auftreten, sondern im Gegentheile. Nachdem man aber mit den Andern den Blumenweg der Untugend gewandert, stellt der Verfasser tugendhafte Betrachtungen an, die man sich gefallen läßt, weil sie nichts kosten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben. Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tische von dem nämlichen Schriftsteller; ich habe es aber noch nicht gelesen: Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par un jeune célibataire. Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche sprechen kann; denn ich will es nicht blos lesen, sondern studiren. Und warum studiren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimnisses; aber man wird erstaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge sind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto's ein Verzeichniß derjenigen Personen in Frankfurt, die noch nicht arretirt sind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des ersten Ranges. Wenn sie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, sollten sie sich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der,

gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er besucht mich um keinen Preis und weicht mir aus, so viel er kann, aus Furcht, für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch seinem Fortkommen zu schaden. Nach dem Eschenheimer Thurm wässert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin sitzen. Welch ein romantisches Gefängniß! Auf der einen Seite die Aussicht nach der Promenade, auf der andern in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erster Legationssekretair stünde den ganzen Tag am Fenster, meine Seufzer zu dechifriren. Welch einen schönen Roman könnte unser Frankfurter Walter Scott daraus machen! Ist es wahr, daß der Senat den Mehlberg will befestigen lassen, angeblich gegen die Franzosen, eigentlich aber um die rebellischen Frankfurter im Zaume zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninsel deportiren will? Gestern in der Kammer hat man davon gesprochen.

Hören Sie. Ein Deutscher hier, der sich für die Auswanderung nach Amerika interessirt und dafür schreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, sobald unserer Vierzigtausend am Ohio wären, und nun der neue Staat organisirt werden sollte, von diesen vierzigtausend guten deutschen Senaten neun und dreißig tausend neun hundert neun und neunzig den Beschluß fassen möchten, sich aus Deutschland ein geliebtes Fürstenkind zum Oberhaupte kommen zu lassen. Es war ein Scherz des Augenblicks; aber nachdem er verschallt, fiel mir bei, wie viel Ernst in der Sache sey. O! wäre ich nur sicher in meiner Vermuthung — auf der Stelle ginge ich nach Amerika, blos um unsterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalsamirte, meine Gebeine ein Jahrtausend gegen Verwesung schützte — es wäre ein unsterblicher Spaß.

Donnerstag, den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, ist wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt sich für schwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß, aus welchen Bestandtheilen diese zusammengesetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Constitution und Belagerungszustand, so oft man Furcht hat, besonders Beschränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgschaft für Frankreichs Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat gestern ihre Majorität ausgesprochen. Sie hat sich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doktrinairs. Dupin ist zum Präsidenten ernannt worden, er wird also Minister werden. Sein Blatt ist der Constitutionell, daraus können Sie also sein System kennen lernen. Es ist aber besser, Sie lesen den Balzac. Ich bin so kleinlaut und genügsam geworden, daß ich mit Dupin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutschland liegt, so hoffe ich, daß Dupin Casimir Perriers Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortsetzen wird.

Daß sich Dr. Bunsen steif gemacht, das hat mich sehr amusirt. Wenn sich Alle steiften, ginge Alles besser. Aber wenn man einen Deutschen in's Gefängniß führt, ist er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börse, um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat gestern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach dem König gethan haben soll. Er hat dadurch sich verdächtig gemacht, daß er seine großen

Backenbärte abschneiden ließ. Was man vorsichtig seyn muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte stutzen; aber aus Furcht, die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geschehen. Ich warte damit, bis der Mörder eingestanden, dann bin ich sicher.

Paris, Montag den 26. November 1832.

.... Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern, und kindisch-weibischen Männern verständlichen Sprache die Gräuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln, und diese Verbrechen als Nothwendigkeit, als angeborne Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherschranke auszustrecken, sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schamröthe zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre haben die Gräuel der französischen Revolution gedauert, diese rechnet man; aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünf hundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen

Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Augustus bis Don Miguel, durch neunzehn Jahrhunderte, haben tausend Königsgeschlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! und die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück Derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht blos unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürsten verdienen keine Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk seyn, die Unschuld der Republiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herum stellen, vier Welttheile werde ich als Beweisstätte auf den Tisch legen, fünfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Thatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten, die wortreichen Jarkes, darauf zu antworten finden.

Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Genz bekömmt. Aber er verdiente nicht den hundertsten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und tollgewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen Andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er gibt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt

heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengste und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth Alles, er warnt Alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm und erzähle jetzt Ihnen, was sie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten, ausgebreitesten, festesten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längstverstorbenen, längstverwesten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag der oben am Flusse soff, warf dem Schafe von deutschem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke ist Junge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Juli-Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der

Juli-Revolution, sondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide scharren, mit dem Gedanken, sie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundert und fünfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gotte selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie könne auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke soll aber nicht vergessen, daß, sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl Andere; aber an mich gedachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenplatte einen Aufsatz: Deutschland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sey, ist schwer zu entscheiden.

„Uebrigens ist es vollkommen richtig, daß jene Grundsätze, „wie wir sie oben geschildert, niemals schaffend in's wirkliche „Leben treten, daß Deutschland niemals in eine Republik nach „dem Zuschnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß „jene Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des „Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja, es ist

„zweifelhaft, ob die frechsten Führer der schlechten „Richtung nicht selbst blos ein grausenhaftes Spiel „mit Deutschlands höchsten Gütern spielen, ob sie „nicht selbst am besten wissen, daß dieser Weg ohne „Rettung zum Verderben führt und bloß deshalb „mit kluger Berechnung das Werk der Verführung „treiben, um in einem großen welthistorischen Akte „Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, „den das Volk, dem sie ihren Ursprung nach ange= „hören, Jahrhunderte lang von dem unsrigen er= „duldet."

O Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rath, sondern nichts weiter als das preußische Gegentheil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollen das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich ge= macht — das verzeihen wir dem Criminalisten und seiner schönen Imputations=Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zu= trauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu ver= derben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmach= vollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Uebermuthe seiner Aristokraten, dem Hochmuthe seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schrift= steller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorüber=

gehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündenvolle Rache hat Etwas, das entheiligt werden kann.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben sie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baseler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es ist merkwürdig, was die deutschen Regierungen für ein Talent besitzen, in die schrecklichsten Geschichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre, was sie thun und sprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt sich von allen Städten, Dörfern und Flecken seines Reiches Deputationen schicken, die ihm, seinem Sohn, den Baiern, am meisten aber Griechenland selbst Glück wünschen, daß ein baierisches Kind den griechischen Thron besteigt. Was mich am meisten kränkt, ist, daß auch die Bürger von Feuchtwangen stolz auf Griechenland sind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf sind sie nicht stolz, die dummen Philister. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutsche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen, als Hellas, und die deutschen Schmachfelder anders als deutsche Gauen. Und wie König Otto dem Bürger-

meister von Nürnberg sagte: er möge nicht daran vergessen, daß einst Nürnberg für die deutschen Gauen war, was Hellas für die Welt gewesen, und weil einst Hellas die Welt mit Künsten und Wissenschaften versorgt, müsse auch Nürnberg die deutschen Gauen mit Künsten und Wissenschaften versorgen und Hellas und Nürnberg, die wären wie zwei Brüder.

Mit den Briefen eines Narren haben Sie Recht, was die Form betrifft. Sie ist affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geschrieben. Uebrigens sind sie gut und schön, und man muß solche Gesinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Göthe=Büchlein und die Didaskalia schicken Sie mir doch, wenn sich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Victor Hugo, dessen fernere Aufführung untersagt worden ist, wurde aus keinem politischen Grunde verboten, sondern wegen seiner Unmoralität. Alle Minister, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moralisch. Das ist eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem Berliner Kabinette eingeschickt worden, beklagte man sich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der Londoner Konferenz betrogen habe und er wäre, so zu sagen, ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unschuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß sie der Spitzbube überlistet habe. Die verächtliche Schwäche der französischen Regierung hat es dahin kommen lassen, daß die noch verächtlichere preußische wieder eine Rolle spielt. Schon ist sie ganz von Sinnen aus Hochmuth, sie steht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutschlands, diesmal wird der Verrath Polens bestraft.

Paris, Dienstag den 4. Dezember 1832.

O theure Freundin! was ist der Mensch? ich weiß es nicht. Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund, der seinen Herrn verloren. Das Leben ist ein Abc-Buch. Ein Bischen Goldschaum auf dem Einbande ist all unser Glück, unsere Weisheit nichts als ba, be, bi, und sobald wir buchstabiren gelernt, müssen wir sterben und die Unwissenheit fängt von Neuem an. Wer ahnet meinen Schmerz? Wer sieht den Wurm, der an meinem Herzen nagt? O! man kann essen und lachen und Zahnschmerzen haben und doch unglücklich seyn! Wenn ich auf die Straße hinuntersehe, und sehe die Tausende von Menschen vorübergehen, und Keiner weicht meinem Fenster aus, und Keiner fürchtet, zerschmettert zu werden — — — sollte nicht jeder Mensch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor seine Wohnung hängen? Ist man denn nur eine einzige Stunde seines Glückes sicher? Ist Einer sicher, daß er sich nicht in der nächsten Stunde zum Fenster hinausstürzt und dabei einen Vorübergehenden todt schlägt? Aber morgen, übermorgen entscheidet sich mein Schicksal und ich bin jetzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geschichte. — — — —

— Ich habe Sonntag im Théâtre français Hamlet gesehen — einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was ist Schönheit, was Hoheit, ja was jede Tugend? Sie sind nicht mehr, als was sie erscheinen, nichts Anders, als wofür sie Jeder hält. Wenn aber dieser Jeder ein Volk ist, ein ganzes Land, ein Jahrhundert? Dann ist der Schein Alles und die Wirklichkeit nichts für Alle. Können nicht große Menschen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar

nicht erkannt, oder falsch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Christ erst einem kommenden Geschlechte geboren. Das ist die Traurigkeit. Was ist Shakespeare den Deutschen und was den Franzosen? Dúcis hat diesen Hamlet vor siebenzig Jahren zurecht gemacht. Aber Dúcis ist kein einzelner Mensch, er ist ein Volk, er ist Frankreich und das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Philosophie der Kunst und jede Wissenschaft in der schönsten Blüthe stand. Es reicht nicht aus, zu sagen, Dúcis habe den Shakespeare französirt — nein. Er hat britische Formen, welche mit französischen Sitten im Widerspruche standen, geändert; sonst aber hat er den Shakespeare ganz wiedergegeben, wie er ihn gefunden. Aber seine Augen? Hat er denn nicht mehr gelesen? Nein, was sind Augen? die Diener des Geistes; sie sehen nicht mehr und nichts anders, als was ihnen ihr Herr zu sehen befiehlt.

Dúcis Hamlet sieht auch den Geist seines Vaters; aber nur er allein, der Zuschauer nicht. Daß man mit rothen Backen und einem guten Magen Geister sehen könne, davon hat ein Franzose keine Vorstellung. Also ist Hamlet verrückt und weil der Wahnsinn eine körperliche Krankheit immer zur Ursache oder Folge hat, ist Hamlet auch krank. Das ist nun schauderhaft zu sehen. Hamlet trägt einen schwarzen Ueberrock, ist leichenblaß, hat ein wahres Choleragesicht, schreit wie besessen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnstuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit seinem ganzen Gewichte hinein. Sein Freund und Vertrauter sucht ihm seine Einbildung auszureden. Er erklärt ihn sehr vernünftig und psychologisch, woher es komme, daß er glaube, den Geist seines Vaters zu sehen. Kürzlich wäre ein König von England gestorben und, dem Gerüchte nach, am Gifte, das ihm seine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe diese Erzählung sehr erschüttert, er denke von Morgens bis

Abends daran, und womit sich der Mensch bei Tage beschäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauspieler Ligier, Talma's Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte —, hat den Hamlet auf französische Art gut genug gespielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth= und Tollhaus=scene, die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauspiele im Foyer Voltaires Büste betrachtete, da ward mir Dücis Hamlet erst recht klar. Ein Gesicht wie Scheidewasser, der wahre Anti=Hamlet. Man sollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen, und Voltaires Bild als den Gott hineinstellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn so sehr, weil ich ihn hassen müßte, wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch so wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl seines Geistes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück ist Dunkelheit. Wem man die Gestalt seiner Schmerzen zeigt, dem zeigt man deren Grenzen. Daher begreife ich auch, wie es so Viele gibt, die Voltaire tödtlich hassen. Wie den Schmerz, zerstört er auch die Freude; denn Glück ist auch Dunkelheit.

Paris, Samstag den 8. Dezember 1832.

Ich habe es immer gesagt: wenn zweihundert Bürger zusammenhalten in gerechten Dingen, sind sie unbesiegbar. Aber zusammenhalten auf die rechte Art. Nicht wie ein langer Faden — er sey noch so lang, das macht ihn nicht stärker, ein Kind zerreißt ihn — sondern wie ein Knäul. Und nicht zusammengehalten in seltenen und großen Dingen — zu seltenen und großen Dingen finden sich seltene und große Menschen, die das allein vollbringen, — sondern in kleinen Dingen, die täglich wiederkehren. Um zu lernen, wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich, durch die bewaffnete Macht, durch physische Gewalt; es ist aber Täuschung. Wo noch so despotisch, wird durch eine sittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zusammengebracht, zusammengehalten? Durch moralische Einflüsse, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeist. Alle diese Hülfsmittel der Tyrannei stehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie selten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geschieht, da ist es schon ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Versammlung Bürger aus einander treibt, ist keine physische, sondern eine moralische Gewalt, denn sie ist nur ein Symbol der Macht. Die Polizei, in ihr ist die Macht der Tyrannei. Sie ist die Krämerei des Despotismus, die ihn stündlich aber den ganzen Tag und alle Tage lothweise ausgibt und die Freiheit pfennigweise einnimmt. Dieser Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegen sehen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher

Feste feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder bestrafen kann. Wie dort zwanzig Tausende auf einem Berge sich versammeln, mögen sich hier fünfhundert freisinnige Bürger täglich in den verschiedenen Gasthöfen zerstreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit gesprochen werden. Sie sollen nur unbekümmert seyn, das Wort im Schwanen findet sich mit dem Worte im englischen Hofe zusammeu — es gibt einen Gott, der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr spielen; es ist nichts Leichteres als das. Besonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt sie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellinghausen und kann manches Räthsel errathen, so verstockt sie sonst auch ist. Aber wenn auch!

Nicht zu vergessen **Le roi s'amuse... Les rois s'amusent** — aber Geduld!... Sehen Sie, es gibt Schriftsteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos, weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit großen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie, und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen. Aber dieses Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehn Jahren kommen sehen, ich habe seitdem oft davon gesprochen. Es herrscht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus (drei Worte wie Kampher, die Censurmotten abzuhalten) in der französischen Literatur. Es ist der Uebergang vom Despotismus zur constitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt, Freiheit mit Ordnung zu paaren. Jede Regel ist ihnen Tyrannei, jeder Anstand Aristocratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunst — sind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren Alles, sie dutzen Alles. Sie sagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker.

Sie dulden keine Kleidung an nichts, und hätte sie die Natur selbst angemessen. So führt Despotie auch in der Kunst zur Anarchie. Die alte französische Kunst ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeschmackt, ungesund, naturwidrig. Aber zwischen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsstück, man soll die Kunst nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen sie nackt — gut es sey; man kann sich daran gewöhnen. Aber geschunden! Die neuen französischen Dramatiker schinden Alles: Die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Lust. Das ist abscheulich! Die Natur selbst gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigstens eine Farbe zur Hülle. Das farbenlose Licht, das ist der Tod, die Fäulniß, das ist gräßlich.

Sonntag, den 9. Dezember.

Ich habe aufhören müssen. Seit einigen Tagen werde ich von grausamen Zahnschmerzen geplagt. Am Tage sind sie leidlicher; da bin ich aber müde von der schlaflosen Nacht. Es ist ein Fluß und ich werde sehen, wie ich hinüber komme. Der unschuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Rezensent ist ein Wolf, einer der Zahnschmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerste Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie, die ihn am Aermel zupft, so oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung spielt in der Zeit und am Hofe Franz des Ersten. Das ist der französische König, der in seinem vier und fünfzigsten Jahre an einer unglücklichen Liebe starb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt sein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Kosen, das Küssen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und Alles in Gegenwart der Hofleute und der Tausende von Zusehern, unter welchen Leute sind wie ich. Es ist abscheulich. Racine's Fürsten und Helden schmachten und weinen, wenn sie lieben; ihre Krone schmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in goldenen Thränen herab. Das ist Unnatur; denn ein König ist früher König als Mensch. Victor Hugo's Franz der Erste überläßt das Weinen seinen Geliebten, er schmachtet nicht, sondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das ist Natur, aber es ist die häßliche Natur und was häßlich, ist unsittlich.

Paris, Montag den 10. Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Fortsetzung. Vielleicht mache ich den Beschluß erst in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch besser, als die Leser des Abend- und Morgenblattes, die mit himmlisch deutscher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchstabiren und längere Zeit brauchen, die Geschichte zu lesen, als die Geschichte selbst brauchte, um zu geschehen. Ich bin heute noch etwas satyrisch, ich habe noch Zahnschmerzen. Triboulet ist der Hofnarr des Königs. Er ist klug und boshaft, wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Victor Hugo sagt

(in der Vorrede): er sey auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er sagt ferner: Triboulet hasse den König, weil er König sey; die Hofleute, weil sie Vornehme wären; alle Menschen, weil sie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem Allen nichts gemerkt und ich halte es für Verleumdung. Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter sein eignes Werk verstand, oder vielmehr, wie er es zu verkennen sich anstellt, um sich gegen die Beschuldigung der Unsittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufspürt, daß einer der Hofleute eine schöne Frau, Tochter oder Schwester hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umstände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abenteuer aus, besucht die Weinschenken und garstigen Häuser und taumelt singend und betrunken in sein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von seiner ganzen fürstlichen Natur nichts als die Schonungslosigkeit, und man begreift nicht, warum er seinen liederlichen jungen Menschen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakespeare es verstanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Fastenzeit lustig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich ist die Gemeinheit eine Maske, bei Franz ist die Krone eine.

Die Hofleute hassen diesen Triboulet, weil er sie Alle ungestraft necken und ihnen boshafte Streiche spielen darf. Da machen sie die Entdeckung, daß sich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus schleiche. Es kann nichts anders seyn, meinen sie, Triboulet hat eine Geliebte, und sie nehmen sich vor, das lustige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderm die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen sich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln macht Triboulet seinen gewohnten geheimnißvollen Gang und schleicht sich mit ängstlicher Vorsicht in ein Haus, zu dem er den Schlüssel hat. Wir wollen uns mit hineinschleichen; es muß schön seyn zu sehen, wie der bucklichte und tückische alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz anders, als die schurkischen Hofleute es sich vorgestellt. (Die Erde liege schwer auf ihnen, weil sie meinen Triboulet, den ich liebe, so unglücklich gemacht.) Nachdem Triboulet die Thüre hinter sich verschlossen, setzt er sich im Hofe, der das Haus umgibt, auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Lust; das Weinen ist sein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß, so lange die Sonne scheint. Er klagt im Selbstgespräche: Jeder Mensch, der Soldat, der Bettler, der Galeerensclave, der Schuldige auf der Folter des Gewissens, der Verbrecher im Kerker, diese Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen, wenn sie nicht wollten, das Recht, zu weinen, so oft sie wollten, nur er hätte diese Rechte nicht. Er tritt in das Haus, ein junges, holdes Mädchen kommt ihm entgegen und wirft sich in seine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er sie an seine Brust. Es ist seine Tochter. Jeder weiß, wie ein Vater sein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geschöpf ist, das ihn, das er liebt; wenn er sonst überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater seine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter errathen. Diese Scene, gleich noch einigen andern des Drama's, ist herrlich und man muß sie vergessen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ seine Tochter in stiller Verborgenheit aufblühen, um sie vor der bösen Luft in Paris zu schützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht, die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal seinen Namen. Sie ahnet nur, er müsse unglücklich seyn. Sie spricht:

Que vous devez souffrir! vous voir pleurer ainsi,
Non, je ne le veux pas, non cela me déchire.

Worauf der Vater antwortet:

Et que dirois-tu, si tu me voyois rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er seine Tochter gewarnt, sich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüster mehrer Menschen, er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erschrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was sie vorhätten? Dieser nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, sie wären gekommen, die Frau eines Hofmannes, die der König liebt und deren Haus auf dem Platze stand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in seine alte Bosheit zurück und erbietet sich schadenfroh, bei der Entführung behülflich zu seyn. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und ist dabei so geschickt, ihm zugleich mit einem Tuche Augen und Ohren zu verbinden. Es ist dunkele Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts sieht. Man gibt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus steigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Triboulets Tochter wohnt, und diese geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt sich Maske und Binde vom Gesicht weg, findet die Leiter an seinem eignen Hause gelehnt und zu seinen Füßen liegt der Schleier seiner Tochter. Die Räuber waren schon weg; sie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus der sie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam. —

Triboulet ist seiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermuthet nur erst, wohin man seine Tochter geführt. Am andern Morgen erscheint er im Louvre, zeigt sich wie immer, aber er lauert. Das Flüstern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß seine Tochter beim Könige ist. Er weint und fleht und droht, man solle ihm sein Kind zurück-

geben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas seyn, was selbst den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle schweigen und sind bestürzt. Triboulets Muth steigt, und er kehrt mit seinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt sich der Dichter aus. Bald stürzt Triboulet's Tochter aus des Königs Zimmer und sinkt, unter Todesblässe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß schon Alles. Er führt seine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den lustigen Rath wie vor. Er sinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher schon einen Banditen kennen gelernt, der um einen bestimmten Preis jeden Lusttragenden von seinen Feinden befreit. An diesen wendet er sich. Der Bandit hat zwei Manieren, zu morden: entweder im Freien der Straße, oder in seinem Hause, wie man es wünscht. Für das Haus hat er eine junge, schöne Schwester, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und sie unter Lächeln und Kosen dem Messer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die schöne Zigeunerin besuche. Er kauft seinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preises voraus, und wird auf Mitternacht bestellt, wo ihm die Leiche des Königs in einem Sacke gesteckt ausgeliefert werden solle, daß er sie dann selbst in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet seine Tochter (sie heißt Blanche) auf den Platz, wo das Haus des Banditen steht. Er sagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der schon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, schildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß sie sey, und wie oft er das in schönen, blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, seine Tochter zu

enttäuschen, führt sie an das Haus des Banditen, durch dessen zerrissene Mauern und unverwahrte Fenster man von Außen Alles sehen und hören kann, was sich innen begibt. Da sieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin kosen, hört, wie er dem Mädchen die nämlichen süßen und schönen Worte schenkt, die er ihr selbst gegeben. Das betrübt sie, sie jammert und willigt schweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt sie nach Hause eilen, sich in Männerkleider werfen, sich zu Pferde setzen, und in das Land flüchten, wo er sie an einem bestimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz sitzt im Hause und scherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett, sich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer, wo er einschläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitschuldige ihres Bruders, bittet dieses Mal um Schonung, denn der junge Offizier von so seltenem edlem Anstande hatte Eindruck auf sie gemacht. Der Bandit weist sie kalt zurück, sagt, er sey ein ehrlicher Mann, habe seinen Lohn erhalten und müsse den versprochenen Dienst leisten. Doch ließ er sich so weit bewegen, daß er versprach, den Offizier zu schonen, wenn unterdessen ein Anderer käme, den er statt jenes ermorden und im Sacke gesteckt ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht sey und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo sey aber Hoffnung, daß noch um Mitternacht sich Jemand hierher verirre?

Unterdessen hatte Triboulet's Tochter über die dunkeln drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erst klar, der König solle in dieser Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüstet und als Offizier gekleidet, jagt sie die Angst vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was

sich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Gespräch zwischen dem Banditen und der Zigeunerin und entschließt sich, für den König zu sterben. Sie klopft an die Thüre, sie wird geöffnet, und sobald sie eintritt, fällt sie unter dem Messer des Banditen.

König Franz taumelt singend zu seinem Louvre hin.

Unterdessen kommt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus und empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog, der jetzt folgt, ist herrlich. Es ist grause, dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde. Triboulet, Racheglut und Freude im Herzen, setzt seinen Fuß auf den Sack, verschränkt stolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er, der schwache, verachtete, verspottete Triboulet seinen Feind unter sich gebracht. Und welch einen Feind! einen König. Und welch einen König! einen König der Könige, den Herrlichsten unter Allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen gerissen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner, schlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe sich losgemacht von der Harmonie, und der Bau stürze krachend zusammen.

So zecht Triboulet fort und immer trunkener durch seinen Sieg, will er noch das Gesicht seines verhaßten Feindes sehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es ist finstere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten soll. Er öffnet den Sack, der Blitz kommt, der ihn zerschmettern soll, er erkennt seine Tochter. Im Anfange hofft er, es sey ein Gaukelspiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm diese Hoffnung. Er zieht seine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt sie darin. Sie ist entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt sie. Sie röchelt noch, spricht noch einige Worte und verscheidet. Der Vater sinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beschluß morgen.

Paris, Donnerstag den 13. Dezember 1832.

Le roi s'amuse. Beschluß. Dieses Schicksal im Sacke; diese schauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz seiner geliebten Tochter; diese Tochter im blutigen Hemde todt, nein, schlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieses Alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finsterer Nacht umhüllt, daß sich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angst des Traumes geselle — hat das nicht in seiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigstens als ich diese Scene las, so sehr sie mich auch erschütterte, fiel mir ein, der Narr Triboulet, wie hat der sich prellen lassen, man soll doch nie eine Katze im Sacke kaufen! Ich weiß nicht, woran es liegt. Shakespeare hat ähnliche, er hat noch viel schrecklichere Schrecken; aber bei ihm ist der Schmerz gesund, das Ungeheure hat seine Art Wohlgestalt; denn selbst die Krankheit hat eine Gesundheit, die ihr eigen ist, selbst das Verbrechen hat seine moralische Regel. Bei Victor Hugo aber ist das Mißgestaltete mißgestaltet. Ich weiß nicht; es ist darüber nachzudenken. Das ist die tragische Häßlichkeit, von der ich sprach, die tragische Unsittlichkeit. Die komische war in den Liebeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch hellern Scheine der Kerzen auf das Unverschämteste dargestellt worden. Viktor Hugo hätte aus dem Allem einen Roman machen sollen. Erzählen kann man Alles, auch das Häßlichste; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Mißfällige und ein Buch kann man ja zu jeder Zeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichste;

wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben; er denkt: es ist ein Dichter, und er hat gelogen. Aber dieses in ein Drama bringen, dieses Alles unter unsern Augen geschehen lassen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Minister! was geht die Minister Louis Philipp's die Aesthetik, die Dramaturgie, die Moral an? Warum haben sie die Aufführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt, was Viktor Hugo darüber sagt. Am Morgen nach der ersten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater-Direktor: er habe so eben vom Minister den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu lassen. „L'auteur, „ne pouvant croire à tant d'insolence et de folie, courrût au „théatre" . . . Insolence — folie — von einem Minister! das wäre nach dem baierischen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majestätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geschieden ist, der Hausnachbar eines Königsmordes. Viktor Hugo eilt in das Theater; es ist wirklich so; er liest den Befehl des Ministers. Das Drama wäre unmoralisch befunden werden. „Cette pièce a revolté la pudeur des gensd'armes, la brigade „Leotaut y étoit et l'a trouvé obscêne; le bureau des moeurs s'est „voilé la face; monsieur Vidocq a rougi." Aber war es von Seiten des Ministers mit der Einwendung der Unmoralität ernst gemeint? Hugo sagt: das sey nur ein Vorwand gewesen, der eigentliche Grund aber des Verbotes sey ein Vers im dritten Akte: „où la sagacité maladroite de quelques familiers du palais „a découvert une allusion à laquelle ni le public ni l'auteur „n'avait songé jusque là, mais qui une fois dénoncée de cette „façon, devient la plus cruelle, et la plus sanglante des in- „jures." Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er sich deutlicher erklären.

Ich suchte mit dem größten Eifer den im dritten Akte enthaltenen, für den König beleidigenden Vers auf und glaubte ihn im Folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mou dieu
Lacheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenschaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend kam mir die Aengstlichkeit der Minister um so toller vor. Wer bekümmert sich um die Berry? Wer denkt an sie? Und die wenigen Legitimisten, die im Théâtre français sitzen, würden, in Gegenwart des demokratischen Parterres und der Philippisten-Logen, nie wagen, eine solche Anspielung laut werden zu lassen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte später erzählen, es sey eine andere Stelle im dritten Akt, die den Minister stutzig gemacht. In der Scene nämlich, wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um seine geraubte Tochter jammert und die Hofleute ihn verlachen, wendet er sich an diese der Reihe nach und sagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt ihr? Du da hast eine Frau, du eine Tochter, du eine Schwester, du Page dort eine Mutter — Frau, Tochter, Schwester, Mutter, der König hat sie Alle. Und die Großen, welchen er das vorwirft, sind die vornehmsten historischen Familien des Landes, Triboulet nennt sie Alle bei Namen, und unter diesen Bastard-Ahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herstammen. Ich habe das Buch schon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht selbst beurtheilen.

Der Dichter in seinem Zorne gegen die Minister triumphirt, daß, so viele Kunstfeinde er auch habe, diese doch, nachdem er eine so schnöde Behandlung erfahren, Alle gleich auf seine Seite getreten wären. „En France, quiconque est persécuté n'a plus „d'ennemis que le persécuteur." Alles wie bei uns! Viktor Hugo hat das Théâtre français beim Handels-Gerichte verklagt.

es zur ferneren Aufführung des Drama's zu zwingen, oder zu einer Entschädigung von vierhundert Franken für jeden Theater-Abend zu verurtheilen. Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? nichts; auch weiß er das und es ist ihm nur um den Scandal zu thun. Aber was gewinnen die Minister dabei? Der Dichter sagt es offen heraus: er habe sich bis jetzt nur mit den stillen friedlichen Musen beschäftigt; er habe sich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde er gegen die Regierung feindlich auftreten. Ist nun Victor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer ist, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der Gefährlichsten, der Talentvollsten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde seine Feindschaft der Nation hundert tausend Franken kosten, welche die Minister aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu versöhnen. Was gewinnen also die Minister? Ich glaube aber, sie sind nicht so dumm, wie sie aussehen. Sie gewinnen, was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Prozesses. Das beschäftigt Paris drei Tage, und für die folgenden Tage wird der liebe Gott auch sorgen. Sie sind immer noch klüger als unsere deutschen Minister; sie lassen zuweilen Rauch aus dem Schornsteine, daß der Kessel nicht platze.

Sehen Sie aber, was ein deutscher Gelehrter ist! Vorgestern morgen beim Frühstücke hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnschmerzen, von den aristotelischen Einheiten, der Abwesenheit der Madame Malibran und der Anwesenheit der ****, von dem König Otto, von baierischer Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Victor Hugo's an die Stelle: „Il fut même enjoint au théâtre de rayer de son affiche les quatre mots rédoutables: le roi s'amuse." Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide

Arme gestützt und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces quatre mots; le roi s'amuse. Wie? le roi s'amuse, sind das vier Worte, sind es nicht blos drei? kann man s mit einem Apostroph ein Wort nennen? ist s'a..- ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo ist die Wahrheit? wo ist das Recht?.. Darüber ward mir mein Thee kalt und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tische, ehe ich sie ausgelesen. So ist der deutsche Gelehrte! Dem Victor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch besser verstehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein protestantisch deutsches Gewissen dieses nie zugegeben.

Aber zum Schlusse: der Handelsminister hatte Recht, das Stück ist unmoralisch. Wie kam es mit Victor Hugo dahin? Ich habe es schon gesagt; es ist der Jacobinismus der romantischen Literatur. Victor Hugo ist einer der Edelsten unter den Sklaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er ist doch ein Sklave. Im Uebermuthe seiner jungen Freiheit, weiß er diese nicht weise und männlich zu gebrauchen, und sündigt links, weil sein alter Tyrann rechts gesündigt hat.

Das Gericht ist aus, ich habe Recht gesprochen; jetzt Perrücke herunter.

Freitag, den 14. Dezember.

Heute gehe ich zum ersten Male wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnschmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlassen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den stinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und so lange die stinkenden deutschen Zeitungen nicht zu lesen brauchte. Der Geschmack der letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein, es ist nicht zu ertragen. Die Deutschen müssen Nerven haben, wie von Eisendraht, eine Haut von Sohlleder und ein gepökeltes Herz. Diese Unverschämtheit der Fürstenknechte, dieses freche Ausstreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieser weintolle Uebermuth, dieses Einwerfen aller Fensterscheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn sie mit dem Glase auch die Sonne zerstörten — es übersteigt meine Erwartung. Aber das steigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Aristokraten Mitleiden haben, man muß ihnen nicht eher sagen, daß das Kassations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage, wo sie hingerichtet werden. Das deutsche Volk wird einst gerächt werden, seine Freiheit wird gewonnen werden; aber seine Ehre nie. Denn nicht von ihm selbst, von andern Völkern wird die Hülfe kommen. Ich sehe es schon im Geiste: wenn einst die finstern Gewitterwolken sich werden über den deutschen Palästen zusammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geschmeidige deutsche Volk wie ein Eisendraht hinauf kriechen zu allen Dächern seiner Tyrannen, um die geliebten Herrscher vor dem Blitze zu bewahren und ihn auf sich selbst herabzuziehen. Wem daran gelegen ist, verhöhnt und

betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen seine Feinde zu seyn, zumal gegen die Fürsten, welche die Feinde aller Menschen sind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten; wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine stünde — die Franzosen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverschämtes Hofmeistern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das, was der Deutsche das ganze Jahr erduldet — sie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzosen waren Jahrhunderte lang Sklaven unter ihren Königen; aber sie durften doch singen in ihren Ketten, sie durften ihre Kerkermeister verspotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und schuldlose Menschen auf das Blutgerüst gebracht, aber nie fand Robespierre ein Gericht, das so feige und unmenschlich gewesen, einen Aristokraten zu verurtheilen, daß er vor dem Oelbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Despotie der Könige, wie unter der der Republikaner erkannte man Etwas im Menschen an, das, weil von Gott gesandt, heilig und unverletzlich ist und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieses Göttliche, Heilige, und Unverletzliche im Menschen: seine Ehre, seinen Glauben, seine Tugend, das wird in Deutschland am meist, zuerst bestraft, am Boshaftesten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München wurde wegen seines politischen Glaubens auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt, und zu der schlimmern Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß sie aussähe, wie die Knechtschaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterscheiden könne und gemeinschaftlicher Schmutz Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn einer es wagte, im Theater einen Laut des Mißfallens zu äußern

und es versuchte einmal ein schamlos schmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenschaften, Thorheiten und Verbrechen seiner Fürsten durch Poesie, Musik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und so ein ganzes Volk zu Mitschuldigen seiner niederträchtigen Gesinnungen zu machen — und stünde die Todesstrafe auf ein Lächeln — es fänden sich hier Hunderte von Zuschauern, die lachen, zischen und pfeifen und ihr Leben an ihre Ehre setzen würden. Man jauchzte keinem schamlosen, tollen Schauspiele zu, wie das, was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbesteigung des Königs Otto dichtete und auf der Bühne vorstellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauspiel, welches alle das dicke Bocksbier, das seit dem vorigen Sommer in den baierischen Adern stockte, in die freudigste Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutscher Hofdichter etwas politisches singt, umgibt er sich mit Glaube, Liebe und Hoffnung. Es sind seine Grazien und seine Parzen zugleich. Mit ihnen versüßt er die Tyrannei, mit ihnen spinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens ist es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag, ein deutscher Unterthan zu seyn. Jetzt werden die alten olympischen Spiele dargestellt, in dem Augenblicke, wo die Vertheilung der Preise Statt findet. Hundert Dichter athmen schwer, die, welche den Gott in sich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bavaria kömmt und deklamirt Gedichte des Königs von Baiern und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild stellt die Gegend von Athen vor. „Mit erst düsterem Himmel, verbrannten Oliven-Wäldern und verdorrten Fluren. Nach und nach kleidete sich der Himmel in Baierns Nationalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu

grünen. Die Fluren bedeckten sich mit Blumen und Blüthen, aus Ruinen entstanden Paläste. Und in diesem Augenblicke erschien, von der Liebe getragen und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das als Segensgestirn über Hellas aufgehende Bildniß des Königs Otto, vor dem sich Griechenlands Volk in freudiger Huldigung neigte." Bavaria=Sappho ist verrückt, sie ist verliebt, weiß nicht mehr, was sie spricht, und ich sehe sie schon vom leucadischen Felsen hinab in die Isar springen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringste Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann ist, von der Liebe, die ein Frauenzimmer ist, tragen ließ. Ich begreife nicht, wie das zarte Wesen diese Last von München bis zum Himmel, einen so weiten Weg, hat aushalten können; König Otto muß sehr leicht seyn! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern gesetzt? Der hat schon in seiner Dummheit viel schwerere Lasten getragen. Dann wäre die Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei gewesen und das Ganze wäre ein Meisterstück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht, ob Sie Verstand haben, aber Geschmack haben Sie nicht den geringsten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenfelder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat essen. Aber die baierische Nationalfarbe, in welche sich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — ist das nicht himmlisch? ja, ja, so ist es. Den Himmel selbst möchten Sie gern zum Lakaien machen, und sein heiliges Blau soll die Livree=Farbe eines deutschen Fürsten seyn! Verdammniß! Es kömmt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott raucht und Deutschland wäre der Wassersack der Pfeife, bestimmt, um diese rein zu erhalten, allen Schmutz, alle stinkenden Säfte aufzunehmen. Die Zeit

wird kommen, daß jeder europäische Fürst mit einem Stücke seines Landes in den deutschen Bund treten wird, um sich mit einem solchen heilsamen Wassersacke zu versehen. Hannover ist der Wassersack Englands, Luxemburg der Wassersack der Niederlande, Holstein der Wassersack Dänemarks, Neufchatel der Wassersack der Schweiz. Wie heute die englischen Blätter erzählen, soll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heirathen. So verspricht Portugal der Wassersack der spanischen Halbinsel zu werden, und Griechenland ist voraus zum Wassersack des Orients bestimmt, wenn dieser, wie sie fürchten, der Civilisation und Freiheit entgegen reift.

Der schönste Spaß in dieser baierisch-griechischen Komödie ist: daß König Otto, oder vielmehr sein Vater in dessen Namen, die griechische Constitution nicht hat beschwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechischen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines solchen Eides sey er beauftragt, dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er also, da man sich weigere, ihn zu leisten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze seiner Baiern hin und nimmt von seinem Lande mit Gewalt Besitz. Ich fürchte sehr, daß, wenn der griechische Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er sein bairisch-blau wieder ausziehen und seinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen, es ist mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da sitzt der alte Herr den ganzen Tag auf seinem Lehnstuhle, liest die Erdzeitungen und brummt über seine entarteten Kinder. Es ist ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige seiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten schwärmte, welche himmlische Pagenstreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! wie er seinem

Vater, dem Fresser Kronos, ein Brechmittel eingab; wie er sich als Gans, als Ochs, als Mensch, als Regen verkleidet, zu den Schönen schlich, wie er neun ganze halbe Tage sich mit der gelehrten Mnemosyne einschloß und mit ihr alle die Millionen Bücher schrieb, die seitdem in die verschiedenen Sprachen der Menschen übersetzt erschienen sind — es ist alles vorbei, es ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorsteigen, und alle Tempel auch und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem schönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyssus gedrängt von Menschen war, kömmt ein Sklave athemlos herbeigestürzt und schreit: König Otto ist angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder springen von der Erde auf und vergessen ihre Knöchel mitzunehmen. Die schöne Lais macht die Rosen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne, Epaminondas ballt die Faust, Plato bekömmt Angst und versteckt seine Republik, Perikles reicht seiner Freundin Aspasia den Arm, Aristoteles zieht seine Schreibtafel heraus, Alles zu notiren, die Blumenmädchen suchen Eine der Andern vorzukommen, und jetzt alle eilig zum pyräischen Thor hinaus. Nur Sophokles geht seinen ernst langsamen Schritt; er dichtet seine Antigone. Als die Athenienser am Hafen ankamen, war König Otto mit seinen blauen Baiern schon gelandet! Das Erste, was er that, war, daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhing. Aristoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath, und die Berufung als Professor der Naturgeschichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag, die Büste des Herrn Jarke für die Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Oberbaurath von Klenz zeigte dem Kalikrates die Risse seiner schönsten Ge-

bäude in München und dieser fragte: hat Euer Basileus so viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrn-Schlüssel und ein baierscher Obrist fragte Epaminondas, wie viel Fourage-Gelder ein hellenischer Obrist bekäme? Professor Thiersch unterhielt sich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen seiner schlechten Aussprache verspottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade sein Festspiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majestätisch hervor und hält folgende Rede:

„Hellenen! Schaut über Euch. Der Himmel trägt die baiersche Nationalfarbe, denn Griechenland gehörte in den ältesten Zeiten zu Baiern. Die Pelasker wohnten im Odenwalde und Imachus war aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen, Euch glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestifter und Zeitungsschreiber haben Euer schönes Land in's Verderben gestürzt. Die heillose Preßfrechheit hat Alles in Verwirrung gebracht. Seht, wie die Oelbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu Euch herüber gekommen, ich konnte aber nicht viel früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. Jetzt seyd ihr ein Glied des deutschen Bundes. Meine Minister werden Euch die neuesten Bundesbeschlüsse mittheilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wissen und euch nach und nach glücklich machen. Für meine Civilliste gebt ihr mir jährlich sechs Millionen Piaster, und ich erlaube Euch, meine Schulden zu bezahlen." Die Griechen, als sie diese Rede hörten, erstarrten Alle zu Bildsäulen. Diogenes hielt dem König Otto seine Laterne in's Gesicht, die schöne Lais kicherte, und Aristoteles war in Verzweiflung, daß sein Griffel brach und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen, die er machte, nicht mehr notiren konnte. Hippokrates sah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, schickte eilig einen Diener in die Stadt zurück, und ließ sechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern

setzten sich in Marsch. Vor dem Thore wurden sie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baier ein Pulver überreichten. Ein Major schrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechische Gesindel schießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Central-Untersuchungs-Kommission gebildet, Hippokrates wurde wegen seines dummen Spaßes als Medicinalrath nach Augsburg versetzt; die geistreiche Aspasia, die griechische Frau von Staël nach Egypten verbannt und Diogenes wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigsten waren schon vor der Untersuchung erschossen worden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauste das Volk wie ein wogendes Gewässer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenz hatte in der Nacht anfangen lassen, durch mehre hundert baiersche Maurer den Tempel der Minerva abtragen zu lassen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunstwerke, die der Tempel enthielt, lagen schon auf der Straße, von Stroh umwickelt, um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenz, was diese Tollheit bedeuten solle? Er erwiederte: Seine Majestät der König haben zu beschließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Phöcide, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, allerhöchst ihrem königlichen Vater nach Baiern zu schicken, zufolge eines mit allerhöchst Demselben abgeschlossenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, solle nach Baiern Kunst-Kolonien schicken, und dafür von dort Natur-Kolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des baierschen Cecrops, und das Alles gereiche zur Wohlfahrt beider Länder, und sey überhaupt sehr charmant. Aber die Athenienser fanden dieses

gar nicht charmant, sondern ergriffen einige der schönsten antiken Steine mit Bas-Reliefs verziert und warfen sie dem armen Herrn von Klenz an den Kopf, bis er todt blieb. Dann stürzten sie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit seinem Frühstücke beschäftigt war und dabei Saphirs deutschen Horizont las, bei dem Arme, setzten ihn in eine Sänfte und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die baierschen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienste im Scythischen Korps. Ihr baierisch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baierische Treue hatten sie vergessen. So endigte das baierisch-russisch-englisch-französisch-hellenische Reich.

Paris, Sonntag den 16. Dezember 1832.

Die Berry ist krank; aber wie man sagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloser Zustand, der sie niedergeworfen, sondern gerade das Gegentheil. Wahrscheinlich ist das Verleumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen sitzt und warum Carl X. nicht mehr in Paris lebt, schreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung setzen lassen. Hier kann man sich die Sache gar nicht erklären. Diese Abneigung der Völker gegen gewisse Namen und diese Vorliebe für andere ist ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld ist, muß die Welt schwanger seyn; sie hat wunderbare Gelüste. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe

gemacht, daß ich gesagt: ein Volk dürfe seinen Fürsten verjagen, wenn ihm seine Nase nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zu viel behauptet. Aber man muß mir zugeben, daß eine Nase eine sehr wichtige Sache ist. Eine Nase ist ein bedeutender Theil des menschlichen Körpers; eine Nase kann einen Menschen entstellen und zieren; man kann seiner Nase willen einen Menschen lieben oder hassen; kurz eine Nase ist eine Nase; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunschweiger wollten keinen Carl und gaben sich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben sich einen Leopold; die Franzosen wollten auch keinen Carl und gaben sich einen Philipp. Der Name Carl scheint besonders unbeliebt zu seyn. In Spanien handelt sich's auch um Carl oder nicht Carl; in Portugal ist der Streit zwischen Peter und Michel. Meine Nase ist mir tausendmal lieber. Nun haben sie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Carl vom Throne gestürzt, weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Also weil er Philipp heißt und nicht Carl, wäre ihm Alles erlaubt? Ja er hat tausendmal schlimmer gehandelt, als Carl X. Dieser that es in der Leidenschaft, er konnte sich wenigstens damit entschuldigen, er konnte Alles auf seine Minister wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt sich nicht blos mit dem Rechte der Leidenschaft, er will auch die Leidenschaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, so oft es ihm beliebt, ungerecht seyn zu dürfen. Und er begnügt sich nicht, das Verbrechen allein zu begehen, er sucht auch die ganze Nation, in deren Stellvertretern, zu seinen Mitschuldigen zu machen. Nun gibt es zwar hier Leute genug, die nicht schlecht sind, sondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein anderer. Carl X. habe die Constitution aus eigner

Machtvollkommenheit verletzt. Louis Philipp thue es in Gemeinschaft mit den Kammern. Bei jenem sey die Aufhebung der Charte Willkür gewesen, dieser wolle sie gesetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht sie weit, weit schlimmer. Ist ein Verbrechen weniger ein Verbrechen, weil es zweihundert Menschen theilen? Ist die Tyrannei der Gesetze weniger Tyrannei als die der Willkür. Und wenn alle die dreißig Millionen Franzosen in der Kammer säßen, und sie alle stimmten Mann für Mann für ein Gesetz, das der Regierung verstatte, die persönliche Freiheit, die Freiheit der Presse aufzuheben, das heilige Asyl des Hauses zu verletzen — sie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht der Täuschung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbstsucht, der Ermüdung des Tages, die bessere Einsicht, die Wahrheit, die Besonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geschlechts aufzuopfern. Hier ist der Jammer, hier ist die Trostlosigkeit, das ist's, was die wahre Freiheit Europens noch um ein Jahrhundert hinausschickt. Erst fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einsicht. Wenn einmal die Völker Europens sich der Tyrannei ihrer Fürsten werden entledigt haben, werden sie in die Tyrannei ihrer Gesetzgeber fallen, und sind sie diese los geworden, gerathen sie in die Tyrannei der Gesetze. — Diese Tyrannei der Gesetze ist aber gerade die feste Burg, welche von der Freiheit seit fünfzig Jahren belagert wird. Was sie seitdem erobert, das sind blos einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Festung etwas näher gerückt ist. Es muß Menschenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältnisse, um keines Vortheils, um keiner Beseitigung einer Gefahr willen vernichtet,

geschmälert oder eingestellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menschen zu retten; man wirft aber nie den Menschen über Bord, die Waaren zu retten. In politischen Stürmen aber opfert man das, was der Mensch ist, dem auf, was er hat, man wirft den Menschen über Bord, den Bürger zu erhalten — das ist Wahnsinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn sie alle so verdorben wären, das was sie haben, dem vorzuziehen, was sie sind — es bliebe doch Wahnsinn.

Mit besserer Einsicht als Europa ließen die Amerikaner, als sie ihre Freiheit gründeten, der Verfassungsurkunde eine Erklärung der Menschenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Gesetze bedürfen, um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Gesetz eingeschränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die französische Nationalversammlung hat es auch damit versucht. Aber jetzt denkt Keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menschenrechten spricht, lacht er einen aus, und wenn man in Paris zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menschenrechte ausspricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menschenrechte — das ist die Guillotine!

Dienstag den 18. Dezember.

Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich eine schwarze Visitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie sie da lag auf dem schwarzen Marmortische im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Besuch eines Geistes. Es war der Name eines Polen. Ich habe solche schwarze Karten hier nie gesehen. Sollten sie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie sie, ich schicke sie Ihnen, bewahren Sie sie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergossen, und sollte das Glück es wollen, daß Sie noch ferner eine weinten; dann sehen Sie diese Karte an, daß Ihr Herz zur Wüste werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verschütte. Denn wahrlich, es ist edler die ganze Menschheit hassen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein sterbendes Volk zu sehen, das ist zu schrecklich; Gott hat dem Menschen keine Nerven gegeben, solches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht sterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all das Blut, alle die Nerven der verstorbenen Glieder erben, und dem armen und elenden Rumpfe den Schmerz des ganzen aufbürden — o Gott, das ist zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menschen Geist und Sinne geschwächt, es verliert das Gedächtniß nicht, sey es noch so bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jünglinge, zum Kinde, und die Jugend mit all ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit

ihrer Lust und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erschuf, diese Folterknechte der Welt, hätte er wenigstens die Völker sollen sterblich machen.

Man hat jetzt den Deutschen eiserne Reife um die Brust geschmiedet, Sie dürfen nicht mehr seufzen um die Polen; aber die Franzosen brauchen noch nicht zu schweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kömmt auch die Hülfe. Haben sie in den französischen Blättern von dem neuen Jammer gelesen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polnischen Provinz werden fünftausend Edelleute eingefangen und nach dem Caucasus getrieben, um dort unter die Cosaken gesteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, sie müssen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geschleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiserliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei gestellt, welche sie zur Verbannung wählen wollen; nur ist ihnen auf das Strengste untersagt, die Begnadigung mit dem Caucasus auf die schuldigsten der Polen fallen zu lassen; diese kommen nach Sibirien, oder werden hingerichtet, oder werden im Gefängnisse erdrosselt und vergiftet. Was ich gestern gelesen, das ist noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronstadt, im Hafen, wie im Angesichte ganz Europas, auf Tod und Leben gegeißelt, weil sie ihr Vaterland nicht abschwören, weil sie dem Nicolaus nicht Treue schwören wollten. Und während sie die Reihen der Soldaten durchschlichen, durch Bajonette auf der Brust, am schnellen Gehen gehindert, ging ein Geistlicher zusprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte sie zu schwören. Ein Geistlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlösers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiser oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch schlechter war als er? Dreitausend andere Polen standen in einen Haufen zusammengetrieben auf dem Richtplatze, den Jammer

ihrer Brüder mit anzusehen, und hinter ihnen sechstausend Russen, Kanonen vor sich, den Haufen Polen niederzuschmettern, wenn einer von ihnen murren sollte. Die anwesenden russischen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, sondern daß man diese Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaisermord angerechnet worden. Und das duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menschheit, das heißt Gott selbst in den Koth treten. Aber nicht an Nicolaus allein denke ich; so schuldig er ist, er hat es nicht verdient, unsern ganzen Fluch zu tragen. Er ist nur der gefällige Wirth, er gab seinen königlichen Brüdern ein königliches Schauspiel. Denn es ist kein Fürst in Europa, der nicht aus seiner Lage dieses blutige Schauspiel mit Wollust ansähe, und nicht dabei auf sein eignes Volk hinabschielte und ihm den stummen Wunsch zugrinste: nun wohl bekomme euch diese Lehre!

Der Haß und der Ekel steigen mir manchmal bis an den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünsche und selbst meiner Verwünschungen überdrüssig. Es sind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte, und als sie aufstehen wollte, sich an Händen und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all das edle Blut, das vergossen worden, all den schönen Heldenmuth, all den Geist, alle die Menschenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geschlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht, frei zu seyn, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erst die Armuth beginnt. Und bedenkt man, wie dieses Blut, dieser Heldenmuth, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichthümer, wären sie nicht

verbraucht worden zur Vertheidigung des Daseyns, zur Veredlung, zur Verschönerung, auf die Freuden des Daseyns hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, Alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das Recht, glücklich seyn zu dürfen, für die Möglichkeit, glücklich seyn zu können! Denn mit der Freiheit ist nichts gewonnen als das, ist nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist unmöglich. Eine neue Macht, die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon besiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen sie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnschmerzen haben, sich einredeten, sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — sie wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist. Dort die Fürsten — sie wissen recht gut, daß ihre Herrschaft zu Ende geht. Ja alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das Glas unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüthen sie; sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen. Es gibt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne Erbarmen und nimmt sich die Tyrannei seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend.

Mittwoch, den 19. Dezember.

Bei den hiesigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwischen dem Kaiser Don Pedro und einem Pariser Bürger vor. Als der Huissier die Tagesordnung ausrief: **Dumoulin contre Don Pedro!** schrie einer der Zuhörer **à Oporto**, und Gelächter im ganzen Saale. Nämlich dieser Dumoulin verlangt von dem Kaiser einige und dreißigtausend Franken, für die Mühen, Reisen und Kosten, die es ihm verursacht, als er ihm seine jetzige Frau, die Beauharnois, verschaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppel-Pelz nach den Flitterwochen einfordern — eine solche Dummheit hätte ich keinem Pariser zugetraut, die eigentlichen Prozeß-Verhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübsch werden. Dem guten Don Pedro geht es sehr schlecht in Oporto, er rückt nicht vor und ist wie fest genagelt. Das ist der böse Zauber des Juste-Milieu, den sein Freund und Beschützer Louis Philipp über ihn ausgesprochen. Dieser hat ihm gesagt: Lassen Sie sich mich zur Warnung dienen; besser keine Krone, als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren, als mit einer Constitution; bleiben Sie nur ruhig stehen, gehen sie weder rechts noch links, halten Sie sich gerade und die Krone wird Ihnen schon einmal auf den Kopf fallen. Das hat sich Don Pedro gemerkt und er war so ehrlich, den constitutionellen Portugiesen nicht einmal etwas zu versprechen, außer, daß er sie wahrscheinlich nicht werde hängen lassen, wenn er wieder zur Regierung käme. Diesen aber genügt die Galgenfreiheit nicht, und sie leisten ihm darum in seinem Kampfe keinen Beistand. Louis Philipp wird ihm auch gesagt haben, er solle die heilige Allianz

nicht ärgern, und sich darum nicht anstellen, als wäre ihm an dem Glücke seines Volkes gelegen, sondern aufrichtig gestehen, es liege ihm blos an seiner Herrschaft, und dann würde sie nichts gegen ihn haben. So ist er auf seine Lohnsoldaten beschränkt, und wie will er mit diesen gegen ein von Glaubenswuth fanatisirtes Volk, gegen seinen von den mächtigsten Fürsten der Welt gut berathenen, gut unterstützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie, die jetzt in Spanien gespielt wird, ist auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es ist Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief und nichts soll meine Freude stören. Aber an jeden der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen andern Namen gegeben. Es empört mich viel stärker, wenn Fürsten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und sie mit Mährchen amusiren und sie mit groben Lügen täuschen, als wenn sie sie wie Männer und Sklaven züchtigen. Die spanische Königin hat ein Töchterchen, dem sie eine Krone verschaffen möchte. Aber ihrem Wunsche steht eine mächtige Partei entgegen, und um diese Partei zu bekämpfen, wirft sie sich in die Arme der Liberalen, und verspricht ihnen Freiheit, daß es eine Lust ist. Hat sie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen: wird sie die constitutionellen Spanier, die so thöricht waren, ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben so behandeln, wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen List, in welcher alle Fürsten so geübt sind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Katharine die angeborne Natur oft komisch genug vor. Ein Fürst, der von Freiheit spricht, macht dann ein Gesicht wie Robespierre — von dem einst Mirabeau sagte: e r s i e h t a u s w i e e i n e K a t z e, d i e E s s i g g e t r u n k e n h a t. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt,

voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Versöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Rousseau in der Postzeitung am ersten Januar wahrscheinlich singen wird. Plötzlich wendete sie sich an die verstockten Gegner ihrer himmlischen Absichten, kratzt sie und spricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen nicht Gehör gibt, auf den wird das Beil niederfallen, das schon über seinem Kopfe hängt.“ Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich sich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müssen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur sechzig Personen fassen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das ist ein Glück für wenigstens zwei Drittheile dieser Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren, und sich so vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort eiferte neulich mit edlem Unmuthe gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkische Kaiser in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker solchen Reformen entgegen sind. Welche schöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünsche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesversammlung auf einmal so weich gemacht? Ist etwa Rothschild's Koch krank geworden?

Paris, Donnerstag, den 20. Dezember 1832.

Gestern kam Victor Hugo's Klage gegen den Minister bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem diese Sache zufiel, hat im Börsengebäude seinen Sitz, und da es gerade die Stunde war, in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Lust, die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging, mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es ist eines der herrlichsten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein schöneres; unter diesem Säulendache sollte Phidias Jupiter thronen und strahlen und seine Menschenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf solch einen Vater! Aber drinnen sitzt Merkur in einem gepolsterten Lehnstuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt. Merkur, der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falschen Renten würfelt. Merkur, der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage seiner Geburt sich aus der Wiege schlich, hinauskroch auf das Landgut seines Stiefbruders Apollo, ihm die schönsten Ochsen stahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte seines Vaters schwur, er wisse von gar nichts. Merkur, Feind des Schönen, der Liebesleugner, der schon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und seiner Mutter, die ihn auf den Schoos genommen, ihren Gürtel stahl...... Also, da ich die Treppe hinaufging, kam eine junge, schöne, blasse Frau, an dem Arme eines Herrn, die Treppe herunter, und ich hörte, wie sie einem ihr begegnenden Bekannten sagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu setzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König sich ferner amüssiren werde, oder nicht,

schien mir Verschwendung. Abends bei Tische sprach ich einen, der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Mensch von achtzehn Jahren, mit überflüssigem rothem Blute, dem etwas zu ersticken eher gesund als schädlich war. Es soll fürchterlich gewesen seyn. Ueber den Lärm, dem Gedränge, dem Angstgeschrei hinaus, Fenster auf, wir ersticken, konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat seine Hand verloren, die ihm zwischen Thüre und Angel zerquetscht wurde. Der Angstruf: Fenster auf, wir ersticken, wurde immer stärker und allgemeiner. Der Präsident erklärte, er könne die Fenster nicht öffnen lassen; man höre schon jetzt wenig, bei offnen Fenstern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präsident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich ersticke! Endlich wurden die Fenster geöffnet, man trieb den überflüssigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgesetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux gelesen, will ich Ihnen Einiges mittheilen. Dieses Blatt wird von Advokaten des Juste-Milieu redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß sie die gerichtlichen Verhandlungen mit Parteilichkeit darstellten; keineswegs. Ihre Nemesis legt in beiden Wagschalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, sondern sie hängt ihr von der Nasenspitze herab, als der rechten Mitte zwischen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß, so oft Nemesis die Nase rümpft, die Wage etwas schwankt. Doch werde ich das schon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsstreit zwischen der romantischen und der klassischen Schule, es war wörtlich nichts anders als das, wie wir später aus Victor Hugo's Rede sehen werden — und diesen Streit sollte ein Handelsgericht entscheiden! Ist das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantischen Schule

hatten sich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und sollen sich sehr unanständig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von seinem treuen Heere mit rauschendem Beifallklatschen empfangen; aber es schien, daß ihn diese kleine Huldigung mehr in Verlegenheit gesetzt, als geschmeichelt habe. Odillon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Clienten überhebt mich der Pflicht, Sie mit ihm bekannt zu machen. Seine Sendung, die ihm von seinem Talente, seinem Genie angewiesen, war, unsere Literatur zur Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit, die nur ein Werk zur Uebereinkunft ist, zu einer gemachten Wahrheit: sondern zu der Wahrheit, die aus der Tiefe unserer Natur, unserer Sitten und Gewohnheiten geschöpft wird. Diese Sendung, er hat sie mit Muth übernommen, mit Ausdauer und Talent durchgeführt.“ Nun bitte ich Sie, was das für Menschen sind! Da ist Victor Hugo, der Fürst der Romantiker, der sein Land und Volk vertheidigt; da ist Odillon-Barrot, der erste Advokat Frankreichs, der ihm beisteht, und beide wissen nicht einmal, worin das Wesen der Romantik, worin ihr gutes Recht besteht. Es besteht nicht in der Wahrheit, wie sie sagen, sondern in der Freiheit. Freiheit und Wahrheit sind aber zwei ganz verschiedene Dinge .... Diese goldenen Worte, die ich da aussprach, werden dem Herrn v. *** sehr gut gefallen, und er wird sie rühmen wie meine Postschnecke, und meinen Freunden sagen, da hätte ich wieder einmal sehr schön geschrieben und Sie sollten mich aufmuntern, auf diesem guten Wege zu bleiben.

Odillon-Barrot forderte für seinen Clienten, daß die Komödie-Française entweder Le roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entschädigung von 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Skan-

dal. Nachdem er gezeigt, daß kein Gesetz vorhanden wäre, das einem Minister das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, setzt er hinzu: und gäbe es auch ein solches Recht, so gehört es nicht zu den Amtsbefugnissen des Ministers der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout, indem er es in Anwendung brachte, hat sich also eine Gewalt angemaßt, die ihm nicht gebührt. — „Aber in der That, der Herr Minister des Handels greift sehr um sich; er hat sich die Verwaltung der Nationalgarde genommen; die Präfekturen sind ihm untergeordnet, und jetzt maßt er sich noch die Direktion der Theater an, die durch ein Gesetz der hohen Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das so ist, was wird denn dem armen Minister des Innern noch übrig bleiben." Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es ist nämlich zu wissen, daß unser guter Monarch Louis Philipp von den republikanischen Instruktionen, die ihn umgaben, sich so geängstigt fühlte, daß er beschloß, sich, gleich Napoleon, einen Polizeiminister zu geben, der auf diese republikanischen Institutionen Acht haben sollte. Aber es war noch um einige Monate zu früh. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen und die Adresse der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er sich einstweilen, Thiers in's Geheim zum Polizeiminister zu ernennen, und ihm öffentlich den Titel eines Ministers des Innern beizulegen. Alle Geschäfte aber, die sonst dem Minister des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Minister des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter, die mit ihr verwandt sind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und sprach wie ein Poet und zwar wie ein romantischer Poet. Ein Dutzend solcher Reden vor einem deutschen Handelsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch ein Unterschied zwischen einer Schuldverschreibung und einem Wechsel sey. Es war ein Cor-

pus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er sagte, er hielte es für seine Pflicht, die kecke und strafbare Handlung, welche inseiner Person die Rechte Aller gekränkt, ohne strengen und feierlichen Widerspruch nicht vorübergehen zu lassen. Diese Sache sey keine gewöhnliche, nicht ein ebloße Handelsangelegenheit, eine persönliche. „Nein, meine Herren, es ist mehr als das, es ist der Prozeß eines Bürgers gegen die Regierung." ... „Ich hoffe, Sie werden, was ich Ihnen zu sagen habe, mit Theilnahme anhören, Sie werden durch Ihren Richterspruch die Regierung belehren, daß sie auf bösem Wege ist und daß sie Unrecht hat, die Kunst und die Wissenschaft mit solcher Ungeschliffenheit zu behandeln; Sie werden mir mein Recht und mein Eigenthum wieder geben; Sie werden die Polizei und die Censur, die nächtlicher Weise zu mir gekommen sind und, nach Erbrechung der Charte, mir meine Freiheit und mein Geld gestohlen, auf der Stirn brandmarken." Eine Polizei und eine Censur brandmarken — es ist doch gar zu schauderhaft! — „Die Bewegungsgründe, welche die Gesellen der Polizei einige Tage lang gemurmelt haben, um das Verbot dieses Stückes zu erklären, sind dreierlei Art: es ist der moralische Grund, der politische Grund und, es muß gesagt werden, so lächerlich es auch ist, der literarische Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche Vulkan für Jupiter verfertigt, drei verschiedene Stoffe genommen wurden. Der kleine ministerielle Blitz, welcher mein Drama getroffen und den die Censur für die Polizei geschmiedet hatte, ist aus drei schlechten Gründen zusammengedreht, gemengt und gemischt." Der Dichter untersucht nun diese drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er: „Alle vorgefaßten Meinungen, welche gegen die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Polizei auf einen Augenblick gelungen war, sind in dieser Stunde, wo ich da spreche,

verschwunden. Drei tausend Exemplare des Buches in der Stadt verbreitet, als so viele Advokaten, haben meinen Prozeß geführt und gewonnen.' Betreffend den politischen Grund des Verbots beruft sich Victor Hugo auf die Vorrede seines Dramas, und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgetheilt. Nach dieser Anführung bemerkt er: „Diese Schonung, zu welcher ich mich verbindlich gemacht, ich werde sie halten. Die hohen Personen, welchen daran liegt, daß dieser Streit würdig und anständig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten; ich bin ohne Groll und ohne Haß. Nur daß die Polizei einem meiner Verse einen Sinn gegeben, den er nicht hatte, das, erkläre ich, ist unverschämt und gleich unverschämt gegen den König wie gegen den Dichter. Die Polizei wisse es ein für alle Mal, daß ich keine Stücke mit Anspielungen mache. Sie lasse sich das gesagt seyn."

„Nach dem moralischen und politischen Grunde kommt der literarische. Daß eine Regierung aus literarischen Bewegungsgründen ein Stück verbietet, das ist seltsam, aber es ist wirklich so. Erinnern Sie sich, wenn es sich ja der Mühe lohnte, sich einer solchen Sache zu erinnern, daß im Jahr 1829, als die ersten sogenannten romantischen Werke auf dem Theater erschienen, zur Zeit, wo die französische Komödie Marion de Lorme annahm, eine von sieben Personen unterzeichnete Bittschrift dem Könige Karl X. überreicht wurde, worin man verlangte, daß das Théâtre-Français ohne weiteres, und von wegen des Königs, allen Werken, die man die neue Schule nannte, verschlossen werden möge. Karl X. lachte und antwortete mit Geist, daß in literarischen Angelegenheiten er, wie wir alle, nur seinen Platz im Parterre habe. Die Bittschrift starb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl, meine Herren, heute sind mehre von den Unterzeichnern jener Bittschrift Deputirte, einflußreiche Deputirte der Majorität, die Theil an

der Macht haben und über das Budget stimmen. Um was sie 1829 ängstlich baten, das haben sie, mächtig wie sie sind, 1832 thun können. Das öffentliche Gerücht erzählt wirklich, daß sie es waren, die den Tag nach der ersten Aufführung in der Deputirtenkammer den Minister angegangen und von ihm erlangt haben, daß unter allen möglichen und moralischen und politischen Vorwänden Le roi s'amuse unterdrückt werden solle. Der Minister, ein schlichter, unschuldiger, gutmüthiger Mensch, ging in die Falle . . . . Es ist merkwürdig! Die Regierung leihet 1832 der Akademie ihre bewaffnete Macht! Aristoteles ein Staats-Grundgesetz geworden! Deputirte, welche Karl X. abgesetzt haben, arbeiten in einem Winkel an der Restauration Boileaus! Wie armselig!"

Jetzt erinnert sich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht, ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernst gewesen. „Doch verhehle ich mir es nicht, daß die Zeit, in der wir sind, nicht mehr jenen letzten Jahren der Restauration gleicht, wo der Widerstand gegen die Anmaßungen der Regierung so gepriesen, so aufgemuntert, so volksthümlich war. Die Ideen von Ruhe und Macht genießen in diesem Augenblick größere Gunst, als die von Fortschreiten und Freiheit. Es ist das eine natürliche Rückwirkung der Revolution von 1830, wo wir alle unsere Freiheiten im Sturmschritte zum Zweitenmal genommen haben. Aber diese Rückwirkung wird nicht lange dauern. Unsere Minister werden sich eines Tags über das unversöhnliche Gedächtniß erstaunen, mit welchem selbst diejenigen Menschen, die jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Ungerechtigkeiten zurückrufen werden, die man heute so schnell zu vergessen sich den Anschein giebt . . . Ich muß es hier sagen, ich habe starke Gründe zu glauben, daß die Regierung diesen Schlaf des öffentlichen Geistes benutzen wird, um die Censur in aller Form einzuführen, und daß meine

Sache nur ein Vorspiel, eine Vorbereitung, eine Bahn zur allgemeinen Achtserklärung aller Theater-Freiheiten ist. Indem sie kein Repressiv-Gesetz gab, indem sie geflissentlich seit zwei Jahren die Ausschweifungen der Bühne alle Dämme überschreiten ließ, glaubte die Regierung, in der Meinung aller gesitteten Menschen, welche jene Ausschweifungen empören mußten, ein günstiges Vorurtheil für die dramatische Censur geschaffen zu haben. Meine Meinung ist, daß sie sich betrügt, und daß in Frankreich die Censur nur eine verhaßte Gesetzwidrigkeit bleiben wird."

„Und bemerken Sie, daß in dieser Reihe willkürlicher Handlungen, die seit einiger Zeit auf einander folgen, die Regierung aller Größe, aller Offenheit, alles Muthes ermangelt? Dieses schöne, obzwar noch unvollendete Gebäude, welches die Juli-Revolution entworfen hat, die Regierung untergräbt es langsam, unter der Erde leise, auf krummen Schleichwegen. Sie faßt uns verrätherisch von hinten, in einem Augenblicke, wo wir uns dessen nicht versehen. Sie wagt mein Stück vor der Aufführung nicht zu censiren, sie legt den andern Tag die Hand darauf. Sie macht uns unsere wesentlichen Freiheiten streitig; sie chikanirt uns in unsern best erworbenen Gerechtsamen; sie setzt das Gerüste ihrer Willkür auf einen Haufen alter, wurmstichiger, abgekommener Gesetze; sie stellt sich, uns unsere Freiheiten zu rauben, in einen Hinterhalt, in den Spessart kaiserlicher Dekrete, durch welchen die Freiheit nie kommt, ohne ausgeplündert zu werden." (Victor Hugo sagte, Foret de Bondi; aber ich habe Spessart daraus gemacht, denn ich bin ein guter Patriot. Ich schreibe vaterländische Briefe wie Herr von Gagern in der allgemeinen Zeitung, und bei mir hat alles eine deutsche Tendenz.)

„Ich sage, unsere Regierung nimmt uns stückweise alle die Rechte und Freiheiten, die wir in den vierzig Jahren unserer

Revolution erworben haben. Ich sage, es kommt der Rechtlichkeit der Gerichtshöfe zu, sie auf diesem Wege, der so verderblich für sie selbst als für uns ist, einzuhalten .... Bonaparte, als er Consul und Kaiser wurde, wollte auch den Despotismus; aber er machte es anders. Geradezu und mit einem Schritte trat er hinein. Er gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen Pfiffe, mit welchen man uns heute, eine nach der andern, alle unsere Freiheiten aus der Tasche spielt, die alten wie die neuen, die von 1830, wie die von 1789. Napoleon war kein Duckmäuser und kein Heuchler. Napoleon stahl uns nicht im Schlafe unsere Rechte eines nach dem andern, wie man es jetzt thut. Napoleon nahm Alles auf einmal, mit einem einzigen Griffe und mit einer einzigen Hand. Der Löwe hat nicht die Art des Fuchses."

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich, Regierung, Verwaltung — ganz gewiß war es eine Zeit unerträglicher Tyrannei; aber erinnern wir uns, daß wir unsere Freiheit in Ruhm reichlich bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals hatte, wie Rom unter Cäsar, eine zugleich unterwürfige und stolze Stellung. Es war nicht das Frankreich, wie wir es wollen, das freie, sich selbst beherrschende Frankreich; es war Frankreich. Sclave eines Mannes und Gebieter der Welt."

„Damals, das ist wahr, nahm man uns die Freiheit; aber man gab uns ein erhabenes Schauspiel dafür. Man sagte: an diesem Tage, zu dieser Stunde werden wir in diese Hauptstadt hineingehen, und am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde zog man dort ein. Man entthronte eine Königsfamilie mit einem Dekrete des Moniteurs. Man ließ sich alle Arten Könige in seinem Vorzimmer herumtreiben. Hatte man den Einfall, eine Säule aufzurichten, ließ man vom Kaiser vom Oesterreich das Metall dazu liefern. Man regelte, ich gestehe es, etwas eigenmächtig die Verhältnisse der französischen Schau-

spieler; aber die Verordnung war von Moskow datirt. Man nahm uns alle unsere Freiheiten, sage ich; man hatte ein Censur-Büreau, man zerstampfte unsere Bücher, man strich unsere Stücke von dem Anschlagzettel; aber auf alle unsere Klagen konnte man uns mit einem einzigen Worte prächtige Antworten geben, man konnte uns antworten: Marengo! Jena! Austerlitz!"

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute ist es klein. Wie damals, gehen wir der Willkür entgegen, aber wir sind keine Kolossen mehr. Unsere Regierung ist keine solche, die uns über den Verlust unserer Freiheit zu trösten versteht. Betrifft es die Kunst — wir entstellen die Tuilerien; betrifft es den Ruhm — wir lassen Polen untergehen. Doch hindert das unsere kleinen Staatsmänner nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn sie wie Despoten gewachsen wären; Frankreich unter ihre Füße zu stellen, als hätten sie Schultern, die Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit so fortgeht, wenn die vorgeschlagenen Gesetze angenommen werden, wird der Raub aller unserer Freiheiten vollendet werden. Heute läßt man mir von einem Censor die Freiheit des Dichters nehmen, morgen wird man mir durch Gensd'armen die Freiheit des Bürgers nehmen lassen. Heute verbannt man mich vom Theater, morgen wird man mich aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man mich, morgen wird man mich deportiren; heute der Belagerungszustand in der Literatur, morgen in der Stadt. Von Freiheit, Garantien, Charte, öffentlichem Rechte kein Wort mehr; nichts da. Wenn nicht die Regierung, von ihrem eignen Interesse besser berathen, auf diesem Abhange einhält, während es noch Zeit ist, werden wir sehr bald allen Despotismus von 1807 haben und ohne den Ruhm. Wir werden das Kaiserreich haben ohne Kaiser."

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten sie Ihnen,

wenn sie berathschlagen, gegenwärtig seyn. In diesem Jahrhunderte gab es nur einen großen Menschen, Napoleon, und eine große Sache, die Freiheit. Wir haben den großen Menschen nicht mehr, suchen wir wenigstens die große Sache zu behalten."

Sprach's! wie Voß im Homer zu sagen pflegt. Das Urtheil wird erst in vierzehn Tagen gesprochen ... Da fällt mir ein, daß ich etwas vergessen, das schön ist. Das Gesetz, aus welchem der Minister sein Recht, ein Stück zu verbieten, herleitet, stammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahre 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater sollten wöchentlich dreimal, Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon, und überhaupt nur republikanische Stücke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfernt halten, das geeignet ist, den öffentlichen Geist zu verderben und den schmählichen Aberglauben des Königthums wieder aufzuwecken. Wozu sich doch der Teufel nicht alle brauchen läßt — sogar zum Engel! Merkwürdig!

Paris, Montag, den 24. Dezember 1832.

— — — Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich sage: der Donner, weil das so üblich ist; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, sondern ging nach Hause, um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth sey. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh seyn, daß der Theatervorhang endlich gefallen ist; was mag er Furcht

vor seinem eignen Muthe gehabt haben! Welche artigen höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europens geschrieben und sie um Verzeihung gebeten haben für die sehr große Freiheit, die er sich genommen, eine Citadelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchischer Krieg, eine Schachpartie, wo sich Bauern für den König schlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte seine Ehre retten. Die Ehre eines Königs erhält sich nur im Blute — das ist bekannt. Es ist mir als wenn ich dabei wäre: der Marschall Gerard wird den General Chassé zu Tische bitten und da werden sie sich wechselseitig die artigsten, schönsten Dinge von der Welt sagen; dem Einen für seine heldenmüthige Vertheidigung, dem Andern für seinen heldenmüthigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken und vor der Thüre spielt die Regimentsmusik. Unterdessen jammern die holländischen und französischen Verwundeten in den Spitälern, unterdessen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute.

Paris, Sonntag, den 30. Dezember 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat seine Gerichtsdiener, nachdem sie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben: der Mann ist ein Philister. Es wäre merkwürdig! Ist er kein Bösewicht, oder ist er nicht wahnsinnig, ist er ein Philister. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte,

waren der Reihe nach einige groß, die meisten klein; manchmal gut, öfter schlecht; viele leer, die meisten unmäßig. Aber so glatt gestrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich diesem Louis Philipp, war noch kein französischer König. Die Andern hatten ihre Leidenschaften, sie hatten ihre Krankheiten; aber diese Leidenschaft der Ruhe, dieses Ordnungsfieber hatte Keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe werden! Und seine Dintenlecker, seine besoldeten Redner und Zeitungsschreiber, was sie ihm Hymnen singen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäsar, nicht Napoleon besungen. Sie sagen: vor Antwerpen sey ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzosen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, sondern für die Gesetze hätten sie gekämpft, es sey ein legaler Heroismus gewesen. Für die Gesetze wären Frankreichs Heldensöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Wasser gestanden und hätten sich beregnen und niederschmettern lassen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marsellaise gesungen, wie die revolutionären Blätter gelogen, sondern die guten „Kinder" hätten gerufen: vive le roi, vive le roi! . . . Und darum jene drei heißen Juli-Tage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armselige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten!!! Einen Braunschweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falschen Zahn seiner Unterthanen eine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundsechszig Thaler für einen ganzen falschen Mund! (Wenn dieser gute Herzog viele Beamte und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürst werden.) Und darum dieses dreitägige Fest, welches die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechsel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verschleuderte Jupiter in drei Tagen alle seine Blitze, um ein

frommer Jurist zu werden, um Götter und Menschen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrschen! Was ist da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürsten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen lassen.

Ein Engländer soll gesagt haben: „Die deutschen Gelehrten lieben eine vernünftige Preßfreiheit!" Dieses Lumpengesindel ist nur zu Löschpapierr zu gebrauchen; sie drucken ihr Bestes darauf und nennen es gutes weißes Druckpapier. Sie verstehen das nicht, sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten sie, was das heißt, gutes weißes Druckpapier, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unserm öffentlichen Leben. O das Vieh — eingestandenermaßen!

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutsche in London ein freisinniges Blatt in deutscher Sprache. Als dort der österreichische und der preußische Gesandte das erfuhren, ließen sie von einem ihrer vertrauten Gesellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das sie verschenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Absicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei solch einem wohlthätigen Unternehmen zu unterstützen, nicht dem ganzen diplomatischen Corps, den Nunzius an der Spitze, sollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu schrecken oder zu bestechen. Aber .... aber ... gutes weißes Druckpapier!

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Sie sind hier wie bei uns, es ist gar kein Unterschied. Sie glauben auch, es sey möglich, dem Geiste der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aesthetik gut bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie sehen nicht ein, daß es ihnen an Verstand mangelt, sie glauben nur, es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kopf fehlt, sie meinen, es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abschlagen. Käme ich morgen zu dem ersten Minister jedes Staates auf dem europäischen Festlande und brächte ihm tausend Millionen Dukaten und einen ausführbaren Plan, hundert Tausende unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunter zu schlagen — er bestellte mich auf übermorgen wieder, und verspräche mir, bis dahin die gute alte Zeit wieder herzustellen. Ich glaube, ihr Irren kömmt daher, daß sie die Geschichte nicht kennen oder nicht verstanden haben, die Welt wurde immer von einer Idee beherrscht, und Völker wie ihre Regierungen mußten sich ihr unterwerfen. Zwischen einer und der andern Idee kam aber immer ein Jahrhundert des Stillstandes; da schlief die Menschheit. Diese Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber, um die Völker zu unterjochen. Diese erwachten und da gab es Revolutionen — da war erst das Christenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künste und Wissenschaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwischen dem Frieden, der die Religiosstreitigkeiten endigte, und der französischen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieser Zeit bildete sich das ministe=

rielle Regieren aus, das früher gar nicht Statt fand. Die Menschheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichste unter allen; denn die Freiheit ist eigentlich keine Idee, sondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu fassen, zu verfolgen und festzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürsten ihren Völkern sagen: wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit ist das alle zugleich; wozu sie wechseln lassen, wozu uns mit der Scheidemünze unseres Glücks beschleppen? Es ist also da gar nichts zu machen und die Europe littéraire wird die Welt nicht ändern. Uebrigens erscheint sie viermal wöchentlich in groß Folio „sur papier grand-raisin vélin, satiné." Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutsches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unsere 36 Fürsten, die andern aber bekämen das Journal auf gutem weißem Druckpapier.

Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir gestern gebracht: die Didaskalia, die Xenien, der Tabak, das Büchlein von Göthe und der falsche Liberalismus. Den letztern habe ich jetzt zweimal. Es entgeht keiner seinem Schicksale: ich und der Krug, wir waren bestimmt: er, von mir gelesen zu werden, ich, ihn zu lesen. Erst vor wenigen Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sous, weil man mir gesagt, daß ich darin stünde. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich meine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift von vorn lesen. Aber beim Aufschneiden der Blätter fand ich: „Die Servilen wollen sehr viel, aber die Liberalen wollen lieber alles" — und das sey das Witzigste, was je aus einem deutschen Munde gekommen und könne sich mit dem besten französischen Calembourg messen. Dann kam unter meinem Messer hervor: „Ebendeshalb." Da verlor ich die Geduld. Was soll ich mit einer so alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen, der Ebendeshalb schreibt? Eben deshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geschickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es lesen und Ihnen dann meine Meinung darüber sagen. Dieser Krug ist Professor in Leipzig und hat nach der polnischen Revolution, weil er gegen die Polen geschrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von diesen drei Dingen hat sich ereignet. Er ist einer der breitesten Köpfe Deutschlands. Die schöne Welt hält ihn für einen großen Philosophen, weil er so langweilig ist, und die Philosophen halten ihn für einen schönen Geist, weil er so seicht ist. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere,

sondern für einen Lump. Er schreibt über Alles, was geschieht, ganz jämmerlich, und wenn ich die Geschichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geschäfte machen, als solch einen Buchhalter haben. Er ist ein literarischer armer Teufel, der sich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinstellt und so oft ein Stück aus ist, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er ist ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geschickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube, Sie wollen mich ärgern. Da ist zuerst: Lionell und Arabella (Fortsetzung), „Arabelle schauderte bei diesen Worten in sich zusammen und drängte sich näher an den Mann ihrer Liebe, als suche sie Schutz bei ihm vor unsichtbarer Gefahr. Er schloß sie fest an sich, legte ihr niedergesunkenes Haupt an seine Brust und sprach feierlich: Weib meines Herzens!" Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu sprechen — Was kommen Sie mir mit solchen Sachen? . . . Ferner: Predigt über einen Rosenstock (Schluß). „Wie viele Küsse würde man z. B. um so manche meiner schönen Zuhörerinnen finden?" Davon verstehe ich nicht einmal die Grammatik. . . . Weiter: Sitzung des Assisenhofs in Mainz (Schluß). „Am 29. März steckt er ein Messer in seine Hosentasche". . . . Unterhaltungen auf dem Marktschiffe zwischen Frankfurt und Mainz. (Fortsetzung). „Hinter mir saß ein Mägdlein". . . . Dresden, den 25. Novbr. „Die erfreuliche Nachricht von der Vermählung unseres Mitregenten mit einer Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach ist nun hier für Niemanden ein Geheimniß mehr. Es ist zu hoffen, daß diese neue Verbindung zwischen zwei bereits verschwägerten Familien auch segensreich für die beiden Länder wirken werde." Ich gratulire und hoffe auch.

Samstag, den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verstand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan von dem Himmel selbst geladen, damit die Könige zu schrecken und zu strafen, ist ein wasserspeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdruß und den Fürsten zum Gespötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, diesem monarchischen Erntefeste, überall, wo Land und Gut des Volks das Landgut des Fürsten bilden, haben Philipps Knechte, die schweren Garben Frankreichs, sein Glück und seinen Ruhm, seine Tugend und seine Ehre, seine Rosen und seine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wiese, Alles dem König; wer nicht sein Kind ist, ist sein Knecht. Man schämt sich, ein Mensch zu seyn. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorn seinem Reiter flucht; nur verstehen wir sein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menschenvolk küßt die Sporen seines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlands genannt: dies Findelkind vom Greveplatz! Das französische Heer in Belgien wurde glücklich gepriesen, von zwei königlichen Prinzen Beispiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsschule zweier Milchsuppen-Gesichter gegeben! Sie haben den König gesagt: er hätte die Cholera besiegt, vor seiner Barmherzigkeit hätte sich die unbarmherzige Vorsehung geflüchtet — sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni seine Feinde niedergeschlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei hat König Louis Philipp diese

mit Wollust eingeschlürft. Er hat geprahlt und gespottet: Die Republik wäre erbleicht vor seinem Sterne. Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war geflossen; ein König sollte das vergessen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über seine Erinnerung hängen. Aber dieser König rühmt sich seines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider, der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelsten Franzosen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall seiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und in der Mitte, nicht, wie seine Schmeichler sagten, an der Spitze von vierzig tausend Soldaten, ist er gegen drei hundert Republikaner gezogen, die sich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutigel rund am Halse, Purpur über den ganzen Leib und zum Königsmantel muß es sich die Haut abziehen.

Montag, den 7. Januar.

Von Chateaubriand ist eine neue Schrift erschienen: **Mémoire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry.** Sie sollen sich aus Freundschaft für mich etwas darüber freuen, denn dieser gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erscheint, gehe ich in mein Zelt und lasse ihn kämpfen. Freilich muß ich diese Hülfe mit melancholischen Gedanken bezahlen. Wenn ich sehe, wie ein so geistreicher und edler Mensch von der Legitimität faselt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus:

Auch Chateaubriand hat den Verstand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, diese Hoffnungslosigkeit des Unglücks, diese Erblichkeit der tiefsten menschlichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preisen! O Wahnsinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenschaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot sich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Minister erlaubten weder ihm noch seinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal seit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abschied genommen und sich in die Einsamkeit begeben, und dreimal schon kehrte er zurück. Er sagt: „Ich habe Hunger und Durst nach Ruhe; es kann mir Keiner lästiger seyn, als ich es mir selbst bin; aber ich suche mich mit meiner eignen Achtung von der Welt zurückzuziehen: man sehe sich vor, welche Gesellschaft man in der Einsamkeit wähle." Nun, warum hat er nicht gleich das erste Mal, als er Paris verließ, seine Selbstachtung mitgenommen? Wie vergißt man dreimal sein Paket zu machen? Ja, die Berry ist unterdessen gefangen worden! Nun! Was geht ihn die Herzogin an? Man höre: „Meine Denkschrift über das Leben und den Tod des Herzogs von Berry, in die Haare der Wittwe gewickelt, die jetzt im Kerker schmachtet, liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Heinrichs IV. noch ähnlicher machte. Ich habe diese ausgezeichnete Ehre (insigne honneur) nicht vergessen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Bezahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld." Das ist artig. Ich ließe es mir selbst gut gefallen, wenn eine schöne Wittwe ihr langes seidnes Haar um meine Schriften flechtete; aber sie hineinlegen in die Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes — nichts da! Man kann nicht wissen, ob sie nicht eine Wittwe von Ephesus ist, die nach vier Wochen die Haare wieder herausnimmt, sie ihrem

neuen Liebhaber zu schenken, und dann meine Schriften allein verfaulen läßt bei dem Herzen des geliebten Todten. Nichts da, und habe ich nicht recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? Notre-Dame de Blaye, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er sagt: „Man wirft mir vor, daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. Nein; ich ziehe die Treue des Eides dem Meineide, die moralische Welt der materiellen Gesellschaft vor. Das ist's." Freilich ist es das, nach der Lehre der Monarchisten. Der Räuber, nachdem er sein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geschworen, darf plündern und morden; denn Treue ist heiliger, denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch wie es nicht ist, was würde das beweisen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß ist die Bestimmung jedes Daseyns. Es kömmt nicht darauf an, lange, sondern viel zu leben. Nichts ist dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen schnell. Wenn die österreichische Monarchie noch zehn tausend Jahre lebte, und der nordamerikanische Freistaat endigte morgen, in seinem fünfzigsten Jahre, wäre darum Oesterreich ein besserer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika gewesen? Napoleon sagte auf St. Helena: „Daß meine Dynastie nicht älter war, das hat mich zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder emporgehoben, wäre ich mein Enkel gewesen." Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweisen! Guter Gott! Das beweißt ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europens auf dem Altare seines Ehrgeizes hätte schlachten dürfen! Das schöne Loos der Franzosen, wenn

Napoleon, als legitimer Fürst mit seinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen sie gebrauchte, dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was ist es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt als einer usurpirten oder einer Republik? Etwa, weil erstere in den Herzen der Völker Wurzeln schlägt? O nein. Es ist nichts, als daß alle Fürsten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigene betrachten und ihm darum in Gefahren Beistand leisten. Es ist nichts, als weil die legitimen Fürsten alle Usurpatoren und Republiken als Brodbiebe hassen und sie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit List zu Grunde zu richten suchen. Redet von der Macht der legitimen Fürsten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürsten fürchten, sagt aber nicht, daß sie ihn lieben. Die Franzosen haben drei Mal die Bourbons verjagt, so legitim sie waren, und haben für den Usurpator Napoleon mehr gethan, als je für einen ihrer Könige; denn sie liebten ihn. Die schweizerische Republik lebt schon ein halbes Jahrtausend in Glück und Frieden, weil sie ihre Berge gegen die Fürsten schützten, oder diese über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt seit sechzig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro ist ein legitimer Fürst, warum gelingt es ihm nicht? Weil er seinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum seine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie gestoßen, und ihm schaden, so viel sie können. Don Miguel ist ein Usurpator, warum erhält er sich? Weil er die Tyrannei meisterhaft handhabt, und die entzückten Fürsten ihm darum heimlich Beistand leisten. Das ist der Segen der Legi-

timität, das ist die Ruhe und Ordnnng in Monarchien: man findet sich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel lassen sie uns das Leben. Und will Einer sein Leben und seinen Beutel behalten, schlägt man ihn todt und dann heißt es: Seht! das sind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der Regierung den Vorschlag, er wolle jede gestohlene Sache gegen dreißig Prozent ihres Werthes zurückschaffen. Nun, wer sich mit zwei Drittheilen seines Glückes begnügen will, wer nicht den Verstand und den Muth hat, Diebe und Räuber von seinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht, die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, spricht von ihrem Rechte, nach Frankreich zu kommen, um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie ist Mutter; er beruft sich auf das Herz jeder Mutter. Das ist stark! Ich sehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone sehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig Millionen Franzosen zum Spielwaaren-Lager! Aber ein Land, wie Frankreich, zur Schachtel! O Herr Vicomte! Es ist Ihr Ernst nicht. Nein, was wir armen Menschen jetzt geplagt sind, die Steine könnten sich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachsenen, mit regierenden Fürsten zu thun, jetzt quälen uns die fürstlichen Kinder schon während des Lebens ihrer Eltern! Da ist der Herzog von Bordeaux, da ist die Donna Maria, da ist die Tochter der Königin von Spanien, die erst einige Monate alt ist. Als gebe es kein anderes Mittel, die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu stillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu stecken!

Dienstag, den 15. Januar.

Ein preußischer Naturforscher wollte eine wissenschaftliche Reise nach Nordamerika machen und bat seinen König um Unterstützung. Dieser antwortete: Amerika sey schon genug ausgeforscht, aber in Sibirien wären noch die schönsten Entdeckungen zu machen. Als sich nun ein anderer Naturforscher fand, der sich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reisegeld. Ist das nicht artig? ja, **dieses Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und stört sie im Schlafe.** Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und sie sagen uns doch seit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alles eins! Freiheit ohne Blut — und sie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit sey eine Art Fisch, der nur im rothen Meere lebe! Aber sie hoffen sehr auf eine bessere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längst vorher gesagt, das Band, welches die verschiedenen Länder Amerika's aneinander knüpfe, würde bald zerrissen und dann würden die Vereinigten Staaten aus der gottlosen Liste der Republiken gestrichen und in die heilige Civilliste gesetzt werden. Und in diesen Tagen hat sich wirklich ereignet, daß eine Provinz der Vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengesetze, das ihrem Handel schadet, sich von der Union gewaltsam loszutrennen droht. Schon fangen die Aristokraten zu jubeln an: „Das Werk Washingtons und Frankreichs stürzt zusammen!" schon halten die europäischen Fürsten im Stillen eine Familienmusterung und vertheilen Amerika zwischen ihre Otto's, Carls, Wilhelms und Friedrichs; schon erkundigt sich Herr von

Gagern vertraulich bei Herrn Rothschild, welcher Fürst am meisten Kredit habe, und arbeitet an einer schönen Rede für die hessendarmstädtische Kammer, worin er von der Brüderschaft des Missisippi und des Rheins spricht. Unvergleichlich ist die dumme Naivität, mit welcher die Royalisten die Naturnothwendigkeit der monarchischen Regierungen darthun und ihre feste Hoffnung ausdrücken, daß Gott in seiner Barmherzigkeit auch bald den amerikanischen Völkern Könige verleihen werde. Sie sagen: ein Staat in seiner Kindheit und in seinem Greisenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tausend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke ist, und daß, wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu als sie verlangen und bekenne, daß die Staaten nicht blos in ihren Kinderjahren und im hohen Alter, sondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürstlichen Regierung bedürfen — sobald sie krank werden. Dann ist die Monarchie das Heilmittel und der Fürst der Arzt. Aber sobald die Gesundheit zurückkehrt, wirft man das Arzneiglas zum Fenster hinaus und verabschiedet die Aerzte. In diesem Zustande der Wiedergenesung ist jetzt der größte Theil der europäischen Welt. Wozu also noch länger Doktor und Apotheker? wozu so vieles Geld für Arzneimittel ausgeben, das wir für unsere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da gibt es Völker, die von Gesundheit strotzen und in der Einbildung krank sind, nur da sehen wir die ganze lächerliche und traurige Geschichte von Moliere's malade imaginaire. Lesen Sie gleich vorn die Apotheker-Rechnungen: es ist eine Satyre auf die monarchischen Budgets. Da sind die Volks-Doktoren Onifarius Vater und Sohn, da ist der Volks-Apotheker Pargo, die den unglücklichen Argan

anführen und abführen, daß es ein Erbarmen ist. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er gesund sey, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thüre hinaus werfen; aber da tritt jedesmal madame Belise, der nach dem Gelde des armen Tropfes gelüstet, zur rechten Zeit hinzu und spricht zärtlich: mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erstickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird, wie Argan, auch das Volk klug werden, sich selbst zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnißvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man regieren nennt — selbst lernen und ausüben.

Inhalt.